
L·O·R·R·A·I·N·E
E·D·W·A·R·D
W·A·L·T·E·R
·παντα·ῥεῖ·


LORRAINE
EDWARD
WALTER
πάντα ῥεῖ
EL
W

Gesammelte

Vorträge und Aufsätze

von

Karl Bartsch.



Freiburg i. B. und Tübingen 1883.
Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck).

Druck von H. Laupp in Tübingen.

Vorwort.

Wiederholt und von mehreren Seiten aufgefordert, eine Sammlung meiner theils an verschiedenen Orten zerstreut gedruckten, theils noch ungedruckten Vorträge und Aufsätze zu veranstalten, habe ich dieser Aufforderung entsprochen, weil ich glaubte aus ihr entnehmen zu dürfen, daß manchem eine solche Sammlung nicht unwillkommen sein wird.

Bestimmend für die Auswahl war der Gesichtspunkt, nur solche Arbeiten aufzunehmen, welche durch ihren Inhalt und ihre Behandlungsart auch für weitere Kreise der Anziehungskraft nicht entbehren. Ausgeschlossen ist daher, mit einer einzigen Ausnahme, alles was ich in gelehrten Fachzeitschriften veröffentlicht habe. Die Aufsätze sind unverändert, wie sie früher gedruckt erschienen oder als Vorträge gehalten wurden, wiederholt, und nur in den Anmerkungen ist hin und wieder etwas ergänzt worden.

Ueber Entstehung und Anlaß der einzelnen Stücke sei noch folgendes gesagt.

Das biographische Bruchstück 'Aus der Kinderzeit' (I) reicht seiner Grundlage nach in das Jahr 1860 zurück; damals schrieb ich für meine Frau meine Lebenserinnerungen bis zur Uebersiedelung nach Berlin (1851) nieder. Der Wunsch, meinen Freunden, die mir bei meinem fünfundzwanzigjährigen Doktorjubiläum (1878) eine sinnige Erinnerungsgabe darbrachten, mit einer kleinen Gegengabe zu danken, bestimmte mich den ersten Abschnitt neu zu bearbeiten und separat für sie drucken zu lassen; daran hat dann die Umarbeitung des zweiten sich an-

gereiht, dem vielleicht später einmal eine Fortsetzung folgt. Ich will hier einen charakteristischen Zug zu S. 52 nachtragen, den mein Bruder mir ins Gedächtniß zurückrief. Der dort erwähnte Vergnügungsort 'Die neue Welt' war ein von einem festen Zaune eingehegter Garten mit einem Eingangsthore. War man nun angekommen, so zogen die Schüler der unteren und mittleren Klassen herein, das Thor wurde geschlossen, und die Secundaner und Primaner mußten im Verein mit den Lehrern den Garten im Sturm nehmen. Dabei benutzten sowohl Angreifer als Vertheidiger die Gelegenheit, um den weniger beliebten Lehrern manche wohlgezielte Püffe, scheinbar in der Hitze des Gefechtes, beizubringen und so ihr Müthchen zu kühlen für manche Unbill, die sie im abgelaufenen Schuljahr erduldet hatten.

Der Vortrag über die Nibelungensage (II), welchen ich zuerst im Winter 1873/74 in der Museumsgesellschaft zu Heidelberg hielt, war bisher nur in italienischer Uebersetzung in der Rivista internazionale von 1876 (S. 2 ff. 33 ff. Come ha preso forma poetica la leggenda dei Nibelunghi?) gedruckt und erscheint hier zum ersten Male in seiner ursprünglichen Gestalt.

Der Parzivalvortrag (III), zuerst im Jahre 1871 in Rostock gehalten, wurde im 'Salon' von 1876 (S. 41 ff., 200 ff.) veröffentlicht; der Vortrag über Tristan und Isolde (IV), den ich 1875 im Museum zu Heidelberg hielt, war bisher ungedruckt.

Nr. V und VI sind Reden, welche ich als Rector der Universität Rostock in den Jahren 1867 und 1868 zur Feier des Geburtstages des Großherzogs Friedrich Franz von Meklenburg gehalten; beide sind im Druck erschienen (Leipzig 1867 und 1868). 'Die Formen des geselligen Lebens' (VII), ein akademischer Vortrag aus meiner Rostocker Zeit (1862), ist in dem Album des literarischen Vereins in Nürnberg (1863, S. 149—179) veröffentlicht; und ebenda (1865, S. 1—75) die Abhandlung über die 'Tagelieder' (VIII), die Erweiterung eines in dem genannten Vereine 1864 gehaltenen Vortrags.

Der Aufsatz über 'Guillem von Bergueban' (IX) ist der einzige einer Fachzeitschrift entnommene; er findet sich in dem Jahrbuch für romanische und englische Literatur (VI, 231—278) und ist hier mit Weglassung einer Partie, die nur für specielle Fachgenossen Interesse hat, wiederholt worden.

Der Vortrag über 'das altfranzösische Volkslied' (X) wurde im Museum zu Heidelberg 1881 gehalten und ist in 'Nord und Süd' (Bd. 21, S. 224—235) veröffentlicht. In derselben Zeitschrift (Bd. 10, S. 352—365) erschien der letzte Vortrag über 'italienisches Frauenleben' (XI), den ich in der Museumsgesellschaft zu Frankfurt am Main 1879 gehalten habe.

Heidelberg, im Oktober 1882.

K. B.

Inhalt.

I.

Aus der Kinderzeit.

Bruchstück einer Biographie.

1. Sprottau.

Ich bin am 25. Februar 1832 in der niederschlesischen Kreisstadt Sprottau am Bober geboren, als das sechste Kind meiner Eltern. Mein Vater, Karl Friedrich Wilhelm Bartsch (geboren zu Oels am 1. April 1792) hatte sich aus Neigung und eigener Wahl dem landwirthschaftlichen Fache gewidmet, dem Berufe des Vaters folgend, der in späterer Zeit (1817) Amtmann in Pawelwitz bei Hunsfeld in der Nähe von Breslau war. Als Oekonomie-Eleve machte mein Vater seine Lehrzeit in Leonhardwitz (nicht weit von dem jetzt meinem Schwager Methner gehörigen Rittergute Brandschütz) bei einem Verwandten, dem Oberamtmann Scheibel, durch. Noch keinen Augenblick hatte er bereut, diesen Beruf erwählt zu haben, 'als — so schreibt er selbst — das Jahr 1813 auch mir, wie so Vielen, einen andern Wirkungskreis anwies. Der Ruf unsers verehrten Königs: das Vaterland sei in Gefahr! ertönte in den seinem Scepter unterworfenen Staaten, und Alles, was König und Vaterland liebte, ergriff die Waffen, um die siebenjährige Schmach zu rächen und Preußens Ruhm wiederherzustellen. Auch ich, durch keine engern Bande gefesselt, stellte mich in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und trat als Freiwilliger bei der Artillerie ein.' Nach Verlauf von zwei Monaten wurde er zum Feldwebel befördert und machte als solcher den Feldzug von 1813—14, dann als Portepée-Fähnrich den von

1815 mit. 1816 wurde er nach abgelegtem Examen zum Offizier in der damalig sechsten, später vierten (Magdeburgischen) Artillerie-Brigade ernannt [1]. 1817 stand er in Berlin, wo er daneben Collegia hörte, an deren Besuche er jedoch durch eine 'sehr gefährliche Augenkrankheit', in welcher ihn Geheimerath Gräfe behandelte, fünf Wochen lang verhindert wurde. Schon damals rieth er seinem jüngeren Bruder Wilhelm ab, ebenfalls Militär zu werden, wenn er nur irgend einige Neigung zu einem andern Berufe fühle, da bei den gegenwärtigen Verhältnissen jeder, der nicht besonders begünstigt sei, darauf rechnen dürfe, zwanzig Jahre Lieutenant zu bleiben. Er selbst gehörte, zeitweise in Wesel am Niederrhein stehend, dem Militär noch bis 1820 an, in welchem Jahre er durch einen Sturz vom Pferde, der ihm nicht mehr erlaubte, die anstrengenden Artillerieübungen mitzumachen, sich veranlaßt sah, um seinen Abschied einzukommen. Derselbe wurde ihm mit einem jährlichen Wartegelde von 196 Thalern (einschließlich des Zuschusses aus der Artillerie-Privatpensionskasse) und mit der Aussicht auf Civilversorgung ertheilt. Schon früher hatte er, als Feuerwerkslieutenant, dem es oblag, einen Theil des Unterrichts in der Brigadeschule zu übernehmen, die während seines Besuches der Artillerie- und Ingenieur-Schule erworbenen Kenntnisse im Feldmessen durch fleißige Uebungen mit den Schülern vervollkommnet und beschloß daher, jetzt durch Ausführung von Vermessungen seine Einkünfte zu vermehren. Er arbeitete nun zunächst bei dem Bauinspektor Opitz in Breslau unter sehr annehmlichen Bedingungen, um sich einige Kenntnisse in dem Gange der Separations-Geschäfte zu verschaffen, ließ sich dann examiniren und als Vermessungsconducteur vereiden. Da er Breslau, wo er durch Verwandte und alte Kameraden angenehme Beziehungen hatte, nicht gern verlassen wollte, so ließ er sich durch die königliche General-Kommission für Niederschlesien in verschiedenen Kreisen der Provinz den Sommer 1822 hindurch beschäftigen und wurde im Herbste, da es in den Kreisen Glogau und Sprottau viel Arbeit gab, dem Specialcommissarius dieses Bezirkes zugewiesen.

Um diese Zeit lernte er meine Mutter, Friederike von Winterfeld (geboren am 10. November 1800) kennen, deren Familie in der Gegend lebte, in welche ihn jetzt sein Beruf geführt. Er hatte zuerst durch seine Cousine Luise Schwartz, die Tochter des Oberamtmanns Scheibel, die in Breslau an den Kaufmann Schwartz verheirathet war, von der Mutter gehört und war durch diese mündlichen Mittheilungen bereits sehr für sie eingenommen, ohne daß jedoch, wie er versichert, der Gedanke einer Verbindung weder ihm noch der Cousine in die Seele kam. Nachdem er sie persönlich kennen gelernt, überzeugte er sich bald, daß sie diejenigen Eigenschaften besitze, 'welche zur Gründung des häuslichen Glückes erforderlich sind.' Er warb daher schon nach kurzer Bekanntschaft um sie (Anfang Januar 1823). Sie vermochte nicht sich auf der Stelle zu entscheiden; auch sie hatte das Günstigste von ihm vernommen und kam ihm daher mit herzlicher Achtung entgegen, ohne jedoch, wie es von seiner Seite der Fall war, eine leidenschaftliche Empfindung für ihn zu hegen. Sie war eine liebliche Erscheinung, die wohl, auch nach flüchtiger Begegnung, einen Mann fesseln konnte. Ihre Schönheit und Anmuth vergegenwärtigt ein lebensgroßes Brustbild, welches, im Profil aufgenommen, die feinen Linien desselben zeigt, die sie bis in ihre spätesten Jahre bewahrte; das Bild ist in der ersten Zeit ihrer Verheirathung gemalt. In der eigenen Familie hatte sie nicht das Glück eines Ehebundes vor Augen gehabt; ihre Eltern waren nach wenigen Jahren geschieden worden, und so genoß sie, theils bei der Mutter, theils bei Verwandten lebend, nicht die Segnungen eines beglückten Familienlebens.

Wie erwartungsvoll der Vater und die Verwandten der Entscheidung entgegensahen, zeigt ein Billet von einer andern Cousine, Amalie, der Schwester von Tante Schwartz [2]. 'Von Riekchen — so wurde der Mutter Vorname allgemein abgekürzt; auch der Vater nannte sie in Briefen immer so — ist noch keine Antwort angelangt, dies schadet aber auch gar nicht; denn Carl rechnet jetzt noch auf keine Antwort von ihr, er ist ja für den Augenblick schon überseelig, daß sie nur nicht gleich

nein gesagt hat und daß ihm kein reicher Kaufmann im Wege steht.'

Endlich, gegen Mitte Januar, gab sie ihr Jawort, unter der Bedingung, daß ihr Vormund in die Verbindung einwillige. An diesen wandte sich daher der Vater in einem ausführlichen Schreiben (Merzdorf 15. Januar 1823). Er legte ihm seinen Lebensgang und seine Aussichten dar; da vorauszusehen war, daß die betreffenden Arbeiten noch wenigstens zehn Jahre dauern würden und gut bezahlt wurden, so konnte er auf solche Aussichten ein bescheidenes Heim gründen. Auch hegte er die Absicht, die langen Winterabende dazu zu verwenden, um sich im Wasserbaufach, über dessen mathematischen Theil er Vorträge gehört und ausgearbeitet hatte, die nöthigen Kenntnisse zu erwerben und sich dem Examen als Wasserbau- und Deich-Inspector zu unterziehen. Der Vormund gab die erbetene Einwilligung und so verlobten sich die Eltern am 4. Februar 1823 in Merzdorf. Den Verlobungsring, den der Vater der Mutter schenkte, begleitete er mit folgenden Versen[8]:

An Rieckchen.

Nimm diesen Ring! er sei aufs neu
Dir ein Symbol von meiner Treu;
Gold war ja seit der Fabelzeit
Ein Sinnbild der Beständigkeit.

Im August desselben Jahres führte er die Braut nach Sprottau heim, wo er die Stelle eines Vermessungs-Conducteurs bekleidete, von der er nach einigen Jahren zum Vermessungs-Revisor avancirte.

Er war ein Mann von außerordentlicher Energie, seltenem Fleiße und ungewöhnlicher Arbeitskraft. Seine Bildung, die von der Jugendzeit her eine mangelhafte gewesen, suchte er durch Privatstudium zu erweitern. Ein schulmeisterlicher Zug war in seinem Wesen; er konnte es auch in Briefen nicht unterlassen, Ausdrücke, die die Mutter gebrauchte, zu corrigiren, und die Mutter mußte darüber lachen, daß er diese 'Klaubereien' noch nach Jahren fortsetzte. Wie an sich selbst, so stellte er an seine Umgebung sehr strenge Anforderungen. Dabei war er

aufbrausend, leidenschaftlich, jähzornig in hohem Grade, besonders da, wo er etwas unwahres zu bemerken glaubte. Da er sich immer des aufrichtigsten Strebens bewußt war, duldete er keine Unwahrheit und Lüge, schwer aber auch einen Widerspruch. Die Mutter dagegen, von sanftester Gemüthsart, war solcher energischen Führung gegenüber völlig willenlos. Er liebte sie herzlich, ja leidenschaftlich, doch war er nicht selten hart und herrisch gegen sie. Allein das Bewußtsein, wie treu und redlich er es meine, ließ meine Mutter doch eine herzliche Liebe zu ihm gewinnen, so daß ihre Ehe auch bei zeitweisen Stürmen eine recht glückliche war. Die aufbrausende Heftigkeit vergütete er dann durch liebevolle Zärtlichkeit und Gemüthlichkeit. Die trefflichen Eigenschaften der Mutter, ihre Bescheidenheit, ihre Wirthschaftlichkeit, ihren Fleiß wußte er hoch zu schätzen.

Charakteristisch für die Mischung von autokratischem Wesen und harmloser Gemüthlichkeit scheint mir ein scherzhaftes Schreiben, welches er zu Weihnachten 1830 in Form eines Regierungserlasses an die Mutter richtete, und das ich hier deswegen mittheilen will.

'Wir Karl Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden Selbstherrscher in Unserm Familienstaate 2c. Unsern gnädigen Gruß zuvor. Besonders Liebe Getreue! Wir haben mit Wohlgefallen ersehen, welche Mühe Ihr Euch bisher gegeben habt, Unserm Haushalte vorzustehen. Indem Wir dies mit Dank anerkennen und Euch hierüber eine Belobigung ertheilen, finden Wir zugleich Uns veranlaßt, da die Umstände eine Vermehrung der Ausgaben herbeiführen, Euren Etat zu erhöhen und zwar jährlich um 24 Rthlr. schreibe Vier und zwanzig Reichsthaler, welche Ihr vom 1ten k. M. u. J. ab in monatlichen Ratis von 2 Rthlr. praenumerando aus Unserer Haupt-Kasse in Empfang nehmen könnt. — Wenn' Wir jedoch Unsere angeborene Milde bei gegenwärtiger Weihnachts-Feier noch auf andere Art darlegen wollen, so haben Wir beschlossen, Euer Kapital zu erhöhen und zu diesem Behufe Euch einen Staatsschuldschein von 25 Rthlr. geschrieben Fünf und Zwanzig Reichsthalern, aushändigen zu lassen, welchen Ihr nach Gefallen auch bei Unserer Hauptkasse

gegen baares Geld nach dem Kours=Werth umsetzen könnt. — Wir behalten Uns vor, Euch in der Folge noch mehr Beweise Unserer Gunst zu geben und sind Euch in Gnaden gewogen.' Adressirt ist dieser Erlaß: 'An den Dirigenten der weiblichen Hauswirthschaft hieselbst.'

Gewohnt sparsam zu leben, und bedacht das sauer Erworbene den Seinigen zu erhalten, gestattete sich der Vater als einziges etwas kostspieligeres Vergnügen nur hin und wieder kleinere und größere Reisen. Unter diesen waren die häufigsten die nach Breslau, namentlich zu dem Freiwilligenfeste am 2. Mai, das er nicht leicht versäumte, da er dort viele Kameraden von den Feldzügen her traf und alte Erinnerungen auffrischte; er besuchte es theils mit der Mutter, theils mit Freunden, namentlich dem Pastor Ulrich in Sprottau. Dieser war auch sein gewöhnlicher Begleiter auf Fußreisen, die insbesondere in das nicht entfernte Riesengebirge unternommen wurden. Im Jahre 1832 trat er in Begleitung des Pastors Ulrich und des Kaufmanns Müller aus Sprottau eine Reise nach der sächsischen Schweiz und nach Böhmen bis Prag und Teplitz an. In Dresden hörte er in der Neustädtischen Kirche den 'berühmten Prediger Schmalz', der 'eine sehr erbauliche Rede über den Ehestand' hielt; im Linkeschen Bade sah er 'Doktor Fausts Mantel' und im Königlichen Schauspielhause 'Minna von Barnhelm' aufführen. Im August 1834 machte er, diesmal allein, seine weiteste Reise, an den Rhein, bei welcher Gelegenheit er eine Menge Kameraden aus seiner Militärlaufbahn wieder sah. Er ging über Torgau, Leipzig und Frankfurt nach Mainz. Hier sah und bestieg er das erste Dampfschiff; der Rhein entzückte ihn, nur bedauerte er, alles so im Fluge genießen zu müssen, da das Dampfschiff die Meile in einer halben Stunde zurücklegte. In Bonn besuchte er den Professor Bethmann=Hollweg, den er wahrscheinlich in Berlin kennen gelernt, und trat von da, nachdem er Cöln gesehen, zu Fuß die Reise ins Siebengebirge an.

Diese Reisen fallen bereits in die Periode der ersten Eisenbahnen in Deutschland; wie ein Kind freute er sich auf die



Zeit, wo er mit Dampf würde die Welt durchfliegen können. Er sollte es leider nicht mehr genießen; nicht einmal eine Eisenbahn zu sehen war ihm beschieden.

Auf allen Reisen wanderte er viel zu Fuß. Seine Bedürfnißlosigkeit war groß, er war mit dem einfachsten zufrieden; ich habe Notizbücher von seinen Reisen gesehen, die das bekunden. Bei Fußwanderungen zeichnete er sich durch seinen raschen, energischen Gang aus, wie in einem nachher noch zu erwähnenden Festliede ein Freund von ihm sang:

Ein guter Laufer bist du ja gewesen
In Sachsen, Böhmen, auch am Rhein;
Wer nicht gut Fußwerk hatte, war verlesen,
Auch half ihm nichts sein „langsam!" schrei'n.

Chor.

Sehnsucht nach Kümmel, Bier quälte dich nicht,
Aßest wohl auch mal ein wohlfeil Gericht.

Wie die Lust zum Reisen, so habe ich wohl auch den raschen Schritt beim Wandern, über den meine Begleiter manchmal klagten, von ihm geerbt; ich denke, auch von seiner Bedürfnißlosigkeit und Mäßigkeit beim Reisen ist etwas auf mich übergegangen.

Ein Zeugniß seines Interesses für wissenschaftliche Dinge erblicke ich in der Aufzeichnung einer Sympathieformel zur Besprechung von Zahnweh, wie deren viele ähnliche bekannt und veröffentlicht sind. Ich will sie als kleinen Beitrag zur Kenntniß des Aberglaubens hier mittheilen.

Die Zähne zu besprechen.

Petrus stand unter einem Eichenbusch,
Da sprach unser Herr Jesus Christus zu Petrus:
Petrus, warum bist du so traurig?
Da sprach Petrus: warum soll ich nicht traurig sein?
Die Zähne im Munde wollen mir verfaulen [5].
Darauf sprach unser Herr Jesus Christus zu Petrus:
Geh hin in dem Grunde,
Nimm Wasser im Munde
Und spei es wieder aus in dem Grunde.

Das vorhin erwähnte Festgedicht enthält noch manche Beziehungen auf des Vaters Leben in Sprottau. Ein Kreis von Freunden kam täglich um 6 Uhr Abends zusammen. Diese Zusammenkünfte hießen die 'polnische Stunde' und der Vater scheint ein hauptsächlich belebendes Element gewesen zu sein, ja vielleicht ist der Name von ihm eingeführt, da er der einzige der Freunde war, der von dem Gebiete des rechten Oderufers herstammte und daher den Beinamen 'der Pole' führte.

Wie stille wird's nun seyn in poln'scher Stunde,
Wenn du das Wort nicht mehr erhebst,
Wie sehr wirst fehlen du dem trauten Bunde,
Wenn ferne von uns du nun lebst.

Chor.

Denn auch durch das verschlossenste Ohr
Drang deine Stimme wie mächtiger Chor.

Das kräftige Stimmorgan haben alle seine Kinder von ihm geerbt. Weiter heißt es in dem Liede:

Wer wird nun streng das Spiel bekritisiren,
Wenn du am Spieltisch nicht mehr stehst,
Ob's recht war oder nicht, Beweise führen,
Wenn du aus unsrer Mitte gehst?

Im Kreise Befreundeter war er, der sonst so Mäßige und Enthaltsame, ein Freund des Weintrinkens, das er aber, wie er ausdrücklich einmal hervorhebt, nicht um seiner selbst, sondern um der Geselligkeit willen liebte. Wie in Schlesien überhaupt viel und gern Ungarwein getrunken wird, so zog auch er denselben in fröhlichem Kreise allen andern Weinen vor, wie ein anderer Vers desselben Liedes bezeugt:

Das Wort 'hier wird' hat uns das Herz gehoben,
Auch heute 'wird' — nur tapfer drauf
Wie auf dem schönen Winterberge oben
Beschlossen unser Tageslauf.

Chor.

Küsse und trinke, den Wein schone nicht,
Nimmer den Ungar, an dem's nie gebricht.

Elf Jahre hatte er in Sprottau gelebt, als er sich um eine

einkömmlichere Stelle bewarb. Er reiste zu diesem Zwecke nach Breslau und Liegnitz. Es wurde ihm der Posten des Steuereinnehmers in Bolkenhain angeboten, während der dortige Einnehmer nach Sprottau kommen sollte, wo die Stelle besser dotirt war. Mein Vater, der gern in Sprottau geblieben wäre, machte nun den Vorschlag, dem Bolkenhainer Collegen die Differenz der Einnahme zu vergüten, was dieser aber nicht annahm. Im folgenden Jahre (1835) war ihm eine Stelle in Breslau als Kreiskassen-Kontroleur zugesichert, er hatte bereits die Caution eingezahlt, aber schließlich erhielt sie ein anderer. Ueberhaupt ging es bei Besetzungen damals viel nach Empfehlung und Protektion; mehrfach wurden jüngere im Dienst vorgezogen, die, wie er einmal im Unmuth sich ausdrückte, 'ihre Haut nicht zu Markte getragen' d. h. nicht wie er an den Befreiungskriegen sich betheiligt hatten. Vielleicht war man auch wegen des Ausschlagens der Stelle im Jahre vorher dem Vater nicht sehr günstig gestimmt.

Er hatte bis dahin durch angestrengte Arbeit, namentlich auch durch Privatvermessungen neben den amtlichen, etwas vor sich gebracht. Das war aber auch nöthig, denn die Ehe war reich mit Kindern gesegnet. Sieben Kinder entsproßten ihr; erst kamen zwei Söhne, Rudolf (geboren am 12. September 1824) und Hermann (geboren am 4. Mai 1826), dann drei Töchter, Marie (geb. am 28. August 1827), Emilie, später Emmy genannt (geb. am 26. December 1828) und Clara (geboren am 21. April 1830), und zuletzt wieder zwei Söhne, ich und mein jüngster Bruder Max (geb. am 16. März 1834).

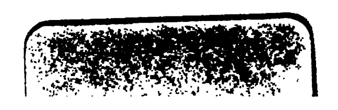
Nimmt man dazu, daß außerdem die Schwester der Mutter, Luise, die nachher den Amtmann Horstig heirathete, längere Zeit im Hause lebte, ferner eine alte Tante, so war, von den zwei Dienstboten abgesehen, für ein artiges Häuflein Menschen täglich zu sorgen.

Genau einen Monat nach meiner Geburt, am 25. März 1832, wurde ich von Pastor Ulrich getauft und erhielt die Namen Karl Friedrich Adolf Konrad.

Von meiner Vaterstadt habe ich nur ziemlich dunkle und ver-

worrene Erinnerungen. Am deutlichsten schwebt mir eine alte Großtante vor, Tante Fritzchen genannt (ein Fräulein Friederike von Sommerfeld), die in unserem Hause wohnte. Zu ihr ging ich an jedem Morgen, bei ihr machte ich auch meine ersten Studien im Lesen. Auch die ersten Spielsachen sind mit dem Zimmer, das sie bewohnte, verknüpft. Ein hellroth gebundenes Büchelchen von kleinstem Formate, auf jeder Seite einen Holzschnitt und darunter kurzen Text enthaltend, steht mir noch lebhaft vor Augen, es beschäftigte mich viel und folgte mir auch nach Gleiwitz, wo ich es noch lange besaß. Insbesondere machten die neutestamentlichen Bilder, wie das vom guten Hirten und ähnliche, deren Inhalt mir von der Tante erläutert wurde, auf mein Gemüth einen tiefen Eindruck. Von älteren Leuten, die im Hause wohnten, entsinne ich mich noch einer Freundin der Mutter, Frau von Hackewitz, die später nach Berlin zu ihrem Sohne, der Lieutenant war, übersiedelte und im Jahre 1848 auf eine räthselhafte Weise verschollen ist. Ein Spielkamerad von mir, Fritz Pusche, gewöhnlich nur 'der Pusche-Junge' genannt, und ein kleines Mädchen, Klara, Tochter des Hauptmanns von Knobelsdorf, mit welchem der Vater befreundet war und der uns gegenüber wohnte — das sind die einzigen jugendlichen Bilder aus jener Zeit, die mir haften geblieben.

Das Haus, das wir bewohnten, wenigstens in den letzten Jahren unseres Sprottauer Aufenthaltes, lag ziemlich an einem Ende der Stadt, und nicht ferne schloß sich eine Pappel-Allee an. Es gehörte dem Gastwirth König, wir hatten die Bel-Etage inne. Drei nach der Straße gehende Zimmer sind mir noch erinnerlich, die sogenannte 'gute Stube' in der Mitte, auf der einen Seite das Zimmer von Tante Fritzchen, auf der andern die Wohnstube, in welcher auch gegessen wurde. Ich erinnere mich, daß ich einmal, schon am Tische sitzend, ehe noch die Suppe aufgetragen war, in der Ungeduld und Erwartung in meinen silbernen Löffel, wahrscheinlich ein Pathengeschenk, hinein und ihn krumm biß, so daß sein Profil einer Nase glich, welche durch einen heftigen Stoß einen Knick bekommen hat; in dieser Gestalt habe ich ihn dann meine ganze Kinderzeit hindurch behalten.



Mein älterer Bruder Rudolf besuchte die Stadtschule, die unter der Leitung des Rektors Klose stand; Hermann kam erst in dem letzten Jahre der Sprottauer Zeit in dessen Klasse, während er vorher in die des Conrektors Strauwald gegangen war. Die beiden älteren Brüder wurden mit gleichaltrigen Freunden von dem Pastor Ulrich, einem jovialen Manne, im soldatischen Exerciren eingeübt, und ich sehe noch die kleine Truppe, wenn sie mit Trommelschall an unserem Hause vorüberzog.

Von mütterlicher und väterlicher Seite hatten wir in der Gegend, z. B. in Merzdorf und Rietschütz, Verwandte, zu denen wir öfter zum Besuche fuhren. Meine erste weitere Reise, die ich etwa mit vier Jahren machte, ging nach Groß-Glogau, der bedeutendsten Festung Niederschlesiens. Der Grund war ein trauriger, es zeigten sich bei mir schon damals die Spuren eines Augenleidens, das mir in den Jünglingsjahren manche Stunde getrübt hat. Den größten Eindruck machte natürlich auf mich, wie wohl auf jeden Knaben, das Militär, und dies ist auch die einzige Erinnerung, die von jener Reise sich mir erhalten hat.

Im Herbste 1836 wurde dem Vater die Stelle eines Hauptamtsassistenten in Elbing (Westpreußen) angeboten. Er trug Bedenken abzulehnen, weil er befürchtete, nachdem er den Posten in Bolkenhain zwei Jahre vorher ausgeschlagen, daß ein nochmaliges Ausschlagen in seiner Laufbahn ihm hinderlich sein könnte. In der Hoffnung, bald wieder nach Schlesien zurückversetzt zu werden, nahm er die Familie nicht nach Elbing mit, nur Rudolf, der älteste, begleitete ihn, da für ihn nun die Zeit gekommen war, das Gymnasium zu besuchen. Am 13. Oktober gaben dem Vater seine Freunde ein Abschiedsessen, bei welchem nach der Melodie 'Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude' ein vom Pastor Ulrich verfaßtes Festlied gesungen wurde. Ich habe aus demselben bereits einige Strophen mitgetheilt, die des Vaters Art im geselligen Verkehr charakterisiren. Ein paar weitere mögen hier folgen.

Ein gutes Beispiel hast du uns gegeben,
Denn mit der Mutter umzugehn
Verstand'st du gründlich, ihrer sieben leben
Der Kinder, lustig anzusehn.

Chor.

Kamst von den Reisen du leer je zurück? —
Hast du nicht immer gearbeit't mit Glück? —

Wenn hier der Ungar glänzt in dem Pokale,
Gedenken Alle wir gern dein.
Denk' du an uns beim Austern-, Kaviarmahle,
Und wenn die sechste Stund' wird seyn.

Chor.

Und in der Loge zur Mutter Natur
Wandle auf freundlicher, blumigter Spur.

Zur Erklärung der letzten Zeilen sei erwähnt, daß der Vater ein sehr eifriger Freimaurer war. Ein Verzeichniß der Theilnehmer an der 'Abschieds-Feite' findet sich, von des Vaters Hand, auf der Niederschrift eines zweiten dabei gesungenen Festliedes [6], und da es ältere Bewohner meiner Geburtsstadt interessiren dürfte, so sei es hier in der Anmerkung mitgetheilt [7].

Es war für die Eltern eine harte Trennung, wenn man die bei den damaligen Verkehrsmitteln ungeheure Entfernung bedenkt und die Ungewißheit, wann und wo sie sich wiedersehen würden. Auch der schriftliche Verkehr war damals kein so häufiger wie heute, die Portosätze waren hoch, ein einfacher Brief nach Elbing (3/4 Loth) kostete 7 Silbergroschen, und bei einer Besoldung von 400 Thalern, die der Vater in der neuen Stellung bezog, und dem doppelten Haushalte war aller Grund vorhanden, jeden Groschen zu sparen [8]. Die Eltern schrieben sich daher nur selten, und als die Mutter einmal nach Verlauf von drei Wochen wieder schreibt, hebt sie ausdrücklich hervor, daß sie es thue, weil der Vater gewünscht, öfters Nachrichten zu erhalten.

In der zweiten Hälfte des Oktober trat der Vater mit Rudolf die Reise an. Auf dem Wege durch die Provinz Posen

berührte er manche Stätten, an denen er in seiner Jugendzeit, wahrscheinlich als angehender Oekonom geweilt hatte. 'Bei der Reise durch Nitscha [im Kreise Kosten] stieg ich vom Wagen, ging durch das Dorf und den Hof, fand aber alles sehr abstoßend, namentlich auch den damals so schönen großen englischen Garten gänzlich zerstört und gegenwärtig mit Kartoffeln bebaut, was für mich ein unbeschreiblich widriger Anblick war, so daß ich, statt mit Freude, nur mit Wehmuth an meine Jugendzeit zurückdachte.' Auch manche alte Kameraden und die Verwandten wurden unterwegs besucht; so in Posen der junge Sommerfeld, auf dem Gute Pszulczin bei Bromberg die Familie Sydow (die Frau war eine geborene Scheibel, eine andere Schwester von Tante Schwartz), wo er und Rudolf die herzlichste Aufnahme fanden. In Danzig hatte er die amtlichen 'Staatsvisiten im Frack' zu machen, was aber bei gräulichem Regenwetter eine sehr unangenehme Aufgabe war.

Am 24. Oktober traf er in Elbing ein. War er schon etwas mißmuthig hingegangen, so trug der Einblick in alle Verhältnisse, wie er sie dort fand, nur dazu bei, diesen Mißmuth zu erhöhen, so daß gleich anfangs sein Entschluß 'fester als je' stand, sobald sich eine Gelegenheit biete, wieder nach Schlesien zurückzukehren. Es galt zunächst sich häuslich einzurichten, und da zeigte sich denn, daß die Billigkeit, die man ihm gerühmt hatte — wahrscheinlich Frau von Hackewitz, die im Jahre vorher einen Theil des Sommers in Elbing zugebracht — nicht existire, er fand das Leben viel theurer als in Sprottau. Er miethete eine Wohnung von zwei Stuben (eine zwei- und eine einfenstrige), die jährlich 40 Thaler kostete. Die nothwendigsten Möbel kaufte er sich, wobei er aber die Unreellität seines Hauswirthes kennen lernte. Die westpreußische Küche sagte ihm nicht zu, namentlich mißfiel ihm, daß alles mit Zwiebeln gekocht wurde, was ihm manche Speise ganz ungenießbar machte. Auch das Sauerkraut mochte er dort nicht, theils weil es zu grob gehobelt, theils weil es mit Dill vermengt ward. Sehr bedauerte er, den beliebten schlesischen 'Streuselkuchen' nicht bekommen zu können. Die Ausdrücke für Speisen waren ganz

anders als in Schlesien. 'So heißt Mehlsuppe ein Buttermuß, Rührkartoffeln Kartoffelbrei, Kohlrüben Wrucken, Weißkraut Weißkumst, Welschkraut Krautkumst, Apfelmuß gestoofte Aepfel, Sahne Schmand, die Bleifische Brassen.' Er entschloß sich schon nach kurzer Zeit, eigene Haushaltung zu führen und eine Köchin zu nehmen, da ohnehin zu dem Quartiere eine Küche gehörte und er auf diese Weise billiger als im Wirthshause glaubte leben zu können. Freilich mußte er öfter mit der Köchin wechseln, weil nicht viel brauchbares zu finden war. Die eine verheirathete sich aus seinem Dienst und stellte an den Vater das Gesuch, die Hochzeit in seiner Wohnung ausrichten zu dürfen, was ihr derselbe auch gestattete, indem er an dem Tage eine größere Landparthie unternahm. — Um nun der Köchin angeben zu können, wie er zu essen gewohnt sei, ließ er sich von Mutter Recepte und Anweisung für alle Arten von Suppen und Speisen schicken. Wie sparsam auch er lebte, ergibt sich daraus, daß er den Haushalt monatlich mit 12 Thalern zu bestreiten hoffte und in der That auch nicht viel mehr (höchstens einmal 15) ausgab. Als die Köchin zu Weihnachten, da eine Gans zu 12 Silbergroschen auf dem Markte nicht zu haben war, eine für 18 gekauft hatte, war er außer sich, daß sie eine solche 'Tollheit' begangen. Das einzige, was er von regelmäßigen Extraausgaben sich gestattete, war ein wöchentlicher Besuch in der Loge, wo man um 6 Uhr Thee trank, und um 10 Uhr zu Nacht aß; aber auch diese Extravaganz belief sich, einschließlich eines Glases Wein, nur auf 12 Silbergroschen! Wenn in dem Sprottauer Abschiedsgedichte der Freund des Austern- und Kaviarmahles gedenkt, so ließ ihm der Vater jetzt sagen, damit sei es nichts, da die Austern aus der Nordsee kämen und russischer Kaviar so theuer wie in Sprottau sei. Eine 'polnische Stunde' um 6 Uhr Abends gab es ebenfalls nicht, indem die Herren zwischen 11 und 1 Uhr Mittags ihren Wein tranken.

Das Klima sagte seiner Gesundheit nicht zu, er litt immer an Katarrhen und rheumatischen Schmerzen, und schrieb das dem unablässigen Wechsel der Witterung zu. Auch in seinem

Amtszimmer erkältete er sich oft, da dasselbe nicht genügend geheizt wurde, was er um so mehr unrecht fand, als der Hauptrendant für das Brennmaterial eine bedeutende Summe bezog. Der Vater war daher, wiewohl er warme Stuben gar nicht liebte, genöthigt, Filzschuhe über die Stiefeln in seinem Amtszimmer anzuziehen. Er trug mit Recht Bedenken, seine zarte Frau in dies rauhe Klima nachkommen zu lassen und sprach geradezu die Befürchtung aus, daß, wenn sie bei längerer Dauer der Stellung doch käme, sie das Leben bald einbüßen werde. Die Sterblichkeit in Elbing war nach seinen Mittheilungen sehr groß, so daß zeitweise die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstieg und ein Rückgang in der Bevölkerung stattfand.

Stadt und Menschen machten ihm einen ungünstigen Eindruck; die Stadt fand er unsauber und schmutzig, wobei man freilich bedenken muß, daß er im Spätherbste hinkam. Bei Regenwetter mußte man mitten auf der schmutzigen Straße gehen, da keine Bürgersteige vorhanden waren, die in Schlesien auch die kleineren Städte hatten, wenn sie auch mit spitzigen Steinen gepflastert waren. Die Menschen fand er unzuverlässig und betrügerisch. In seinem Nachlaß findet sich von seiner Hand ein Spottgedicht auf die Kulmer, welches wahrscheinlich in jener Zeit entstand. Es ist eine Parodie auf Schiller's 'Drei Worte'.

Drei Worte nenn' ich euch, centnerschwer,
Sie bleiben fast stecken im Munde;
Doch wer da wolle, der horche her
Und staun' ob der seltsamen Kunde.
Das Leben ist ohne Gehalt und Werth
Wenn man nichts als diese drei Worte hört.

Es giebt ein Kulm, eine lederne Stadt,
Wo die Welt mit Brettern verschlagen,
Wo der Geist kein Fünkchen zur Nahrung hat,
Doch Tschai und Kapusta der Magen.
Vor dem Kulmer, wenn er besoffen spricht,
Vor dem trunknen Polaken erzittre nicht.

anders als in Schlesien. 'So heißt Mehlsuppe ein Buttermuß, Rührkartoffeln Kartoffelbrei, Kohlrüben Wrucken, Weißkraut Weißkumst, Welschkraut Krautkumst, Apfelmuß gestoofte Aepfel, Sahne Schmand, die Bleifische Brassen.' Er entschloß sich schon nach kurzer Zeit, eigene Haushaltung zu führen und eine Köchin zu nehmen, da ohnehin zu dem Quartiere eine Küche gehörte und er auf diese Weise billiger als im Wirthshause glaubte leben zu können. Freilich mußte er öfter mit der Köchin wechseln, weil nicht viel brauchbares zu finden war. Die eine verheirathete sich aus seinem Dienst und stellte an den Vater das Gesuch, die Hochzeit in seiner Wohnung ausrichten zu dürfen, was ihr derselbe auch gestattete, indem er an dem Tage eine größere Landpartie unternahm. — Um nun der Köchin angeben zu können, wie er zu essen gewohnt sei, ließ er sich von Mutter Recepte und Anweisung für alle Arten von Suppen und Speisen schicken. Wie sparsam auch er lebte, ergibt sich daraus, daß er den Haushalt monatlich mit 12 Thalern zu bestreiten hoffte und in der That auch nicht viel mehr (höchstens einmal 15) ausgab. Als die Köchin zu Weihnachten, da eine Gans zu 12 Silbergroschen auf dem Markte nicht zu haben war, eine für 18 gekauft hatte, war er außer sich, daß sie eine solche 'Tollheit' begangen. Das einzige, was er von regelmäßigen Extraausgaben sich gestattete, war ein wöchentlicher Besuch in der Loge, wo man um 6 Uhr Thee trank, und um 10 Uhr zu Nacht aß; aber auch diese Extravaganz belief sich, einschließlich eines Glases Wein, nur auf 12 Silbergroschen! Wenn in dem Sprottauer Abschiedsgedichte der Freund des Austern- und Kaviarmahles gedenkt, so ließ ihm der Vater jetzt sagen, damit sei es nichts, da die Austern aus der Nordsee kämen und russischer Kaviar so theuer wie in Sprottau sei. Eine 'polnische Stunde' um 6 Uhr Abends gab es ebenfalls nicht, indem die Herren zwischen 11 und 1 Uhr Mittags ihren Wein tranken.

Das Klima sagte seiner Gesundheit nicht zu, er litt immer an Katarrhen und rheumatischen Schmerzen, und schrieb das dem unablässigen Wechsel der Witterung zu. Auch in seinem

Amtszimmer erkältete er sich oft, da dasselbe nicht genügend geheizt wurde, was er um so mehr unrecht fand, als der Hauptrendant für das Brennmaterial eine bedeutende Summe bezog. Der Vater war daher, wiewohl er warme Stuben gar nicht liebte, genöthigt, Filzschuhe über die Stiefeln in seinem Amtszimmer anzuziehen. Er trug mit Recht Bedenken, seine zarte Frau in dies rauhe Klima nachkommen zu lassen und sprach geradezu die Befürchtung aus, daß, wenn sie bei längerer Dauer der Stellung doch käme, sie das Leben bald einbüßen werde. Die Sterblichkeit in Elbing war nach seinen Mittheilungen sehr groß, so daß zeitweise die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstieg und ein Rückgang in der Bevölkerung stattfand.

Stadt und Menschen machten ihm einen ungünstigen Eindruck; die Stadt fand er unsauber und schmutzig, wobei man freilich bedenken muß, daß er im Spätherbste hinkam. Bei Regenwetter mußte man mitten auf der schmutzigen Straße gehen, da keine Bürgersteige vorhanden waren, die in Schlesien auch die kleineren Städte hatten, wenn sie auch mit spitzigen Steinen gepflastert waren. Die Menschen fand er unzuverlässig und betrügerisch. In seinem Nachlaß findet sich von seiner Hand ein Spottgedicht auf die Kulmer, welches wahrscheinlich in jener Zeit entstand. Es ist eine Parodie auf Schiller's 'Drei Worte'.

Drei Worte nenn' ich euch, centnerschwer,
Sie bleiben fast stecken im Munde;
Doch wer da wolle, der horche her
Und staun' ob der seltsamen Kunde.
Das Leben ist ohne Gehalt und Werth
Wenn man nichts als diese drei Worte hört.

Es giebt ein Kulm, eine lederne Stadt,
Wo die Welt mit Brettern verschlagen,
Wo der Geist kein Fünkchen zur Nahrung hat,
Doch Tschai und Kapusta der Magen.
Vor dem Kulmer, wenn er besoffen spricht,
Vor dem trunknen Polaken erzittre nicht.

Und das Schwein regieret, das Rüsselvieh,
Und tobt durch Häuser und Straßen,
Und ist das alleinige Kraftgenie
Und reinigt sie einigermaßen;
Und obgleich er tobt, der Magistrat,
Das Schwein nur führt den Scepter im Staat.

Und die Dummheit, sie ist kein leerer Schall,
Es übt sie der Kulmer im Leben;
Und ob er gleich stolpert überall,
Die Grobheit muß helfen und heben.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein Kulm'sches Gemüth.

Das sind die drei Worte centnerschwer,
Die drücken den Guten darnieder;
Und wer kein kamtschadalischer Bär,
Wünscht über die Weichsel sich wieder.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Der an die drei Kulm'schen Götter glaubt[9].

Es war begreiflich, daß er unter diesen Umständen von Sehnsucht nach der Heimat verzehrt wurde. 'Erst jetzt, schreibt er, empfinde ich im ganzen Umfange die Schwere der Trennung von Dir und den Kindern, während ich bei meiner Abreise mir jeden Gedanken daran aus dem Sinne schlug, um nicht im Voraus muthlos zu werden. Schon oft habe ich die gefühllosen Menschen beneidet, denen es leicht wird, sich von Allem, was sonst dem Menschen theuer ist, ohne Schmerz zu trennen, einer andern Bestimmung entgegen zu gehen und die Vergangenheit ohne Bedauern hinter sich zu lassen. Ich habe nicht Kraft genug, ihnen nachzuahmen, und nicht ein 'Leben', sondern blos ein 'Vegetiren' kann ich die Zeit nennen, welche verstreichen wird, bis ich wieder mit Euch vereinigt bin.' Er beschloß daher gleich anfangs, nach Verlauf eines halben Jahres beim Ministerium seine Rückversetzung nachzusuchen.

Der einzige Trost war ihm die Gegenwart Rudolfs, mit welchem er über die Heimat und die Familie sich unterhalten konnte. Den guten Jungen hatten schon auf der Reise die Verwandten in Bromberg wegen seines gemüthlichen treuher-

zigen Wesens sehr lieb gewonnen. Auch in Elbing waren ihm alle gut; insbesondere in der Familie des Kontroleur Clericus, in welcher zwei ziemlich gleichaltrige Söhne waren, fand er die herzlichste Aufnahme und brachte einen großen Theil seiner freien Stunden dort zu. Auch in der Schule zeichnete er sich durch Fleiß aus und machte gute Fortschritte, in mehreren Fächern wurde er lobend erwähnt; als er im Herbst eintrat, war er der letzte in der Quarta, Ostern war er bereits zum zweiten Platze emporgerückt. Unter den trüben Stimmungen des Vaters hatte er freilich auch manchmal zu leiden, doch wußte derselbe mit seiner trotz aller scheinbaren Härte immer durchbrechenden Herzensgüte es den Knaben bald vergessen zu machen.

Die amtlichen Verhältnisse waren nicht weniger unerfreulicher Art als die übrigen. Der Vater war mit der Erhebung der Mahl- und Schlachtsteuer betraut, ein durch den Verkehr mit dem Publikum sehr unangenehmer Posten, der übrigens leicht hätte eingehen können, wenn die damals geplante Aufhebung jener Steuer in Elbing zu Stande gekommen wäre. Die Aussichten auf Avancement waren sehr schlecht, da Westpreußen nur sechs Hauptämter im Ganzen hatte.

An strenge Ordnung und Pünktlichkeit von jeher gewöhnt, konnte er an dem Gehenlassen, welches er bei seinem Antritt vorfand, kein Gefallen haben. Er stellte sich auf die Minute in seinem Amtslokale ein, schloß dasselbe aber auch mit der Minute. Einmal verklagte ihn ein Fleischer beim Steuerrath, daß er nach 12 Uhr ihm nichts mehr eintragen wollte, und als der Steuerrath vom Vater verlangte, er solle dies thun, erklärte er, das Gesetz bestimme, daß Beamte wie Publikum die Amtsstunden genau inne hielten, und da er sich nicht die geringste Saumseligkeit zu Schulden kommen lasse, so verlange er vom Publikum das gleiche; von Gefälligkeit gegen dasselbe könne seinerseits nicht die Rede sein. Als ihm hierauf der Steuerrath bemerkte, die Fleischer seien ein rohes Volk, das man nicht reizen dürfe, erwiderte er, das werde ihn am allerwenigsten zu einer Nachgiebigkeit bestimmen.

Und das Schwein regieret, das Rüsselvieh,
Und tobt durch Häuser und Straßen,
Und ist das alleinige Kraftgenie
Und reinigt sie einigermaßen;
Und obgleich er tobt, der Magistrat,
Das Schwein nur führt den Scepter im Staat.

Und die Dummheit, sie ist kein leerer Schall,
Es übt sie der Kulmer im Leben;
Und ob er gleich stolpert überall,
Die Grobheit muß helfen und heben.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein Kulm'sches Gemüth.

Das sind die drei Worte centnerschwer,
Die drücken den Guten darnieder;
Und wer kein kamtschadalischer Bär,
Wünscht über die Weichsel sich wieder.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Der an die drei Kulm'schen Götter glaubt[9].

Es war begreiflich, daß er unter diesen Umständen von Sehnsucht nach der Heimat verzehrt wurde. 'Erst jetzt, schreibt er, empfinde ich im ganzen Umfange die Schwere der Trennung von Dir und den Kindern, während ich bei meiner Abreise mir jeden Gedanken daran aus dem Sinne schlug, um nicht im Voraus muthlos zu werden. Schon oft habe ich die gefühllosen Menschen beneidet, denen es leicht wird, sich von Allem, was sonst dem Menschen theuer ist, ohne Schmerz zu trennen, einer andern Bestimmung entgegen zu gehen und die Vergangenheit ohne Bedauern hinter sich zu lassen. Ich habe nicht Kraft genug, ihnen nachzuahmen, und nicht ein 'Leben', sondern blos ein 'Vegetiren' kann ich die Zeit nennen, welche verstreichen wird, bis ich wieder mit Euch vereinigt bin.' Er beschloß daher gleich anfangs, nach Verlauf eines halben Jahres beim Ministerium seine Rückversetzung nachzusuchen.

Der einzige Trost war ihm die Gegenwart Rudolfs, mit welchem er über die Heimat und die Familie sich unterhalten konnte. Den guten Jungen hatten schon auf der Reise die Verwandten in Bromberg wegen seines gemüthlichen treuher-

zigen Wesens sehr lieb gewonnen. Auch in Elbing waren ihm alle gut; insbesondere in der Familie des Kontroleur Clericus, in welcher zwei ziemlich gleichaltrige Söhne waren, fand er die herzlichste Aufnahme und brachte einen großen Theil seiner freien Stunden dort zu. Auch in der Schule zeichnete er sich durch Fleiß aus und machte gute Fortschritte, in mehreren Fächern wurde er lobend erwähnt; als er im Herbst eintrat, war er der letzte in der Quarta, Ostern war er bereits zum zweiten Platze emporgerückt. Unter den trüben Stimmungen des Vaters hatte er freilich auch manchmal zu leiden, doch wußte derselbe mit seiner trotz aller scheinbaren Härte immer durchbrechenden Herzensgüte es den Knaben bald vergessen zu machen.

Die amtlichen Verhältnisse waren nicht weniger unerfreulicher Art als die übrigen. Der Vater war mit der Erhebung der Mahl- und Schlachtsteuer betraut, ein durch den Verkehr mit dem Publikum sehr unangenehmer Posten, der übrigens leicht hätte eingehen können, wenn die damals geplante Aufhebung jener Steuer in Elbing zu Stande gekommen wäre. Die Aussichten auf Avancement waren sehr schlecht, da Westpreußen nur sechs Hauptämter im Ganzen hatte.

An strenge Ordnung und Pünktlichkeit von jeher gewöhnt, konnte er an dem Gehenlassen, welches er bei seinem Antritt vorfand, kein Gefallen haben. Er stellte sich auf die Minute in seinem Amtslokale ein, schloß dasselbe aber auch mit der Minute. Einmal verklagte ihn ein Fleischer beim Steuerrath, daß er nach 12 Uhr ihm nichts mehr eintragen wollte, und als der Steuerrath vom Vater verlangte, er solle dies thun, erklärte er, das Gesetz bestimme, daß Beamte wie Publikum die Amtsstunden genau inne hielten, und da er sich nicht die geringste Saumseligkeit zu Schulden kommen lasse, so verlange er vom Publikum das gleiche; von Gefälligkeit gegen dasselbe könne seinerseits nicht die Rede sein. Als ihm hierauf der Steuerrath bemerkte, die Fleischer seien ein rohes Volk, das man nicht reizen dürfe, erwiderte er, das werde ihn am allerwenigsten zu einer Nachgiebigkeit bestimmen.

Aber viel schlimmere Mißstände fand er vor. Als er kaum die Kasse übernommen, stürmten mehrere auf ihn ein, er möge ihnen Vorschüsse auf ihr Gehalt machen. Der Vater erklärte, daß aus der Kasse auch nicht ein Pfennig vorgeschossen würde. Dies war also unbedenklich vorher immer geschehen. Mit einer Familie, die ihn sehr freundlich aufgenommen, war er deswegen nahe daran sich zu überwerfen, weil der Mann ihn um einen größeren Vorschuß aus der Kasse ansprach; der Vater zahlte ihm, weil er glaubte die erwiesene Freundlichkeit erwidern zu müssen, das Geld aus der eigenen Tasche, war aber von da an begreiflicherweise mißtrauisch gegen Zuvorkommenheit, die so wenig uneigennützig schien.

Die Fleischer, mit denen er hauptsächlich zu thun hatte, wollten sich an die von ihm eingeführte gesetzliche Ordnung nicht gewöhnen und beabsichtigten daher sich an ihm zu rächen. Allein trotzdem, daß der Plan ihm bekannt wurde, änderte er in seinem Verfahren nichts. Nun traf es sich, daß ein Fleischer, mit welchem er Streit gehabt, weil derselbe das vorschriftsmäßige Pfand für zu schlachtendes Vieh nicht zahlen wollte (auch seine Frau erklärte, sie wolle den sehen, der sie dazu zwingen könne), zwei Tage nachher starb, und man behauptete nun, der Vater habe ihn zu Tode geärgert. Es ist begreiflich, daß durch die Nachricht von solchen Conflikten die Mutter aufs höchste beunruhigt wurde.

Nicht bloß beim Publikum, sondern auch bei den Beamten selbst kam er durch seine Unbeugsamkeit in den Ruf der Ungefälligkeit. Größere Nachgiebigkeit hätte vielleicht seine Stellung angenehmer gemacht, schien ihm aber mit seiner Pflicht unvereinbar. Auch den Vorgesetzten gegenüber war er, wo es sich um das Recht handelte, unnachgiebig. Einen ihm von der Behörde gemachten, aber nach seiner Ueberzeugung ungerechtfertigten Verweis wies er sehr derb und entschieden zurück, worauf denn auch keine weitere Replik erfolgte.

Schlimmer war, daß die Aufsichtsbeamten über die Mahl- und Schlachtsteuer in Elbing bis in die Zeit nicht lange vor meines Vaters Eintritt der Bestechung sehr zugänglich waren.

Im April 1836 war ein Beamter hingekommen, der zuerst das abzustellen suchte. Gegen diesen wurden die Fleischer so erbittert, daß sie beschloßen, ihn todtzuschlagen. Allein das Komplott wurde entdeckt und vereitelt; mehrere Meister und Gesellen erhielten längere Festungsstrafe.

Nachdem der Vater zwei Monate sein Amt verwaltet, erlangte er die Ueberzeugung, daß nach den bestehenden Einrichtungen nicht in allen Zweigen der Steuererhebung eine so strenge Kontrole stattfinde, die jedem Unterschleif vorbeuge. Er wandte sich daher am 1. Januar 1837 mit einem Gesuch um Versetzung nach Schlesien an den Generalsteuerdirektor in Berlin, und fügte, um zu zeigen, daß er nicht bloß die Form des Dienstes beobachte, sondern selbst in der geringen Stellung, die er einnehme, darüber nachdenke, wie der Staat vor Schaden zu bewahren sei, ein besonderes Promemoria bei, in welchem er auseinandersetzte, wie ein unredlicher Kassenbeamter bedeutende Veruntreungen begehen könne, und den Vorschlag machte, wie dem zu begegnen sei. Er hätte, wie er bemerkt, die Sache noch viel einleuchtender machen können als es geschah, wenn er nicht befürchtet, daß man weitere Erörterungen als Angriffe gegen das Elbinger Hauptamt oder gar gegen den Provinzialsteuerdirektor betrachten möchte; er ließ daher in dem amtlichen Berichte manches weg, was er in privater Mittheilung dem Geh. Oberfinanzrath Herrmann zustellen ließ, indem er zugleich erwähnte, warum er es im Original nicht aufgenommen. Er glaubte mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß wenn man in Berlin seine Auseinandersetzungen einer näheren Prüfung würdige, man sich von der Billigkeit derselben überzeugen und andere Maßregeln ergreifen werde, um dergleichen Veruntreuungen unmöglich zu machen; berücksichtige man die Eingabe nicht, so gebe dies nur einen Beweis dafür ab, daß man von einem unteren Beamten nicht gern einen nützlichen Vorschlag annehmen wolle.

Der Erfolg des Promemoria, in welchem die Mutter mit Recht einen neuen Beweis seines Scharf- und Spürsinnes erblickte, war, wie ein Freund ihm bald voraussagte, nicht der

gehoffte. Es erwuchs dem Vater nicht nur kein Vortheil, sondern manche Unannehmlichkeit daraus; gleichwohl hielt er seine Ueberzeugung fest, daß die bestehende Einrichtung zum Nachtheil des Staates sei, da sie Unterschleife ermögliche. 'Doch, schließt er, — Erfahrung macht klug — und deshalb schweige ich, denn die großen Herrn glauben nur allein das Privilegium zu haben, Vorschläge zu machen.'

Als er jenes Gesuch einreichte, hatte sein von Tage zu Tage zunehmender Mißmuth bereits einen hohen Grad erreicht; doch beschloß er wenigstens ein Jahr auszuharren. In trauriger Stimmung verlebte er mit Rudolf wie die Seinigen in Sprottau das Weihnachtsfest. 'Wie schmerzlich mir es war, schreibt die Mutter am ersten Weihnachtstage, es getrennt von Dir herannahen zu sehen und verleben zu müssen bedarf erst keiner Erläuterung; jede Erwähnung dieses Punktes reizt mich immer wieder zu Thränen, deren ich schon unzählige in diesen Tagen vergossen.' Dennoch bittet sie ihn, die Hoffnung nicht aufzugeben, die auch sie festhalten will, um seiner trüben Stimmung nicht Raum zu gewähren: wenn bis Ende 1837 keine Aussicht auf Aenderung sei, wolle sie mit den Kindern nach Elbing ziehen.

Im Beginn des Jahres 1837 schien sich eine solche Aussicht zu eröffnen; die Mutter hatte in Erfahrung gebracht, daß die Stelle eines Kreissteuereinnehmers in Lauban zu besetzen sei. Im Januar bereits bewarb er sich darum; er hatte Lauban auf der Reise nach Prag einige Jahre vorher berührt, und daß dort ein Gymnasium war, erschien Sprottau gegenüber als ein Vorzug. Der Generalsteuerdirektor forderte von der Provinzialsteuerdirektion in Danzig Bericht ein, wie der Vater bisher sein Amt verwaltet und zu welchem Posten er sich qualifizire. Dieser Bericht fiel sehr günstig aus. Dennoch erfolgte am 7. März ein abschlägiger Bescheid von der Steuerdirektion in Breslau. Darauf hin wandte er sich nochmals mit einem Gesuche an die Generaldirektion, und bat, um Versetzung nach Schlesien, schlimmsten Falles auch ohne Gehaltsverbesserung. Er fügte hinzu, daß, wenn er die Verhältnisse in Elbing so

gekannt hätte, er die Stelle ausgeschlagen haben würde. Im Falle des Nichterfolges beschloß er, nach einem Briefe vom 24. März, sich direkt an den König zu wenden und wenn auch das fruchtlos bleibe, nach Berlin zu reisen, und, wenn alles scheitere, sich in der Stube des Generalsteuerdirektors eine Kugel durch den Kopf zu jagen. 'Denn ich bin dieses Lebens in hohem Grade überdrüßig, und dem Menschen ist die Macht gelassen, wenn er sein Schicksal nicht mehr zu tragen vermag, sich seines Lebens zu entledigen. Den Glauben an eine Zukunft habe ich ohnedies schon seit längerer Zeit verloren.' Am 21. April erhielt er von Berlin aus die Antwort, daß man bei Gelegenheit auf seinen Wunsch, nach Schlesien versetzt zu werden, Bedacht nehmen werde; für den Augenblick sei es unthunlich. Dieser Bescheid versetzte ihn in eine grauenvolle Erregung. Sein Entschluß zum Selbstmorde war auf den Tag fixirt, wenn bis dahin sein Gesuch fruchtlos bleibe. Er glaubt an keine Zukunft nach dem Tode; er fürchtet wahnsinnig zu werden und brach sich in der Wuth beim Empfang der Nachricht einen Zahn aus. Er hofft von der Eingabe an den König nichts und thue diesen Schritt nur 'um in einem schriftlichen Aufsatze über sein ganzes Leben darzuthun, wie ihn das Unglück von frühester Jugend an verfolgt und daß Gerechtigkeit ihm selbst am Throne verweigert wurde.' Einer Grabstätte bedürfe er nicht, da sein Körper als der eines Selbstmörders der Anatomie übergeben werde.

Wirklich entwarf er das Concept einer Eingabe an den König am 2. Mai und forderte von der Mutter, sie solle in einem ärztlichen Attest sich bescheinigen lassen, daß ihre Gesundheit den Aufenthalt in einem rauheren Klima als das schlesische nicht vertrage. Ihn selbst hatte das neue Scheitern seiner Hoffnungen so gepackt, daß er mehrere Tage krank lag und sein Amt nicht verwalten konnte.

Die Andeutungen von einem beabsichtigten Selbstmord erfüllten das fromme Herz der Mutter mit Schauder; sie suchte die Ansicht zu widerlegen, daß der Mensch ein Recht habe, sein Leben hinzuwerfen. 'Wir nehmen wohl mit vollem Recht an,

daß uns die Kinder von einer höhern Hand und nicht vom Zufall geschenkt worden sind; wir sind deßhalb auch verpflichtet ihnen so lange sorgende Aeltern zu sein, bis eine höhere Macht unsern Lebenslauf endet. Du hast mir bei unserem ehelichen Bunde gelobt — ich konnte es wohl als Schwur annehmen — Freud' und Leid treu mit mir zu theilen; es wäre also der erste und schrecklichste Treubruch.' Sie sah das gegenwärtige als eine gottgesandte Prüfung und Schule der Geduld und Ausdauer an. 'Mein Wahrspruch bleibt: Gott wird uns nicht mehr auferlegen als wir tragen können.' Sie war von einem unerschütterlichen Gottvertrauen beseelt; das war beim Vater anders, der sogar im Unmuth sie deswegen höhnte und das 'Redensarten' nannte. Sie verstand, was dem Vater gleichfalls nicht gegeben war, jeder Sache eine gute Seite abzugewinnen, wo er nur Unglück und Verfolgung des Schicksals erblickte. Sie, die treue demüthige Gattin, machte sich jetzt Vorwürfe, daß sie Mitschuld an seiner Verdüsterung trage, daß sie nicht immer die alles ertragende Duldsamkeit bewiesen, ihm oft Unlust und Unwillen zu erkennen gegeben, ihr begangenes Unrecht ihm nicht gleich immer abgebeten; es sei ein garstiger Fehler von ihr, daß sie ihr Unrecht ihm nicht eingestanden, manchmal sogar noch mit ihm gegrollt habe. Dadurch sei vielleicht jene Kälte hervorgerufen, die sein letzter Brief ausspreche und die sie unbeschreiblich unglücklich mache. 'Ich erkenne immer klarer, wie gegenseitiges Dulden und Tragen nicht allein unsere strengste Pflicht ist, auch alle Leiden leichter tragen hilft und der schönste Zweck des ehelichen Bundes ist. Wir Frauen sollen ja durch Sanftmuth und demüthige Duldung hiezu das Meiste beitragen, und wie oft war ich empört und widerspenstisch!' Sie zerbrach sich den Kopf mit Vorschlägen, und machte unter andern auch den, der Vater solle, wenn seine Rückversetzung nicht statt habe, seinen Abschied nehmen, selbst wenn sie das eingeschränkteste Leben führen und die Knaben Handwerker werden lassen müßten. Sie war schon jetzt fest entschlossen, nach Elbing zu kommen, auch wenn sie wüßte, daß sie dort sterben müsse. Das vom Vater gewünschte ärztliche Attest wurde am 9. Mai ausge-

stellt; es sagte aus, daß für die Mutter ein Aufenthalt in einer mäßig hoch liegenden, trockenen Gegend mit reiner Luft das beste, dagegen eine niedrige, mit Wasserdünsten geschwängerte, durch häufigen Witterungswechsel und Stürme beunruhigte ebenso schädlich sei.

In etwas ruhigerer Stimmung und hoffnungsvollerem Tone schrieb der Vater am 18. Mai, veranlaßt durch eine Mittheilung des Lieutenants von Hackewitz in Berlin, an welchen er auch über seine traurigen Verhältnisse geschrieben. Hackewitz, der mit dem Finanzminister Graf Alvensleben gesellschaftlich in Beziehungen stand, nahm mit ihm Rücksprache, und erlangte durch eine bewegliche Schilderung das Versprechen, daß bald für den Vater gesorgt werden solle. Daraufhin hatte derselbe ein neues Gesuch direkt beim Finanzministerium eingereicht, auf welches, offenbar in bester Absicht, ein zwar abschlägiger Bescheid (da es augenblicklich an Gelegenheit zur Versetzung nach Schlesien fehle), aber doch vertröstend erfolgte. Wiederum gerieth der Vater dadurch in die verzweifeltste Stimmung, der Gedanke an Selbstmord beschäftigt ihn auch jetzt unablässig. Als letztes stellte er nach wie vor in einem Brief vom 18. Juni ein Gesuch an den König in Aussicht, von welchem er sich freilich nichts verspricht. Da er inzwischen in Erfahrung gebracht, daß in Brieg und Strehlen Stellen erledigt seien, so bewarb er sich um diese, nur um keinen Schritt unversucht zu lassen. Die Mutter rieth das Gesuch an den König nicht zu frühe zu wagen, weil dies das äußerste war und sie befürchten mußte, daß hier ein Fehlschlagen die schreckliche Folge haben könne, die er angedroht.

In dieser verzweiflungsvollen Lage entschloß die arme Frau sich, persönlich in Berlin durch Freunde ihrer Familie aus früherer Zeit alles aufzubieten, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Da sie aber, des Reisens und namentlich des Alleinreisens ungewohnt, zu ängstlich war, die für die damaligen Verhältnisse sehr bedeutende Fahrt nach Berlin allein zu machen, so bewog sie ihre bewährte und hierin viel gewandtere Freundin, Frau von Hackewitz, sie zu begleiten. Aber auch so noch war es ein heroischer Entschluß, den nur die aufopferndste Liebe,

gepaart mit dem Muth der Verzweiflung, eingeben konnte. Die beiden Frauen nahmen eine eigene Fuhre; nach zwei Nachtquartieren, dem einen in Krossen, dem andern in Münchberg, kamen sie am dritten Tage, den 28. Juni, Nachmittags 2 Uhr in Berlin an. Sie wohnten in dem Quartiere des Lieutenants von Hackewitz, der auf einer amtlichen Reise abwesend war. Am folgenden Morgen in aller Frühe suchte sie den ihr befreundeten Geheimerath Zschock auf, mit dessen Frau sie verwandt war; dieser, nicht in der Lage bestimmend einwirken zu können, verwies sie an den Geheimen Oberfinanzrath Tenspolde, zu dem sie sich daher zunächst begab, und der ihr thunlichst baldige Berücksichtigung versprach. Sie wurde nun von einem Rath zum andern gewiesen; überall setzte sie unerschrocken die Sachlage, die gerechten Ansprüche des Vaters mit der Beredtsamkeit und Wärme, die nur die Liebe verleihen kann, auseinander. 'Wie ein gejagtes Reh' hin und hergetrieben, empfand sie dabei doch, 'daß die Sorge und Anstrengung, ein Ziel zu erreichen ihr auch die Kraft gab, die in ihr wohnende Aengstlichkeit und Scheu zu überwinden.' Der letzte Besuch war der bei dem Generalsteuerdirektor, allein auch er, so dringend die Mutter ihm anlag und ihn zuletzt fast ungeduldig machte, war zu einer bestimmten Erklärung nicht zu bewegen; die kurze Dienstzeit im Steuerfache wurde geltend gemacht gegenüber älteren Bewerbern, die zu versorgen seien. Mit diesem Bescheide mußte die Mutter, etwa am 2. Juli, nach Sprottau zurückkehren.

Wie sich denken läßt, wirkten die Nachrichten, die sie aus Berlin am 1. Juli dem Vater zusandte, auf diesen erregend, aber als tröstlich erschienen sie ihm keineswegs. Er erklärte, daß er auf diese Versprechungen gar nichts gebe, und bestimmte, daß nun definitiv im Herbste die Familie nach Elbing übersiedeln solle; freilich malte er das Leben, welches die Mutter daselbst erwarte, ihr in den düstersten Farben. Doch warf er auch jetzt nicht die Büchse ins Korn, sondern that weitere Schritte, um eine Versetzung nach Schlesien zu erreichen. So bewarb er sich am 8. Juli um die erledigte Stelle eines Hauptamtskontroleurs in Liebau, und ziemlich gleichzeitig um eine

Assistentenstelle am Packhofe zu Breslau; aber auch hier wurde ihm ein anderer jüngerer Mann, aus Stettin, vorgezogen.

Da, als die Sachlage ganz trostlos erschien, durchbrach plötzlich ein Sonnenstrahl die dunklen Wolken. Am 25. Juli wurde dem Vater der Posten des Kreissteuereinnehmers zu Gleiwitz in Oberschlesien angeboten, der durch den Tod des pensionirten Hauptmanns Türk erledigt war. Die Stelle, welche mit 600 Thalern dotirt war, hatte der Geheimerath Tenspolde zu vergeben, derselbe, an den die Mutter sich persönlich bittend gewandt hatte. Daß das muthvolle Auftreten der liebenden Gattin sein persönliches Interesse erweckt hatte, ergibt sich daraus, daß er gleichzeitig mit dem Briefe an den Vater einen solchen an die Mutter richtete, die auf diese Weise die glückliche Wendung ihres Schicksals früher als jener erfuhr. Am 30. Juli nahm der Vater an, am 12. August wurde das Anstellungsdekret unterzeichnet. Allerdings lag Gleiwitz unter allen schlesischen Städten mit am fernsten von den Gegenden, in welchen die Verwandten und Freunde der Familie wohnten; allein verschiedene Rücksichten ließen die neue Stellung doch als eine wesentliche Verbesserung erscheinen, auch gegen Sprottau, wenn er dort die gleiche Stellung erhalten hätte. Gleiwitz war eine größere Stadt (sie zählte damals 4781 Einwohner, darunter 446 Evangelische und etwa ebensoviel Juden), und bot den Vortheil eines Gymnasiums, der von Jahr zu Jahr, je mehr die Kinder heranwuchsen, erheblicher wurde; die Stelle war besser als die Sprottauer dotirt, auch hatte er in Gleiwitz mit der Erhebung der indirekten Steuern, deren Unannehmlichkeiten er in Elbing gründlich kennen gelernt, nichts zu thun.

Vor seinem Abgang von Elbing gedachte der Vater, wenn er Urlaub bekäme, noch einen vier- bis fünftägigen Ausflug nach Königsberg und Pillau zu unternehmen, und wenn es die Zeit gestattete, auch die anmuthige Umgebung von Danzig, namentlich Oliva und Zoppot zu besuchen, von deren Reizen Frau von Hackewitz eine verlockende Schilderung machte. Allein beide Ausflüge mußten unterbleiben, weil durch die Rancune seiner Vorgesetzten, die ihm das Promemoria nicht verzeihen konnten,

die Abnahme der Kasse sich bis zum 1. September verzögerte.

Einige Zeit vorher, in einem Augenblicke froher Hoffnung, hatte er der Mutter den Vorschlag gemacht, im Falle der Versetzung nach Schlesien ihm mit den älteren Kindern (also wohl Hermann und Marie) bis Bromberg entgegenzukommen, wo alle Verwandten sich sehr darauf freuten, sie wiederzusehen. Jetzt, wo die Zeit so knapp gewesen war, bat er die Mutter, mit ihm in Glogau zusammenzutreffen. Dort kam er am 12. September an, am folgenden Tage, einem Mittwoch, die Mutter, und so sahen sich nach elfmonatlicher Trennung die schwergeprüften Ehegatten wieder.

Ich habe dies härteste Jahr im Leben meiner Eltern deswegen eingehender behandelt, weil ihr Charakter hier besonders scharf ausgeprägt hervortritt, namentlich der des Vaters in seinen Licht- wie Schattenseiten. Und da nach beiden Richtungen der meinige mit dem des Vaters die größte Aehnlichkeit hat, so kann die hier gegebene Darstellung gewissermaßen auch zu meiner eigenen Charakteristik dienen.

Die Mutter hatte, abgerechnet die schweren Kämpfe, die ihr des Vaters unglückselige Lage und Stimmung auferlegte, auch in ihrer unmittelbarsten Umgebung einen harten Stand. Zum erstenmal lag ihr die Leitung und Erziehung der Kinder allein ob, und sie vermißte gar sehr das energische Eingreifen des Vaters. Sie erfaßte ihre Aufgabe, 'die Kinder zu Gott und Menschen wohlgefälligen Menschen zu erziehen', mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, wobei ihr die gute alte Tante und namentlich Frau von Hackewitz, die unter allen Freunden am häufigsten in jenem Jahre bei ihr war, redlich beistanden. Eine angeborne Heftigkeit war uns Kindern allen eigen, 'die durchaus bekämpft und ausgerottet werden mußte;' daher es denn 'oft Strafen bei Groß und Klein' setzte. Körperlich gediehen wir gut, nur Marie, die die schwächlichste von allen schien, machte Sorge, indem ihre Kränklichkeit zugleich eine nervöse Reizbarkeit und Aufgeregtheit herbeiführte, die den Hausarzt zu dem Ausspruch veranlaßte, daß sie auf eine Zeit lang,

von jeder geistigen Anspannung entbunden, zu ihrer Stärkung aufs Land geschickt werden müßte. Was mich selbst angeht, so hatte ich wie wohl alle meine Geschwister, mit Ausnahme von Rudolf, keine Ahnung von den Seelenstürmen, welche unsere gute Mutter durchzukämpfen hatte. Die wenigen Notizen, welche in ihren Briefen an den Vater über mich sich finden, mögen hier eingereiht werden. Die Weihnachtsgeschenke, die ich 1836 bekam, können einen Begriff von der Einfachheit unseres Familienlebens geben. Ich erhielt von der Tante Fritzchen 'ein hübsches Bilderbuch mit Erzählungen', von der Mutter 'einen Säbel, eine Trommel, Trompete, eine Schachtel bleierner Soldaten nebst Bilderbogen', und von Frau Hackewitz 'eine Schachtel mit Muscheln'. Ein allgemeiner Weihnachtsschmuck war 'das Krippel' d. h. die Krippe mit dem Jesuskinde, die sonst Rudolf aufzubauen pflegte, weswegen er sich in Elbing Sorge machte, wer diesmal es an seiner Statt thun werde. Rudolf malte für die Geschwister ein Seeschiff, und fügte auf einem besonderen Blatte eine Beschreibung desselben bei. Nicht minder einfach wie die Weihnachtsbescherung waren die Geburtstagsgeschenke. Es ist mir rührend, daß der Vater in allem seinem Kummer des Tages, an welchem ich fünf Jahre alt wurde, im fernen Westpreußen gedachte und die Mutter zu einem nachträglichen Berichte darüber veranlaßte. Ich und ebenso mein Bruder Max, dessen Geburtstag nur 19 Tage nach dem meinigen fällt, erhielt von der Tante Zeug zu einem Kleidchen und von der Mutter 'ein Schächtelchen Spielzeug'; Max bekam außerdem von unserm Nachbarskinde Klara von Knobelsdorff eine Schachtel mit hübschen Spielsachen, 'wofür sie denn Nachmittags zu einer Tasse schwacher Chokolade geladen wurde', wobei die Kinder 'sehr glücklich' waren. Von Ereignissen, die natürlich auch uns Kindern sehr interessant waren, erwähne ich das Hochwasser im April 1837, wo der Bober so anschwoll, daß der Spittelgarten und das Mühlwerder ganz überschwemmt waren. Es wiederholte sich zu Pfingsten, wo die Hutung hinter dem Schießhause mehrere Tage unter Wasser stand, so daß die Schützen ihre Schießübungen nicht fortsetzen konnten. Das war

ein großes Leidwesen, denn das Schützenfest zu Pfingsten war in Sprottau wie in allen schlesischen Städten damals das wichtigste Volksfest, zu dem Alt und Jung hinausströmte. Die Mutter war freilich in diesem Jahre nicht in der Stimmung, sich unter die fröhliche Menge zu mischen, und beschloß daher, gar nicht hinzugehen.

Am Ende des Jahres 1836 machte ich meine ersten Buchstabir- und Leseversuche. Die Mutter schreibt am 13. Januar: 'Max ist ein höchst possirlicher pfiffiger Junge, der dir, wenn du ihn manchmal sähest, viel Spaß machen würde; mit Karls Lernen geht es noch langsam vorwärts, einzelne leichte Wörter liest er wohl allenfalls.' Zwei Monate später heißt es von mir: 'er liest nun ziemlich richtig', und daher fragte die Mutter an, ob ich, wie Clara, von Ostern an die Schule besuchen sollte; schreiben konnte ich noch gar nicht, denn die Glückwünsche zum Geburtstage des Vaters (1. April) sind nur von den vier älteren Geschwistern (Hermann bis Clara) geschrieben. Der Entscheid des Vaters fiel dahin aus, daß zwar Clara von Ostern ab zur Schule gehen solle; 'Karl aber möchte lieber noch zu Hause bleiben, da keines von unsern Kindern mit fünf Jahren die öffentliche Schule besucht hat.' Ueber weitere Fortschritte berichtet ein Brief der Mutter vom 27. Mai: 'Max ist ein gesundes kluges Kind, Du wirst Dich sehr über ihn freuen, auch über Karl, der gern lernt und schon ganz gut liest', und gleichzeitig an Rudolf: 'Karl, der nun schon recht fertig liest, macht uns viel Freude dadurch; Max ist sehr begierig auf das Lernen und weiß schon mehrere Buchstaben; er ist sehr munter und lebendig, aber auch eigensinnig, weshalb er so wie Karl öfter die Ruthe bekommen.' Als es sich um den Umzug der Mutter nach Elbing handelte, empfahl der Vater, vorher für Hermann 'und allenfalls auch für Karl, der im Winter nun auch schon Tuchkleider, namentlich hier, wo er in die Schule gehen muß, nöthig hat,' doppelte Anzüge in Sprottau anfertigen zu lassen. Jetzt, bei der Uebersiedlung nach Gleiwitz geschah dies für Hermann und mich; wir sollten sie gleich unter-

wegs tragen, um bei der Ankunft in Gleiwitz uns anständig zu präsentiren.

Da der Vater schon am 1. Oktober das neue Amt antreten sollte, so mußte der Umzug sehr beschleunigt werden. Er hatte schon von Elbing aus der Tante Fritzchen das Anerbieten gemacht, nach Gleiwitz mitzugehen und bis an ihr Lebensende bei uns zu bleiben, an der nöthigen Bequemlichkeit sollte es ihr nicht fehlen. Er sah jedoch voraus, daß sie das bei ihren vorgerückten Jahren ablehnen würde, auch deshalb, weil sie von allen ihren Verwandten, mit Ausnahme der Mutter, gänzlich abgeschnitten sei. So zog sie nach unserem Weggang von Sprottau nach Rietschütz, wo die Mutter als Mädchen zeitweise gelebt hatte, und ist dort im Jahre 1845 gestorben. Dagegen entschloß sich eines unserer Dienstmädchen, Ernestine, welches schon seit einer Reihe von Jahren im Hause war, uns nach Gleiwitz zu folgen, ein großer Entschluß in der damaligen Zeit, wo eine Reise von Nieder- nach Oberschlesien in den Augen namentlich niederer Leute für eine Auswanderung in einen anderen Welttheil galt.

Der Vater reiste voraus, da er seiner Geschäfte wegen in Breslau, und ebenso in Oppeln, wo die Kaution zu stellen und die nöthigen Besuche bei den Vorgesetzten zu machen waren, sich aufzuhalten gezwungen sah. So verließ er Sprottau am 21. September, kam am 22. nach Breslau, reiste von hier am 25. nach Oppeln ab und wird daher etwa am 27. September in Gleiwitz angelangt sein. Auch diesmal begleitete ihn Rudolf, während die Mutter mit den andern sechs Kindern und dem Dienstmädchen nachfolgte. Es sollte ein Wagen mit vier Sitzen genommen werden; da ein solcher aber nicht in erwünscht bequemer Weise zu finden war, so wurden zwei Wagen gemiethet, in deren einem die Mutter, in dem andern Ernestine das Regiment führte. Zum Logiren in Breslau — der Weg ging über Liegnitz, Breslau, Oppeln — empfahl der Vater den Gasthof zum Rautenkranz in der Ohlauerstraße und wenn dieser besetzt sei, was zur Zeit des Herbstwollmarktes wohl möglich, den in derselben Straße gelegenen blauen Hirsch. Ein Freund,

Bauer, in Breslau bot sogar an, daß die Familie bei ihm wohne, was der Vater aber wegen der vielen Unruhe, die es ihm verursachen würde, ablehnte; nur für den Fall, daß die Mutter gar kein Quartier fände, sollte sie das Anerbieten annehmen.

Ein Theil der Möbel wurde in Sprottau verkauft, namentlich sollte für die 'gute Stube' eine neue Einrichtung entweder in Gleiwitz oder in Breslau angeschafft werden, nur das Fortepiano, ein Schreibsecretär, ein Spieltisch und ein großer Spiegel wurden mitgenommen. Der 'große runde Tisch', an welchem wir aßen, war ebenfalls zum Verkauf bestimmt, er folgte uns aber doch nach Gleiwitz und blieb nach wie vor der Familientisch, dessen ehrwürdige Gestalt (es war ein Klapptisch, der, wenn man Raum im Zimmer gewinnen wollte, bei Seite gestellt werden konnte) mir noch lebhaft vor Augen steht. Der Hausrath und die älteren Möbel machten auf einem Frachtwagen den Weg von dem einen Ende Schlesiens nach dem andern.

Am 30. September 1837 verließ ich mit den Meinigen meine Geburtsstadt, die ich seitdem nicht wiedergesehen habe [10]. Von Erinnerungen an Einzelheiten der Reise ist mir nicht viel geblieben; doch haftet in meiner Seele noch das Bild von waldigen Landschaften, die wir durchfuhren, und aus denen rothe Thurmspitzen hervorsahen; von einzelnen Scenen an Stationen, an denen wir hielten, um zu essen; von allzulebhaftem Benehmen der kleinen Wageninsaßen, wobei namentlich der dreijährige Max, ein, wie wir sahen, sehr munteres, aber auch, wie das bei 'Nesthäkchen' häufig, etwas eigensinniges Kind, durch kräftiges Gebrüll sich hervorthat.

Der 1. Oktober brachte uns nach Breslau, hier sollte eine Station von ein bis zwei Tagen gemacht werden, um zu rasten und einiges geschäftliche zu besorgen. Wir stiegen im Rautenkranz ab, der in der Nähe der 'goldenen Kanne' lag, in welchem Hause die mit uns verwandte Familie Methner wohnte. Den lebhaftesten Eindruck auf meine kindliche Phantasie machte in der großen Stadt ein Wachsfigurenkabinet, das erste, welches ich in meinem Leben sah. Einzelne Figuren, wie Napoleon, der Freiherr von der Trenck und ein verwundeter Krieger

sind mir in der Erinnerung haften geblieben. Auf dem Wege von diesem Kabinet, das wahrscheinlich durch den Wollmarkt nach Breslau geführt worden, verliefen wir uns und geriethen, statt in die goldene Kanne, in ein unrechtes Haus.

Der Vater hatte inzwischen in Gleiwitz sich nach den Preisen von Möbeln erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß dieselben beträchtlich höher als in Breslau waren, auch wenn man den Transport hinzurechnete, und bestimmte daher, daß sie an letzterem Orte gekauft würden. Die Mutter sollte nun mit Methners das vom Vater vorher besuchte Möbelmagazin in Augenschein nehmen; er überließ ihr die Wahl, ob für die 'gute Stube' Birken- oder Zuckerkisten- oder Mahagonimöbel angeschafft werden sollten. Bescheiden wie immer entschied sich die Mutter für Birkenholz. Die in Breslau gekauften Möbel gingen zu Schiff, auf der Oder und dem Klodnitzkanal nach Gleiwitz ab.

Es war verabredet, daß wir am 3. Oktober von Breslau weiter fahren, an diesem Tage bis Oppeln gehen und am 4. in Gleiwitz eintreffen sollten, nur wenn der Transport der Sachen sich verspätete, sollte die Reise um einen Tag verschoben werden. Und so kam es, daß wir am Donnerstag den fünften Oktober Nachmittags in Gleiwitz anlangten. Wegen Besorgung eines Quartiers hatte der Vater schon von Sprottau aus sich an den Kreissekretär Scheider gewandt, mit dessen Söhnen ich später befreundet wurde. Es wurde für uns in dem Hause des Amtsvorgängers meines Vaters eine Wohnung gemiethet. Natürlich stand alles am Fenster und vor der Thür, als die beiden Wagen ankamen, und es war, wie man uns nachträglich sagte, des Erstaunens kein Ende, wie man ein Kind nach dem andern, immer kleiner und kleiner, aus dem Wagen hervorkriechen sah. Inmitten der erwartungsvoll Harrenden aber stand neben Rudolf der Vater fröhlichen Angesichtes und empfing uns mit heiterem Lachen; vergessen war alles Ungemach des verflossenen Jahres, an dem neuen Wohnorte mit seiner Familie wieder vereinigt, glaubte er einem neuen, schöneren Leben auf lange Jahre hinaus entgegenzugehen.

Bauer, in Breslau bot sogar an, daß die Familie bei ihm wohne, was der Vater aber wegen der vielen Unruhe, die es ihm verursachen würde, ablehnte; nur für den Fall, daß die Mutter gar kein Quartier fände, sollte sie das Anerbieten annehmen.

Ein Theil der Möbel wurde in Sprottau verkauft, namentlich sollte für die 'gute Stube' eine neue Einrichtung entweder in Gleiwitz oder in Breslau angeschafft werden, nur das Fortepiano, ein Schreibsecretär, ein Spieltisch und ein großer Spiegel wurden mitgenommen. Der 'große runde Tisch', an welchem wir aßen, war ebenfalls zum Verkauf bestimmt, er folgte uns aber doch nach Gleiwitz und blieb nach wie vor der Familientisch, dessen ehrwürdige Gestalt (es war ein Klapptisch, der, wenn man Raum im Zimmer gewinnen wollte, bei Seite gestellt werden konnte) mir noch lebhaft vor Augen steht. Der Hausrath und die älteren Möbel machten auf einem Frachtwagen den Weg von dem einen Ende Schlesiens nach dem andern.

Am 30. September 1837 verließ ich mit den Meinigen meine Geburtsstadt, die ich seitdem nicht wiedergesehen habe [10]. Von Erinnerungen an Einzelheiten der Reise ist mir nicht viel geblieben; doch haftet in meiner Seele noch das Bild von waldigen Landschaften, die wir durchfuhren, und aus denen rothe Thurmspitzen hervorsahen; von einzelnen Scenen an Stationen, an denen wir hielten, um zu essen; von allzulebhaftem Benehmen der kleinen Wageninsaßen, wobei namentlich der dreijährige Max, ein, wie wir sahen, sehr munteres, aber auch, wie das bei 'Nesthäkchen' häufig, etwas eigensinniges Kind, durch kräftiges Gebrüll sich hervorthat.

Der 1. Oktober brachte uns nach Breslau, hier sollte eine Station von ein bis zwei Tagen gemacht werden, um zu rasten und einiges geschäftliche zu besorgen. Wir stiegen im Rautenkranz ab, der in der Nähe der 'goldenen Kanne' lag, in welchem Hause die mit uns verwandte Familie Methner wohnte. Den lebhaftesten Eindruck auf meine kindliche Phantasie machte in der großen Stadt ein Wachsfigurenkabinet, das erste, welches ich in meinem Leben sah. Einzelne Figuren, wie Napoleon, der Freiherr von der Trenck und ein verwundeter Krieger

sind mir in der Erinnerung haften geblieben. Auf dem Wege von diesem Kabinet, das wahrscheinlich durch den Wollmarkt nach Breslau geführt worden, verliefen wir uns und geriethen, statt in die goldene Kanne, in ein unrechtes Haus.

Der Vater hatte inzwischen in Gleiwitz sich nach den Preisen von Möbeln erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß dieselben beträchtlich höher als in Breslau waren, auch wenn man den Transport hinzurechnete, und bestimmte daher, daß sie an letzterem Orte gekauft würden. Die Mutter sollte nun mit Methners das vom Vater vorher besuchte Möbelmagazin in Augenschein nehmen; er überließ ihr die Wahl, ob für die 'gute Stube' Birken- oder Zuckerkisten- oder Mahagonimöbel angeschafft werden sollten. Bescheiden wie immer entschied sich die Mutter für Birkenholz. Die in Breslau gekauften Möbel gingen zu Schiff, auf der Oder und dem Klodnitzkanal nach Gleiwitz ab.

Es war verabredet, daß wir am 3. Oktober von Breslau weiter fahren, an diesem Tage bis Oppeln gehen und am 4. in Gleiwitz eintreffen sollten, nur wenn der Transport der Sachen sich verspätete, sollte die Reise um einen Tag verschoben werden. Und so kam es, daß wir am Donnerstag den fünften Oktober Nachmittags in Gleiwitz anlangten. Wegen Besorgung eines Quartiers hatte der Vater schon von Sprottau aus sich an den Kreissekretär Scheider gewandt, mit dessen Söhnen ich später befreundet wurde. Es wurde für uns in dem Hause des Amtsvorgängers meines Vaters eine Wohnung gemiethet. Natürlich stand alles am Fenster und vor der Thür, als die beiden Wagen ankamen, und es war, wie man uns nachträglich sagte, des Erstaunens kein Ende, wie man ein Kind nach dem andern, immer kleiner und kleiner, aus dem Wagen hervorkriechen sah. Inmitten der erwartungsvoll Harrenden aber stand neben Rudolf der Vater fröhlichen Angesichtes und empfing uns mit heiterem Lachen; vergessen war alles Ungemach des verflossenen Jahres, an dem neuen Wohnorte mit seiner Familie wieder vereinigt, glaubte er einem neuen, schöneren Leben auf lange Jahre hinaus entgegenzugehen.

---

2. Gleiwitz.

Die Stadt in welcher ich die nächsten neun Jahre meines Lebens verbrachte, zeigte 1837 ein beinahe noch mittelalterliches Gepräge. Durch das enge Beuthener Thor, über welchem der feste dicke Thorthurm sich erhob, trat man in das Innere der Stadt, deren Mittelpunkt der 'Ring' mit dem Rathhause bildete. Nach der entgegengesetzten (westlichen) Seite in der Nähe der katholischen Pfarrkirche, war das dort vorhanden gewesene Thor zwar abgebrochen, aber die Spuren desselben noch leicht erkennbar. Die Stadtmauer, die in vergangenen Jahrhunderten den Angriff der Feinde abgewehrt, war noch vollständig erhalten, nur waren die Wallgräben zugeschüttet und Privatgärten hatten ihren Platz eingenommen. Einzelne Wohnhäuser waren in die alten Mauern hineingebaut und hatten sich, Schwalbennestern gleich, an sie angeklebt. Nur nach zwei Richtungen hatte die Stadt ihren ursprünglichen Umfang erweitert. Nach Osten erstreckte sich vor dem Beuthener Thore eine Straße bis an den kleinen Fluß, 'die Bache' (nach mitteldeutschem Gebrauch als Femininum behandelt); nachdem sie diesen auf einer Brücke, an der der heilige Nepomuk als Schutzpatron überschritten, spaltete sie sich in zwei Arme. Der eine lief östlich, dem Ufer der Bache entlang und theilte, die Klodnitz und den Klodnitz-Kanal hinter sich lassend, sich in mehrere Landstraßen; der andere führte durch die lange Vorstadt 'Trinek' mit ihren ziemlich unansehnlichen und meist von geringen Leuten bewohnten Häuserreihen in der Richtung nach Pleß. In entgegengesetzter Richtung der Stadt, etwas südwestlich, ging an dem außerhalb der Vorstadt gelegenen Gymnasium vorüber die Straße nach Kieferstädtel und weiter.

Das Haus, das wir bezogen, lag vor dem Beuthener Thore, aber nicht in einer Häuserreihe, sondern in freier Lage alleinstehend am linken Ufer der Bache, und war in damaliger Zeit eines der stattlichsten in ganz Gleiwitz. Es hatte außer dem hohen Parterre ein Stockwerk mit sieben Fenstern Front. Ueber eine Freitreppe, die oben in eine breite mit Fliesen belegte Fläche und zwei die Stufen einfassende, vorspringende Wangen auslief, beschattet von zwei Akazienbäumen und zur Seite zwei kleine Blumengärtchen, gelangte man in den geräumigen Hausflur, der das von uns bewohnte Parterre in zwei Hälften sonderte. Auf der linken Seite kam man erst in ein einfenstriges Zimmer, in welchem die älteren Brüder schliefen und arbeiteten, dann in die geräumige Eckstube mit zwei Fenstern nach vorn und zweien nach der Seite, die sogenannte 'gute Stube', in welcher die neuen in Breslau gekauften Möbel standen, und an sie sich anschließend ein nach der Seite und nach hinten gehendes Eckzimmer, das Schlafzimmer der jüngeren Kinder. Der Blick auf den Thorthurm, den wir von hier aus hatten, mit seinen altersgrauen Mauern hatte für mich schon als Kind etwas anziehendes, namentlich wenn im Herbste die langen Züge von Dohlen, die in seinem Innern nisteten, ihn krächzend umschwärmten. Auf der rechten Seite kam man vom Flur aus zuerst in ein großes nach vorn gehendes Zimmer, das unsere Eß- und Wohnstube war, daneben lag das Schlafzimmer der Eltern, und an dieses schloß sich, mit Fenstern nach der Seite und dem Hofe, des Vaters Amtsstube an. Neben der Treppe, die in das obere Stockwerk führte, waren Speisekammer und Küche, so wie ein schmaler mit Steinen gepflasterter Ausgang nach dem Hofe. Dieser, sehr geräumig, war auf der einen Seiten von mehreren Hintergebäuden begränzt, die auch zu unserem Hause gehörten und meist von kleineren Leuten bewohnt waren, auf der andern stieß er an den ausgedehnten Garten. Zwischen dem größeren Seitengebäude und dem Haupthause war eine Wageneinfahrt, daneben eine kleine Pforte, der gewöhnliche Ausgang, wenn man in die Stadt wollte.

Der Garten zog sich neben dem Hause die Landstraße

entlang hin; den zunächst an das Haus stoßenden Theil hatte die Familie des evangelischen Geistlichen, Pastor Jacob, die die Bel-Etage bewohnte, inne, mit einer gedeckten Laube, die auch beim ärgsten Regenwetter einen trockenen und daher gern aufgesuchten Zufluchtsort bot. Dieser Theil allein trug den Charakter eines Luxusgartens, in der Mitte ein Rasenplatz, und rings an den Seiten Sträucher und Blumenbeete. Der übrige Garten war durch zwei sich kreuzende Wege in vier regelrechte Carrées (das eine war eben des Pastors Garten) eingetheilt, an deren Enden je eine Laube, die eine von Lindenbäumen gebildet, die andere die 'Fliederlaube' genannt. Die Blumenrabatten zu beiden Seiten waren mit Sommerblumen und Rosenstöcken geschmückt; namentlich eine Fülle von weißen Rosen, für die mir daher eine Vorliebe geblieben ist, weil sie namentlich im Glanze des Mondlichtes an Sommerabenden einen zauberischen Eindruck auf das Gemüth des Knaben machten. Die von den Rabatten eingefaßten Carrées waren zum größten Theil von Gemüsebeeten und Obstbäumen eingenommen; nach der Straße zu bildete eine ganze Hecke von Johannisbeer- und Himbeersträuchern den Abschluß.

Noch weiter, hinter der 'Fliederlaube', war ein mit Kartoffeln bebautes Stück, an dessen einer Seite ein mächtiger Birnbaum stand, an der andern eine nach der Straße sich öffnende Scheune, in welche, da zu dem Hausbesitz auch etwas Feld gehörte, das Korn eingefahren wurde. Hier dem taktmäßigen Schlagen der Drescher zuzuschauen, gewährte uns Kindern großes Vergnügen; wenn ich dann in Spekters Fabeln von den auf der Tenne ihre Körnlein suchenden Vögeln las, so lokalisirte sich mir die Scene immer in unserer alten Scheune, und selbst, als ich meinen eigenen Kindern etwa fünfundzwanzig Jahre später diese Fabeln vorlas, stellte sich mir immer noch das Bild der Gleiwitzer Scheune vor Augen.

Die Straße, die am Hause vorüberging, parallel der auf dem andern Ufer der Bache laufenden Chaussée, war grade an der Ecke des Hauses durch einen Schlagbaum gesperrt; für die Fußgänger war daneben ein schmaler Durchgang gelassen, der

mit einer 'Drehe' versehen war. Diese war für uns ein beliebter Platz, um darauf zu reiten und uns von den Durchpassirenden ein paarmal recht geschwind herumdrehen zu lassen.

Gegenüber unserem Hause lag, nur durch die Straße getrennt, ein ebenfalls noch der Familie Türk gehöriger Platz, der bis zur Bache ging und nur als Wiesenplatz benutzt wurde. Ein großer alter Birnbaum mit zwar nicht feinen, aber um so zahlreicheren Früchten versammelte zur Zeit, wo die Birnen geschüttelt wurden, Groß und Klein, und wir durften dann nach Herzenslust essen. Das üppig wachsende Unkraut auf dem ungepflegten Raume reichte uns oft bis über die Köpfe und wir bahnten uns wie in einem Urwalde mit dem Stocke einen Weg, jauchzend wenn wir dann plötzlich auf einander stießen.

Die Giebelzimmer des Hauses bewohnte die Wittwe des Hauptmanns Türk, die Besitzerin, mit ihrer zahlreichen Familie, in der nur ein Sohn, Karl, der mit Fleiß und Beharrlichkeit unter sehr schwierigen Verhältnissen das Studium der Medizin durchsetzte und später eine geachtete Stellung als Arzt einnahm, außerdem fünf Töchter von bereits erwachsenen bis zu einer zwei- oder dreijährigen herab. In des Pastors Familie waren nur Söhne, der älteste, Adolf, ein hochbegabter, aber kränklicher Jüngling, der damals die Universität schon bezogen hatte oder wenigstens nahe daran war; der zweite, Martin, in Rudolfs Alter und Klasse, und daher bald mit diesem befreundet, während ich mit dem jüngsten, Heinrich, der nur etwa drei Wochen älter war als ich (geboren am 2. Februar 1832, gestorben als junger Buchhändler in Ungarn 1854) schon wenige Stunden nach unserer Ankunft intime Bekanntschaft gemacht hatte.

Die Verhältnisse, wie sie der Vater in Gleiwitz vorfand, waren zwar nicht so schlimm wie in Elbing, auch dadurch angenehmer, daß er nur mit der direkten Steuer zu thun hatte; gleichwohl waren auch hier manche Mißbräuche abzustellen. Insbesondere war in der Einhaltung der Amtsstunden ähnlich wie in Elbing gar keine Ordnung; die Leute kamen und gingen, wie sie wollten, was um so bequemer war, da der Steuereinnehmer im Hause wohnte. Dies war nun bei dem Vater

entlang hin; den zunächst an das Haus stoßenden Theil hatte die Familie des evangelischen Geistlichen, Pastor Jacob, die die Bel-Etage bewohnte, inne, mit einer gedeckten Laube, die auch beim ärgsten Regenwetter einen trockenen und daher gern aufgesuchten Zufluchtsort bot. Dieser Theil allein trug den Charakter eines Luxusgartens, in der Mitte ein Rasenplatz, und rings an den Seiten Sträucher und Blumenbeete. Der übrige Garten war durch zwei sich kreuzende Wege in vier regelrechte Carrées (das eine war eben des Pastors Garten) eingetheilt, an deren Enden je eine Laube, die eine von Lindenbäumen gebildet, die andere die 'Fliederlaube' genannt. Die Blumenrabatten zu beiden Seiten waren mit Sommerblumen und Rosenstöcken geschmückt; namentlich eine Fülle von weißen Rosen, für die mir daher eine Vorliebe geblieben ist, weil sie namentlich im Glanze des Mondlichtes an Sommerabenden einen zauberischen Eindruck auf das Gemüth des Knaben machten. Die von den Rabatten eingefaßten Carrées waren zum größten Theil von Gemüsebeeten und Obstbäumen eingenommen; nach der Straße zu bildete eine ganze Hecke von Johannisbeer- und Himbeersträuchern den Abschluß.

Noch weiter, hinter der 'Fliederlaube', war ein mit Kartoffeln bebautes Stück, an dessen einer Seite ein mächtiger Birnbaum stand, an der andern eine nach der Straße sich öffnende Scheune, in welche, da zu dem Hausbesitz auch etwas Feld gehörte, das Korn eingefahren wurde. Hier dem taktmäßigen Schlagen der Drescher zuzuschauen, gewährte uns Kindern großes Vergnügen; wenn ich dann in Spekters Fabeln von den auf der Tenne ihre Körnlein suchenden Vögeln las, so lokalisirte sich mir die Scene immer in unserer alten Scheune, und selbst, als ich meinen eigenen Kindern etwa fünfundzwanzig Jahre später diese Fabeln vorlas, stellte sich mir immer noch das Bild der Gleiwitzer Scheune vor Augen.

Die Straße, die am Hause vorüberging, parallel der auf dem andern Ufer der Bache laufenden Chaussée, war grade an der Ecke des Hauses durch einen Schlagbaum gesperrt; für die Fußgänger war daneben ein schmaler Durchgang gelassen, der

mit einer 'Drehe' versehen war. Diese war für uns ein beliebter Platz, um darauf zu reiten und uns von den Durchpassirenden ein paarmal recht geschwind herumdrehen zu lassen.

Gegenüber unserem Hause lag, nur durch die Straße getrennt, ein ebenfalls noch der Familie Türk gehöriger Platz, der bis zur Bache ging und nur als Wiesenplatz benutzt wurde. Ein großer alter Birnbaum mit zwar nicht feinen, aber um so zahlreicheren Früchten versammelte zur Zeit, wo die Birnen geschüttelt wurden, Groß und Klein, und wir durften dann nach Herzenslust essen. Das üppig wachsende Unkraut auf dem ungepflegten Raume reichte uns oft bis über die Köpfe und wir bahnten uns wie in einem Urwalde mit dem Stocke einen Weg, jauchzend wenn wir dann plötzlich auf einander stießen.

Die Giebelzimmer des Hauses bewohnte die Wittwe des Hauptmanns Türk, die Besitzerin, mit ihrer zahlreichen Familie, in der nur ein Sohn, Karl, der mit Fleiß und Beharrlichkeit unter sehr schwierigen Verhältnissen das Studium der Medizin durchsetzte und später eine geachtete Stellung als Arzt einnahm, außerdem fünf Töchter von bereits erwachsenen bis zu einer zwei- oder dreijährigen herab. In des Pastors Familie waren nur Söhne, der älteste, Adolf, ein hochbegabter, aber kränklicher Jüngling, der damals die Universität schon bezogen hatte oder wenigstens nahe daran war; der zweite, Martin, in Rudolfs Alter und Klasse, und daher bald mit diesem befreundet, während ich mit dem jüngsten, Heinrich, der nur etwa drei Wochen älter war als ich (geboren am 2. Februar 1832, gestorben als junger Buchhändler in Ungarn 1854) schon wenige Stunden nach unserer Ankunft intime Bekanntschaft gemacht hatte.

Die Verhältnisse, wie sie der Vater in Gleiwitz vorfand, waren zwar nicht so schlimm wie in Elbing, auch dadurch angenehmer, daß er nur mit der direkten Steuer zu thun hatte; gleichwohl waren auch hier manche Mißbräuche abzustellen. Insbesondere war in der Einhaltung der Amtsstunden ähnlich wie in Elbing gar keine Ordnung; die Leute kamen und gingen, wie sie wollten, was um so bequemer war, da der Steuereinnehmer im Hause wohnte. Dies war nun bei dem Vater

auch der Fall, allein seiner Pünktlichkeit widerstrebte dies laxe Wesen. Er führte strenge Ordnung durch und gerieth in Folge dessen in manche Verdrießlichkeit, da die Leute den bisherigen Schlendrian nicht aufgeben wollten. So weiß ich, daß er einen der Gymnasiallehrer, der nach Schluß der Amtsstunden seine Steuern brachte oder schickte, zurückwies, wofür derselbe von da an gegen meine Brüder durch kleine Nörgeleien Rache nahm, unter denen ich noch Jahre nach des Vaters Tode, als ein völlig unschuldiger, zu leiden hatte.

Die Bevölkerung von Gleiwitz war zum größten Theil katholisch, fast nur eine Anzahl von Beamten und Kaufleuten, meist also die besseren Familien gehörten der evangelischen Kirche an. Das Landvolk sprach polnisch, auch die Dienstboten, die man bekam, meist unvollkommen deutsch. Auf den umliegenden Dörfern konnte es begegnen, daß man Leute traf, die nicht ein Wort Deutsch verstanden. Da wir aus einer ganz protestantischen Gegend kamen, war uns das katholische Wesen völlig neu, aber grade deßhalb anziehend. Namentlich wenn am Charfreitag in der Pfarrkirche 'das Grab Jesu' dargestellt wurde; ich weiß noch, wie mich das packte und meine Phantasie aufs lebhafteste beschäftigte.

Während die beiden ältesten Brüder das Gymnasium, die drei Schwestern das Institut von Frau Fritz und Fräulein Ehrich, die einzige, wenn man so will, höhere Töchterschule besuchten, blieben wir jüngeren vorläufig noch schulfrei und unseren Spielen überlassen. Unsere Gefährtin dabei war die eine Tochter der Hauswirthin, Valeska, um ein Jahr jünger als wir (geb. am 1. Januar 1833). Sie wurde, weil sie wie häufig Kinder das Wesen und Gebaren älterer Personen nachahmte und andere Leute, auch erwachsene, gern mit 'Kinder' anredete, gewöhnlich Großmutter, oder abgekürzt Grole genannt. Im Gefühle unseres vorgerückteren Alters nannten Heinrich und ich sie und Max, der wiederum um ein Jahr jünger als Valeska war, 'die Kleinen.' Heinrich hatte mir gegenüber den Vorzug längerer Bekanntschaft mit Valeska, den ich ihm durch ritterliches Benehmen abzugewinnen suchte, namentlich indem

ich bei nicht seltenen Zwistigkeiten Valeskas Parthei in Wort und That ergriff. Denn Heinrich war ein verzogenes verhätscheltes Bürschchen, das unsere Spiele und Neigungen immer nach seinem Kopfe einzurichten und zu lenken wünschte. Wiewohl ihm an Körperkräften unterlegen, ergab ich mich doch nur selten in seinen Willen. So kam es denn zu häufigen Schlägereien, bei welchen mir nach Verlauf einiger Jahre, wenn sie ernstlich wurden, Max zuweilen Beistand leistete. Prügel gehören bei Knaben zur Intimität, und so machten auch solche nur Stunden lang währende Streitigkeiten in unserer Freundschaft keinen Riß.

Der Pastor, ein Mann von bedeutender Rednergabe, an dessen Predigten ich noch jetzt mit Vergnügen denke, unterrichtete uns beide in den Anfangsgründen des Lateinischen und Französischen, der Geschichte und Geographie. Im Lerneifer überflügelte ich schon damals meinen Genossen, dem es an Ausdauer gänzlich fehlte. Die Stunden wurden in des Pastors Studirstube gehalten; er besaß eine ziemliche Bibliothek, die ich zuweilen mit neugierigen Blicken betrachtete. Ich erinnere mich noch, daß ich als achtjähriger Knabe in den Bücherreihen die Uebersetzung Homers von Voß erblickte und an den klangvollen Versen und ihrem prächtigen Fluße große Freude hatte. Außerdem erhielten wir, ebenfalls gemeinsam, zweimal die Woche Privatunterricht von dem Lehrer der Hüttenschule (die bei Gleiwitz gelegene sehr bedeutende Eisengießerei und Eisenhütte hatte ihre besondere Schule), Knappe, hauptsächlich im Rechnen. Zuweilen am Nachmittage wurden wir auch in die Hüttenschule gesandt, um dort am Gesangunterrichte Theil zu nehmen, der jedoch schon damals bei mir wenig Früchte trug. Die Hütte hatte aber noch andere Anziehungspunkte: so die Eisengießerei, in welcher wir zuweilen dem Guß aus dem Hochofen zusehen durften. Es war ein prächtiger Anblick, wenn die rothglühende Metallmasse, eine colossale Hitze verbreitend, aus dem Ofen in die bereit stehenden Formen sich ergoß, um allmählig in ihnen zu erkalten. Die bunten Schlacken, die ringsum lagen, mit ihren zierlichen Windungen, nahmen wir als schönes Spiel-

zeug mit nach Hause. Draußen vor der Hütte standen zwei mächtige eiserne Löwen, auf denen zu reiten uns manchmal gestattet wurde. Die Hütte war eine Welt ganz für sich; die Beamten wohnten in hübschen, freiliegenden Häusern, die von kleinen Gärten umgeben waren; die zahlreichen Arbeiter mit ihren geschwärzten Gesichtern schienen mir, als ich Schillers 'Gang nach dem Eisenhammer' kennen lernte, wie Verkörperung der Gestalten dieses Gedichtes, und ich konnte mich einer gewissen Furcht vor ihnen nicht erwehren.

Endlich darf ich den Garten der Oberbergräthin Schulz nicht vergessen, die die Pastorin und meine Mutter öfter besuchten. Wir Knaben wurden zuweilen mitgenommen und durften nach dem Kaffee die von Beeren strotzenden Sträucher ableeren, die, weil in dem Hause keine Kinder waren, bis zur vollen Reife hängen blieben. So gut wurde es uns in unserm Garten nicht, dessen alleinigen Genuß die Besitzerin für sich beanspruchte. Trotz ihrer Wachsamkeit gelang es uns doch nur zu häufig, hinter der Johannisbeerenhecke, die längs des Gartenzaunes lief, uns zu verstecken und in ungestörter Muße, am Boden kauernd, zu naschen. Oft aber störte uns mit einem 'ihr verdonnerten Jungen, wollt ihr wohl!' die Stimme der Frau Türk, oder auf gut schlesisch 'der Türken', die mit ihrem einen Auge aus den Giebelfenstern ihr Terrain vollkommen beherrschte. Auch ihre Gurkenbeete und Obstbäume waren nicht sicher vor unsern lüsternen Händen, selbst Mohrrüben und Kohlrüben, die man 'Klacken' nannte, verschmähten wir nicht. Die Aepfel wurden manchmal erst halb reif durch Klopfen auf einem Tische in der Laube weich und genießbar gemacht. So lebten wir mit Frau Türk in beständiger Fehde, die erst mit Anbruch des Winters ihr Ende erreichte. Selten gelang es uns einer ihrer sauren Gurken, die sie sehr gut einmachte und verkaufte, habhaft zu werden; denn der Keller war meist verschlossen und nur manchmal, wann wir beim Verkauf umherstanden, wurde uns ein Stück zu Theil.

An den Garten stießen weitgedehnte Wiesen, die, durch Gräben von einander getrennt, uns die schönste Gelegenheit

zum Laufen und Springen darboten. Zumal für das Ballspiel waren sie die geeignete Stätte, weil der Hof, wenn auch groß genug, doch wegen der Nähe der Fensterscheiben zu diesem Vergnügen weniger tauglich schien. Einige breitere Gräben, die an die Wiesen anstießen, wurden von uns benutzt um selbstgemachte kleine Schiffe darauf schwimmen zu lassen, die wir vom Lande aus an Bindfäden lenkten. In diesem Vergnügen erschreckte und störte uns nur zuweilen der Lehrling eines Feilenhauers, an dessen Besitzthum die Gräben grenzten, so daß wir manchmal mit Zurücklassung unsers sämmtlichen Rüstzeuges vor seinem geschwärzten Antlitz entflohen.

Die Wiesen dienten uns noch zu anderer Lustbarkeit. Im Frühling, wenn sie voll Butter- und Gänseblumen standen, zogen wir dahin, um aus den zu Ringen verwendeten Stengeln lange Ketten zu machen, die wir um den Hals hingen, oder um am Rande des Grabens Vergißmeinnicht zu suchen. Oder wir vergnügten uns damit die Froschlaiche mit Stöcken an das Land zu ziehen, oder wir zogen auf die Froschjagd aus, da die gebratenen Froschschenkel uns eine große Delikatesse waren.

Neben der evangelischen Kirche, die etwa tausend Schritte von unserem Hause lag, hatte der Pastor einen zur Kirche gehörigen Garten, zum Unterschiede von dem kleinen am Hause gelegenen Gartenstücke gewöhnlich der 'große Garten' genannt, dessen einer Theil als Nutzgarten verwendet wurde, während der größere Blumen und Fruchtanlagen des Pastors enthielt. Namentlich wurden Himbeeren und Erdbeeren cultivirt, von denen die ersteren uns Kindern meist zur Erndte überlassen blieben. Der Garten stieß an die Klodnitz, den bei Gleiwitz hinfließenden Fluß, der uns Gelegenheit gab unsere Angelkünste zu versuchen. Auch Robinsonaden wurden in demselben aufgeführt. Campes Robinson, bei dessen Nennung wohl jedes jugendliche Herz lebhafter schlägt, hatten wir mit Entzücken gelesen, und der Wunsch, das Gelesene in die Wirklichkeit zu übertragen, wurde rege. Wir bauten aus Zweigen uns Hütten, in welchen wir, mit fremdartig zugestutztem Kostüme, oft halbe Tage saßen und wähnten, mitten in der tiefsten Wildniß zu wohnen.

Das freie Leben von ärmern, etwas verwilderten Kindern, die wir barfuß auf der Straße laufen sahen, dünkte uns etwas reizendes, und wir machten mehrmals den Versuch, es ihnen gleich zu thun, namentlich um an heißen Sommertagen mit nackten Beinen in der seichten Bache herumzuwaten; auch ließen wir Strümpfe und Schuhwerk deswegen zu Hause, weil solche frei am Ufer liegende Gegenstände unzweifelhaft von jenen ärmeren Kindern gestohlen worden wären. Indeß das Gehen auf dem steinigen Boden war uns doch zu ungewohnt und unsere Füße zu wenig abgehärtet, als daß wir den Versuch sehr oft wiederholt hätten.

In einer Entfernung von einer halben bis zu einer Meile war Gleiwitz rings von Nadelwäldern eingeschlossen, die zum Theil sich meilenweit erstreckten. Diese Wälder mit ihrem geheimnißvollen Dunkel hatten für uns einen besonderen Reiz. In den ersten Jahren durften wir natürlich nicht allein dahin gehen, weil man fürchtete, wir könnten uns verirren. Später jedoch wurde uns erlaubt, die am Rande des Waldes üppig wachsenden Brombeeren und Blaubeeren zu pflücken. Aber nicht ohne einen süßen Schauder dachten wir an die Möglichkeit, uns in diesem Dickicht zu verirren und einige Tage lang nur von Beeren zu leben. Auch die hin und wieder vernommenen Geschichten von Raubanfällen in diesen Wäldern erweckten uns zwar Grauen und Schauder, erhöhten aber den Reiz eher als daß sie ihn verminderten. Zuweilen machten mehrere Familien mit den Kindern eine Nachmittagsparthie in den 'Stadtwald', an dessen Rande der befreundete Zolleinnehmer wohnte: bei ihm wurde man, für Geld, mit gutem Kaffee bewirthet und verzehrte in den Anlagen, die recht hübsch waren, die mitgebrachten Vorräthe. Dazwischen wurden auf der Wiese vor dem Walde Spiele, wie 'schwarzer Mann' und ähnliche, von der Jugend gespielt.

Auch ging man im Sommer zuweilen, meist auch mehrere befreundete Familien zusammen, 'in die Milch' d. h. nach einem benachbarten Dorfe — ich erinnere mich eines solchen Spazierganges nach Ellguth —, wo man sich im Wirthshause eine

mächtige Schüssel roher Milch geben ließ, in die mitgebrachte Semmeln eingebrockt wurden; dann aß man, nach echt ländlicher Weise, jeder mit seinem Löffel aus der gemeinsamen Schüssel. Oder man ging 'in die Kirschen' d. h. man kaufte zur Zeit, wo die reifen Kirschen an den nach allen Richtungen laufenden Chausséen abgenommen wurden, von den Pächtern sie frisch von den Bäumen weg und aß sie im Gehen. Man hatte uns Kindern aufs strengste eingeschärft, ja nie eine Kirsche oder andere Frucht an den Chausséen uns anzueignen und erzählte uns zur Warnung, daß Kinder, die dergleichen gethan, bis aufs Hemde ausgezogen, und dann, tüchtig durchgeprügelt, nach Hause geschickt worden seien. Das machte uns einen so tiefen Eindruck, daß wir die Wächter nur mit scheuem Auge aus der Ferne betrachteten und nicht einmal eine herabgefallene Frucht vom Boden aufzulesen wagten.

Bei der Schilderung dieses fröhlichen ungebundenen Lebens und Treibens in Garten, Wald und Wiese bin ich bereits über die ersten Jahre unsers Gleiwitzer Aufenthaltes hinausgegangen und habe ein Gesammtbild meines früheren Jugendlebens entrollt. Die Erinnerung kann so genau die einzelnen Jahre nicht scheiden; auch blieb sich dieses Leben längere Zeit hindurch wohl ziemlich gleich. Ich denke aber, daß unter der strengeren Zucht meines Vaters dieser jugendliche Uebermuth mehr im Zaume gehalten wurde. Denn er war mir und wohl auch meinen Geschwistern mehr ein Gegenstand der Furcht als herzlicher kindlicher Liebe. Sein Zimmer betrat ich stets mit einer heiligen Scheu, und nur wenn ich einen Auftrag hatte oder mich der Wunsch, eine Feder geschnitten zu haben, zu ihm führte. Ein harmloserer Gegenstand unserer kindlichen Neugier und Theilnahme war der Executor Most, ein alter Invalide mit langem graublondem Schnurrbart; er saß gewöhnlich vor der Thür oder im Hausflur und beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit Strümpfestricken.

Der Tod meines Vaters, der zwei Jahr nach unserm Umzuge in Folge einer ruhrartigen Krankheit am 9. September 1839 eintrat, war das erste traurige Ereigniß meiner Kindheit,

das in vielen seiner Einzelheiten noch vor meinen Augen steht. Ich selbst war ungefähr zu derselben Zeit auch an der Ruhr krank gewesen, aber bereits wieder genesen. Den gefahrvollen Zustand des Vaters hatte man uns am Morgen des neunten mitgetheilt, wir Kinder waren alle, mit Ausnahme von Rudolf, der sich auf einer Ferienreise befand, und von Max, der im Hofe spielte, im Nebenzimmer versammelt, als Most eintrat und berichtete: 'der Herr liegt in Krämpfen.' Die hervorstürzenden Thränen der Mutter, die allein die Gefahr der Stunde zu ermessen vermochte, machten uns Kinder in lautes Weinen ausbrechen. Die Mutter eilte in das Krankenzimmer, während wir in angstvoller Spannung zurückblieben. Nur zu bald wurde uns die traurige Gewißheit, daß wir vaterlose Waisen waren. Am Abend desselben oder des folgenden Tages kam Rudolf von seiner Reise zurück, auf solchen Empfang nicht vorbereitet, er der einzige unter uns Kindern, der einen Begriff von dem Verluste hatte. An Rudolfs Geburtstage (12. September) wurde der Vater begraben, eine schmerzliche Erinnerung im späteren Leben für den tiefempfindenden Knaben. Des Vaters Leiche hatten wir noch im Sarge gesehen, er lag aufgebahrt im grauen Todtenhemde in dem Wohnzimmer. Es war die erste Leiche, die ich sah, und das Bild prägte sich meiner Phantasie so ein, daß ich noch viele Woche lang es nicht los werden konnte und es wachend und träumend vor mir erblickte. Auf den Kirchhof begleiteten den Trauerzug nur die beiden ältesten Brüder. Der Vater wurde auf dem alten, dem Wohnhause des Lehrercollegiums gegenüberliegenden Kirchhofe beerdigt, an der linken Mauer hinter der Kapelle. Leider wurde rechtzeitig versäumt, das Grab durch ein dauerndes Denkmal zu bezeichnen, so daß es mir, als ich 1863 zum erstenmal wieder nach Gleiwitz kam, nicht gelang, mit Sicherheit den Platz ausfindig zu machen. Eine eigene Fügung war es, daß 33 Jahre nachher die Mutter, als sie zum Besuche bei meinem Bruder Max, damals Kreisrichter in Gleiwitz, war, an demselben Orte wie der Vater starb, und wenn auch nicht auf demselben, inzwischen nicht mehr benutzten

Friedhofe, so doch in nächster Nähe, auf dem erhöht dem alten gegenüberliegenden neuen begraben wurde.

So war es dem Vater nicht vergönnnt, die neue und ersehnte Stellung in der heimatlichen Provinz länger als zwei Jahre zu genießen. Am 12. September 1837 hatte er Schlesiens Boden betreten, am 12. September 1839 wurde seine Leiche der Erde übergeben. Es scheint doch, daß die vielen Entbehrungen seiner Jugendzeit und die angestrengte Arbeit seine Gesundheit vorzeitig untergruben, wozu sein leidenschaftliches Naturell gewiß auch das seinige beitrug.

Pastor Jakob widmete ihm in dem Stadtblättchen einen Nachruf, aus einem Nekrologe bestehend. Beide Männer waren in den zwei Jahren ihres Zusammenlebens sich nahe getreten, und oftmals drang des Vaters lautes Lachen (denn er liebte kräftig zu lachen) aus dem obern Zimmer des Pastors zu uns herunter.

Abgesehen von den materiellen Veränderungen, die der Tod des Vaters in der Lage der Familie hervorrief, da die Mutter von nun an im wesentlichen auf die Pension und die Zinsen eines nicht bedeutenden Vermögens angewiesen war, das der Vater mit der ihm eigenen Energie und rastlosem Fleiße erworben, war die Veränderung in unserer Erziehung vielleicht noch größer. Rudolf, der älteste, war fünfzehn Jahre, das jüngste Kind erst fünf Jahre alt. Wohl der sanfteste unter uns und der Mutter im Wesen am ähnlichsten war Rudolf; wir andern hatten vom Vater die Heftigkeit und das jähzornige Wesen geerbt. Schon sieben sanftgeartete Kinder des erwähnten Alters wäre einer Frau schwer zu erziehen, wie viel mehr so lebhafte und starrköpfige, und wie viel mehr einer Frau, die, selbst sanfter Gemüthsart, bis dahin gewohnt war ihren Willen ihrem Manne unbedingt unterzuordnen, die ihm gegenüber keinen eigenen Willen hatte. Hätte sie nicht an theilnehmenden Verwandten und Freunden, unter denen ich den Oberlandesgerichtsrath Mikulowski, unsern Onkel in Ratibor, der zum Curator der Kinder bestellt wurde und die Vermögensangelegenheiten ordnete, und Pastor Jakob hervorhebe, einen treuen

Beistand gehabt, hätte sie nicht in dem guten Rudolf eine Erleichterung und Stütze gefunden, wahrlich es wäre zu viel für zwei schwache Schultern gewesen. Und mit tiefer bitterer Reue gestehe ich ein, daß ich oft genug ihr trübe Stunden durch Widersetzlichkeit, Heftigkeit und Ungehorsam bereitete. Der jugendliche Unverstand, der die schwierigen Verhältnisse nicht beurtheilen konnte, und das angeborene Temperament, das sich noch nicht meistern gelernt hatte, wären die einzigen Entschuldigungsgründe, die man anführen könnte.

Es war schon bald nach des Vaters Tode die Absicht der Mutter, wieder nach Breslau zu ziehen, weil die meisten unserer Verwandten dort wohnten; wahrscheinlich sollte nur Rudolfs Abgang vom Gymnasium abgewartet werden. Allein die inzwischen in Gleiwitz angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen, die Nähe von Ratibor, vielleicht daß Hermanns Abgang auch nicht in zu weiter Ferne zu liegen schien, alles das bewog vorläufig zum Bleiben.

Wir blieben in dem Hause wohnen, beschränkten uns aber auf die linke Hälfte des bisherigen Quartiers, während auf die andere Seite die Wirthin mit ihrer Familie zog. An schönen Sommerabenden saßen gewöhnlich alle Hausbewohner auf der geräumigen Treppe vor dem Hause, theils oben, theils auf den Stufen, auf letztern am liebsten und natürlichsten wir Kinder, oft zusammengekauert und uns mit Spukgeschichten unterhaltend. Eine Fülle von solchen Geschichten, zum Theil modernen Räubergeschichten, die sich vielleicht auf Vulpius und Consorten zurückführen, aber auch von wirklichen Volksmärchen, jenen Märchen, die in ewiger Jugend durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende von Geschlecht zu Geschlecht gehen und die schönste Nahrung für jedes jugendliche Herz sind, hatte ich durch ein Dienstmädchen erhalten (wahrscheinlich die uns aus Sprottau gefolgte Ernestine), das uns gewöhnlich Abends, an unserem Bett sitzend, vor dem Einschlafen damit erfreute. Eine andere Quelle, die meine Phantasie befruchtete, waren Rudolfs Erzählungen von dem Meere, das er in Elbing kennen gelernt hatte. Oftmals ging ich mit ihm an den Ufern des Kanals (eines Kunstkanals, der bei Kosel in die Oder ausmündet) spazieren und lauschte

aufmerksam seinen Berichten. Sie riefen die Reisesehnsucht schon frühe in meiner Seele wach.

Nicht am wenigsten Nahrung aber schöpfte ich aus der Lektüre, die ich schon als Knabe von acht Jahren mit großem Eifer trieb. Wie gern ich auch bei den Spielen im Hofe war, wie sehr mich Jagen, Verstecken, blinde Kuh ergötzte, doch schlich ich mich oft aus dem Kreise der Spielgefährten, und setzte mich mit einem Buche in einen Winkel, um recht ungestört zu sein. Namentlich auch erfreute ich mich an den Wundern des neuen Testaments, die ich jedoch nicht aus der Bibel, sondern einer sogenannten 'biblischen Geschichte' kannte. Solchen religiösen Trieb hatten die frühesten Lesestunden bei meiner Großtante in Sprottau mir erweckt. Die Lust und Freude an Büchern habe ich überhaupt frühe empfunden, und war schon damals manchmal ins Lesen und Arbeiten so vertieft, daß die Frau Pastorin sagte: 'ich glaube, man könnte in seiner Nähe eine Kanone abschießen, und er würde sich nicht vom Flecke rühren.' Arbeitsamkeit und Fleiß war übrigens uns Kindern gemeinsam, wohl auch vom Vater angeboren, und vielleicht die einzige gute Folge seiner überstrengen Erziehung. Die beiden ältesten Brüder, die bei Lebzeiten des Vaters bereits das Gymnasium besuchten, wurden, wenn sie schlechte Censuren brachten (was zumal bei Hermann vorkam, der an Talent und Fleiß hinter Rudolf zurückstand), über den Stuhl gelegt und mit dem aus Leder geflochtenen 'Kantschu' eigenhändig vom Vater gezüchtigt. Unser Benehmen und unsere Fortschritte in der Schule waren fast das einzige, was unserer guten Mutter keine Sorge und Mühe machte: in Anbetracht der Umstände allerdings nichts unwesentliches, da wir darauf angewiesen waren uns durch eigene Tüchtigkeit durch die Welt zu helfen.

Von der Erregbarkeit meines Naturells legt auch die Thatsache Zeugniß ab, daß ich als etwa zehnjähriger Knabe große Neigung zum Nachtwandeln hatte. So stand ich einst, als die älteren Brüder noch bei ihren Schularbeiten saßen, während ich bereits zu Bette gegangen war, plötzlich auf und ging mit starren offenen Augen an ihnen vorüber in das anstoßende,

Beistand gehabt, hätte sie nicht in dem guten Rudolf eine Erleichterung und Stütze gefunden, wahrlich es wäre zu viel für zwei schwache Schultern gewesen. Und mit tiefer bitterer Reue gestehe ich ein, daß ich oft genug ihr trübe Stunden durch Widersetzlichkeit, Heftigkeit und Ungehorsam bereitete. Der jugendliche Unverstand, der die schwierigen Verhältnisse nicht beurtheilen konnte, und das angeborene Temperament, das sich noch nicht meistern gelernt hatte, wären die einzigen Entschuldigungsgründe, die man anführen könnte.

Es war schon bald nach des Vaters Tode die Absicht der Mutter, wieder nach Breslau zu ziehen, weil die meisten unserer Verwandten dort wohnten; wahrscheinlich sollte nur Rudolfs Abgang vom Gymnasium abgewartet werden. Allein die inzwischen in Gleiwitz angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen, die Nähe von Ratibor, vielleicht daß Hermanns Abgang auch nicht in zu weiter Ferne zu liegen schien, alles das bewog vorläufig zum Bleiben.

Wir blieben in dem Hause wohnen, beschränkten uns aber auf die linke Hälfte des bisherigen Quartiers, während auf die andere Seite die Wirthin mit ihrer Familie zog. An schönen Sommerabenden saßen gewöhnlich alle Hausbewohner auf der geräumigen Treppe vor dem Hause, theils oben, theils auf den Stufen, auf letztern am liebsten und natürlichsten wir Kinder, oft zusammengekauert und uns mit Spukgeschichten unterhaltend. Eine Fülle von solchen Geschichten, zum Theil modernen Räubergeschichten, die sich vielleicht auf Vulpius und Consorten zurückführen, aber auch von wirklichen Volksmärchen, jenen Märchen, die in ewiger Jugend durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende von Geschlecht zu Geschlecht gehen und die schönste Nahrung für jedes jugendliche Herz sind, hatte ich durch ein Dienstmädchen erhalten (wahrscheinlich die uns aus Sprottau gefolgte Ernestine), das uns gewöhnlich Abends, an unserem Bett sitzend, vor dem Einschlafen damit erfreute. Eine andere Quelle, die meine Phantasie befruchtete, waren Rudolfs Erzählungen von dem Meere, das er in Elbing kennen gelernt hatte. Oftmals ging ich mit ihm an den Ufern des Kanals (eines Kunstkanals, der bei Kosel in die Oder ausmündet) spazieren und lauschte

aufmerksam seinen Berichten. Sie riefen die Reisesehnsucht schon frühe in meiner Seele wach.

Nicht am wenigsten Nahrung aber schöpfte ich aus der Lektüre, die ich schon als Knabe von acht Jahren mit großem Eifer trieb. Wie gern ich auch bei den Spielen im Hofe war, wie sehr mich Jagen, Verstecken, blinde Kuh ergötzte, doch schlich ich mich oft aus dem Kreise der Spielgefährten, und setzte mich mit einem Buche in einen Winkel, um recht ungestört zu sein. Namentlich auch erfreute ich mich an den Wundern des neuen Testaments, die ich jedoch nicht aus der Bibel, sondern einer sogenannten 'biblischen Geschichte' kannte. Solchen religiösen Trieb hatten die frühesten Lesestunden bei meiner Großtante in Sprottau mir erweckt. Die Lust und Freude an Büchern habe ich überhaupt frühe empfunden, und war schon damals manchmal ins Lesen und Arbeiten so vertieft, daß die Frau Pastorin sagte: 'ich glaube, man könnte in seiner Nähe eine Kanone abschießen, und er würde sich nicht vom Flecke rühren.' Arbeitsamkeit und Fleiß war übrigens uns Kindern gemeinsam, wohl auch vom Vater angeboren, und vielleicht die einzige gute Folge seiner überstrengen Erziehung. Die beiden ältesten Brüder, die bei Lebzeiten des Vaters bereits das Gymnasium besuchten, wurden, wenn sie schlechte Censuren brachten (was zumal bei Hermann vorkam, der an Talent und Fleiß hinter Rudolf zurückstand), über den Stuhl gelegt und mit dem aus Leder geflochtenen 'Kantschu' eigenhändig vom Vater gezüchtigt. Unser Benehmen und unsere Fortschritte in der Schule waren fast das einzige, was unserer guten Mutter keine Sorge und Mühe machte: in Anbetracht der Umstände allerdings nichts unwesentliches, da wir darauf angewiesen waren uns durch eigene Tüchtigkeit durch die Welt zu helfen.

Von der Erregbarkeit meines Naturells legt auch die Thatsache Zeugniß ab, daß ich als etwa zehnjähriger Knabe große Neigung zum Nachtwandeln hatte. So stand ich einst, als die älteren Brüder noch bei ihren Schularbeiten saßen, während ich bereits zu Bette gegangen war, plötzlich auf und ging mit starren offenen Augen an ihnen vorüber in das anstoßende,

dunkle Zimmer. Ein andermal schritt ich mitten in der Nacht aus meinem Schlafzimmer durch die 'gute Stube' in das Schlafzimmer der Mutter und Schwestern, wo ich mich neben den Ofen setzte und zu meinem Erstaunen ziemlich durchfroren gegen Morgen erwachte.

Unser Leben und Treiben war, wie ich schon oben andeutete, nach dem Tode des Vaters eher freier und ungebundener als das Gegentheil. Das Umherschweifen in Feld und Wald war unsere Hauptfreude und machte uns, wenn auch zu wilden, doch zugleich gesunden Knaben, die von Krankheit auch kleinerer Art nichts wußten und so nach dieser Seite der Mutter manche Sorge ersparten. Unsere Hauptunterhaltung im Garten war die Schaukel, die auch für die Mädchen im Hause einen großen Anziehungspunkt bildete. Und weil wir bei der Menge der Reflectirenden unserer Lust daran nicht genügen konnten, so setzte sich oft, wenn die Schaukel unbesetzt war, der eine oder der andre auf und schaukelte sich selbst ½ Stunde lang. Im Winter waren wir natürlich hauptsächlich auf die Stube beschränkt: denn wenn wir auch ab und zu einen Schneemann machten oder uns mit Schneeballen warfen oder die Dicke des Eises auf den benachbarten Wiesen prüften, so war die Hauptunterhaltung doch am Tische. Ein beliebtes Gesellschaftsspiel war Kartenlotterie, wobei Aepfel und Nüsse als Gewinn eingesetzt wurden. Den reichsten Stoff aber gewährten uns die bleiernen Soldaten, deren namentlich Heinrich eine große Menge besaß und bekam. Mit Hilfe und nach Anleitung historischer Bücher, in denen die napoleonischen Kriege erzählt waren, stellten wir die Schlachten derselben genetisch dar, ließen unsere Bleisoldaten wacker aufmarschiren und sogar (in etwas späterer Zeit) mit Pulver, von denen wir einige Körnchen an ihre Gewehre klebten, schießen. Die Aufstellung der Truppen und der Verlauf der Schlacht geschah genau nach dem Buche. Daß wir auch selbst Soldaten spielten, wobei wir uns (mit Ausnahme von Heinrich, der verschiedene Stücke eines Soldatenanzuges geschenkt bekam) den nöthigen Apparat selbst verfertigten, brauche ich wohl kaum zu erwähnen; denn wo wären

Knaben in der Welt, die nicht in Begeisterung für den Wehrstand seine Tracht und sein Thun nachgeahmt hätten! Unsere Kopfbedeckung war gewöhnlich ein dreieckiger Hut (Dreimaster) aus schwarzem Glanzpapier, auf dessen Spitze eine Feder gesteckt wurde.

Unsere Bekanntschaft beschränkte sich eigentlich auf die Hausgenossen, denn da wir keine Schule besuchten, so lernten wir auch nicht viel andere Kinder kennen. Die Hausbewohner blieben dieselben, nur in dem Hofgebäude wechselten die Miether mehrfach. In dem kleinsten Hinterhause wohnte früher eine Familie, deren schon ältere Kinder mit unsern ältern Geschwistern häufig zu Gesellschaftsspielen zusammenkamen, später zog ein Tischler hinein, der im Hofe beständig eine große Bretterniederlage hatte, die uns zum Springen und Klettern erwünschte Gelegenheit bot. Wir geriethen dadurch aber öfter in Conflict mit einem Tischlergesellen, den wir wegen seines struppigen Haares immer 'Strüppzeug' nannten.

Der Kreis unserer Jugendgespielen wurde erweitert, als Heinrich und ich im Herbste des Jahres 1840 zum erstenmale eine Privatschule besuchten. Dieselbe hatte ein alter Junggeselle gegründet, namens August Held, ein dünnes schmächtiges Männchen, mit röthlichgrauem Backenbarte und spärlichem Haupthaar. Er besaß das Zutrauen der besseren Familien der Stadt, so daß trotz des damals ziemlich hoch scheinenden Schulgeldes von einem Thaler monatlich seine Schule etwa dreißig Knaben und Mädchen zählte. Ich gehörte zu seinen Lieblingen und besten Schülern, was ihn aber nicht verhinderte, mir einst in der Zwischenstunde, als ich ein Heft auf die vor mir stehende Schulbank einem andern zugeworfen, eine derbe Ohrfeige (die erste und einzige, die ich überhaupt als Schüler bekam) zu geben, worauf er mich fragte, 'warum ich dieselbe bekommen?' eine Frage die Heinrich zum lauten Lachen veranlaßte und mit der er mich später oft neckte. Held hatte sich als Dichter mehrfach versucht und mehrere Sammlungen theils lyrischer, theils dramatischer Dichtungen auf eigene Kosten drucken lassen. Seine dramatischen Erzeugnisse wurden auch zuweilen mit vertheilten Rollen in der Stunde

gelesen, und bei einer dieser Gelegenheiten schenkte er jedem seiner Schüler und Schülerinnen ein Exemplar der 'Erato', die auch vaterländische Festspiele zur Verherrlichung des napoleonischen Sturzes enthielt. Ein Dichter war mir, der ich schon ziemlich viele Gedichte gelesen, eine hohe beneidenswerthe Erscheinung, wenn auch damals der Trieb zu eigener Production sich noch nicht regte. Ich hatte daher vor dem unscheinbaren Männchen eine große Verehrung, wie auch er mir seine besondere Zuneigung zuwendete.

Der tägliche Verkehr mit so vielen jungen Mädchen gleichen Alters blieb nicht ganz ohne Wirkung. Da ich gewöhnlich den obersten Platz unter den Knaben hatte, und auch das fleißigste Mädchen, Emilie P*, die Tochter eines Barbiers, ihren Platz behauptete, so galten wir in den Augen unserer Mitschüler gewissermaßen als ein Paar; doch war von meiner Seite durchaus keine Neigung vorhanden, entschieden lief sie mir mehr nach als ich ihr. Mir gefiel z. B. Valeska Türk viel besser als die unfein aussehende dickbäckige Barbierstochter.

Der Glanzpunkt in diesem Schuljahre war eine im Sommer 1841 stattfindende Landparthie, bei welcher Held uns mit Kaffee und Kuchen bewirthete. Die Umgebung von Gleiwitz ist keineswegs schön, doch hat sie einige anmuthige Punkte, und die Lage des Wiesengrundes, der am Fuße eines bewaldeten Hügels lag und von einem Bächlein durchschnitten wurde, schwebt mir noch sehr deutlich vor Augen. Wir schlugen Reifen, strichen durch den Wald, einige badeten sich unerlaubter Weise und wurden dafür mit einer Maulschelle belohnt; schließlich kehrten wir nach einem sehr fröhlichen Nachmittage unter Gesang nach der Stadt zurück.

Von den Knabenbekanntschaften, die ich während dieser Zeit machte, war bei weitem die einflußreichste, wenigstens für dies und das folgende Jahr, die mit einem Malerssohne, Albert Höker. Er war älter als ich, ein Knabe von ungemein lebhafter, aber nicht mehr ganz reiner Phantasie, eine Künstlernatur; sein Haupttalent war Zeichnen, während er in allem übrigen zurück und beinahe beschränkt war. Die Lust und das

Talent zum Zeichnen war es was uns zusammenführte. Auch ich besaß darin viel Geschick, wiewohl ich niemals Zeichenunterricht genossen hatte. Diese Anlage schien mir so wie Rudolf und Max angeboren zu sein; ich glaube, auch ein Erbtheil unsers Vaters. Leider habe ich nur etwa bis zum elften Jahre mit Eifer diese Kunst getrieben, aber schon damals hatte ich es ziemlich weit gebracht. Höker glänzte namentlich im Thiergenre; Pferde gelangen ihm vorzüglich und er besaß eine Menge derartiger Zeichnungen und Entwürfe. Die Freundschaft mit ihm, die eine Zeit lang sehr intim war, entfremdete mich Heinrich Jacob einigermaßen, wie überhaupt seit der Zeit, wo wir mehr mit anderen Knaben verkehrten, unser Verhältniß sich lockerte. Es war dies von keiner Seite Veränderlichkeit, sondern die nothwendige Folge unserer mehr und mehr hervortretenden Verschiedenheit. So lange wir auf uns fast ausschließlich angewiesen waren, fügten wir uns gegenseitig möglichst in einander. Bei größerem Verkehr drängten sich mehr entsprechende Naturen dazwischen; namentlich hatte ich das Glück, daß, trotz meines mehr zurückhaltenden Wesens, das nicht leicht entgegenkam, sich viele gern an mich anschloßen. Heinrichs verwöhnte Art dagegen war nicht sehr geeignet, ihm neue Freunde zu erwerben.

Mehr als ein Jahr hatten wir in Helds Schule zugebracht, als uns die Mittheilung gemacht wurde, daß wir von Neujahr 1842 an das Gymnasium besuchen sollten. Das schien uns eine bedeutende Erhöhung unserer Stellung, denn das Gymnasium hatten bis dahin unsere Gedanken noch gar nicht berührt. Ueberhaupt ist es mir während meiner Schulzeit immer so ergangen, daß ich den augenblicklichen Stand als einen mich ganz ausfüllenden, mir ganz genügenden betrachtete, und nicht sehnsüchtigen Auges nach einem höheren Range blickte. Unsere Ueberraschung war daher groß, aber nicht unangenehm. Mit einem leicht verzeihlichen Stolze sahen wir auf unsere bisherigen Mitschüler herab, und als wir an einem der letzten Tage mitten in der Schulstunde in die Stube traten, um uns zu verabschieden, drückte sich gewiß auf unseren Mienen der

Triumph aus, den wir in diesem Augenblicke zu feiern glaubten.

Das katholische Gymnasium zu Gleiwitz, früher ein Kloster des Franziskanerordens, lag am entgegengesetzten Ende der Stadt, noch weiter vor dem Thore als unsere Wohnung. Auf einer kleinen Anhöhe bot es mit seinem Kirchthurm und den weißen Mauern einen recht freundlichen Anblick. Wenn man die Treppen emporstieg, kam man in den gepflasterten mit alten Bäumen bepflanzten Hof, den ehemaligen Klosterhof, auf dem wir uns gewöhnlich herumtrieben, wenn wir wie häufig etwas früher kamen. Dann trat man in den Kreuzgang, der, einfach und ohne Wölbung, einen kleineren Hof umschloß. Seine ganze Bauart bekundete ziemlich späte Zeit. An den einen Winkel desselben stieß die Kirche, in welcher die katholischen Schüler alle Morgen von 1/28—8 ihre Andacht verrichten mußten. Aus dem Kreuzgange gelangte man in die verschiedenen Klassenzimmer; in den Zwischenstunden wurde er zum Promeniren benutzt. Nur durch einen Hofraum getrennt lag das Gebäude, in welchem die Lehrer wohnten, ein modernes Haus. Der Direktor, an dem uns am meisten seine Kurzsichtigkeit lächerlich war (denn statt eine Brille zu tragen fuhr er mit der Nase buchstäblich auf dem Buche herum und wurde von gewissenlosen Schülern daher furchtbar betrogen), wohnte in dem Schulgebäude im ersten Stocke, der außerdem den Saal enthielt. Er hatte nur zwei Kinder, seine Tochter war an einen der Lehrer verheirathet, sein Sohn eigentlich ein bedauernswerther, uns aber mehr lächerlicher Mensch, dessen schlotternder Gang von Vernachläßigung in frühester Jugend herrührte. Ich will das übrige Lehrerpersonal übergehen. Im Ganzen war es nicht sonderlich, einige ganz untaugliche darunter. Der Geist, der auf dem Gymnasium herrschte, war kein guter. Viel leere Formalitäten, äußerlich strenge Zucht und im verborgenen Lüge und Unsittlichkeit.

Da der Cursus bereits im Herbst 1841 begonnen hatte, so mußten wir uns einem Examen beim Ordinarius der Sexta unterwerfen. Dieser, namens Heimbrod, ein geborner Thü-

ringer (aus oder aus der Nähe von Heiligenstadt im Eichsfelde), ein derber, aber ehrlicher und grader Mensch, beschränkte sein Examen nur aufs Lateinische, worin er unsere Kenntnisse als etwas mangelhaft erklärte. Seine sächsische Aussprache führte manche Mißverständnisse herbei: so ließ er uns Comparativ und Superlativ von 'kroß' bilden, was wir ohne Bedenken thaten; der eine sagte kroßior, der andere kroßor, bis uns Heinrichs ältester Bruder, der uns begleitet hatte, bedeutete daß 'magnus' gemeint sei. Schließlich wurden wir doch aufgenommen und traten am 2. Januar 1842 unsern Weg nach dem Gymnasium an. Unsere Fortschritte waren erfreulich, denn schon im ersten Monat bekamen wir die zweitbeste ('löblich'), im zweiten die beste Censur ('immer gleich löblich' oder kurz 'immer gleich'). Heinrichs Fleiß war hiermit erschöpft; ich erntete im Verlaufe des Sommers von Heimbrod das Lob, ein Sextaner zu sein wie es sich gehört. Die Censuren wurden in dem Saale ertheilt; es wurden die Namen aufgerufen und jeder einzelne mußte vor den Tisch treten, an welchem die Lehrer saßen und der Reihe nach ihr Votum abgaben. Der Wetteifer, den ein Zusammenleben und Zusammenlernen mit vielen Gleichaltrigen erweckte, trieb mich an stets nach dem höchsten zu ringen, gemäß dem Worte Homers

αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων,

immer der beste zu sein und hervorzuragen vor andern.

Die Schularbeiten, die ich gewöhnlich unmittelbar nach dem Schlusse der Stunden, zu Hause angekommen machte, um die übrige Zeit frei für mich zu haben, nahmen bei weitem nicht alle Muße in Anspruch, da sie mir leicht von der Hand gingen und von einer Ueberbürdung, wie man heute über solche klagen hört, durchaus nichts zu spüren war.

Einmal im Sommer, gegen Schluß des Schuljahres, das mit dem 15. August endete, wurde von dem ganzen Gymnasium ein gemeinsamer Spaziergang unternommen, an dem alle Lehrer sich betheiligten. Die Vorbereitungen dazu begannen schon mehrere Wochen vorher, indem eine Anzahl von Schülern der mittleren und oberen Klassen im Trommeln einexercirt

4 *

wurden, die dann an der Spitze des Zuges marschirten. Die Klassen folgten, mit Sexta beginnend, von dem Ordinarius geführt. Das gewöhnliche Ziel war die 'neue Welt', ein Vergnügungsgarten, der vom Gymnasium etwa $^{3}/_{4}$ Stunden entfernt lag. Dort wurden Spiele gemacht, und die Primaner, auch wohl schon die Secundaner durften tanzen.

Jedes Schuljahr schloß mit einem feierlichen Akt in dem Saale des oberen Stockwerkes, in welchem auch der Zeichenunterricht gegeben wurde. Deklamatorische und Gesangsvorträge von Schülern aller Klassen bildeten den Hauptbestandtheil der Feier, zu welcher die Angehörigen sich einzufinden nie verfehlten. Sexta machte den Anfang, und ich war der erste, der an die Reihe kam. Man hatte für mich ein Gedicht ausgewählt, das einen Besuch Blüchers in London bald nach den Befreiungskriegen zum Gegenstand hatte, die Begeisterung der Engländer für den alten Feldmarschall, wie sie ihm alle die Hand küssen wollten, und er, um dem Andrang zu genügen, sich eine Hand von Leder anfertigen ließ, die er zum Wagen heraushing. Diesen Vorträgen folgte die mit der größten Spannung erwartete Publikation der Versetzungen; man nannte es in Gleiwitz 'steigen', also 'von Sexta nach Quinta steigen' ꝛc. Da nun mein Name ziemlich vorn im Alphabet steht, so wurde ich fast durch alle Klassen als der erste der Versetzten genannt, und fast ebenso regelmäßig folgten auf meinen Namen unmittelbar die zweier anderer begabter Mitschüler, Bienek und Bochenek, von denen der eine, ein heiterer Mensch, später Jurist, der andere, eine sinnige Natur, katholischer Geistlicher wurde.

Die geringe Arbeitslast, die auf dem kleinen Sextaner ruhte, ließ den kindlichen Spielen immer noch sehr viel Raum. Neben den früher getriebenen tauchte allmählich eine neue Neigung auf: das Puppentheater. Schon Rudolf hatte ein solches angelegt, wozu er die Coulissen und Hinterwände selbst fertigte, da er, wie schon erwähnt, sehr gut zeichnete und malte. Die Figuren wurden aus Bilderbogen ausgeschnitten, manche auch selbst gezeichnet und gemalt, wenn sie grade in der einzigen Buchhandlung am 'Ringe' nicht zu haben waren, dann aufge-

klebt und mit einem Brettchen unten und einem Draht versehen, an dem man sie von der Coulisse aus heraus und hereinziehen konnte. Der Gehilfe bei diesen Aufführungen war Hermann, der auf der einen Seite saß, indeß Rudolf vorlesend auf der andern. Diese Beschäftigung setzte er bis in die letzten Jahre seiner Gymnasialzeit fort, und führte mit Hilfe seiner papiernen Truppe classische Stücke auf, hauptsächlich von Schiller, der von der Mutter her Lieblingsdichter in der Familie war. Ihre Jugend war in die Zeit gefallen, die die Dichtungen des kaum verstorbenen mit frischester Begeisterung verschlang, die zumal beim Anbrechen eines neuen Morgenrothes, das die Freiheitskriege brachten, in Schiller den zu frühe heimgegangenen Sänger der Freiheit verehrte. Der Vorstellungen des Fiesko und von Wallensteins Tod kann ich mich noch lebhaft entsinnen. Freilich war, als Fiesko ins Wasser gestürzt wird, die Vorrichtung sehr einfach, indem er an seinem Draht umgeworfen wurde, dennoch machte diese Scene einen großen Eindruck auf mich. Sie müssen noch bei Lebzeiten des Vaters stattgefunden haben, denn wir saßen in dem Wohn- und Eßzimmer, das wir später räumten. Als Rudolf, etwa zwei Jahre bevor er das Gymnasium verließ, dies sinnige Jugendspiel aufgab, beschloßen Heinrich und ich, die großes Gefallen daran gefunden, uns gleichfalls ein Theater anzulegen. Anfänglich mit kleinen selbstarrangirten Stücken uns begnügend, die meist eine Recapitulation des gelernten waren, wie die Sachsenkriege Karls des Großen, wobei natürlich der Kaiser immer im vollen Krönungsornate auftrat und wozu ich die Figuren wie den Text anfertigte, langten wir doch auch bald nach Schillers Werken. Höheren Schwung und größere Vollkommenheit erlangte unser Theater, als Rudolf, der im Herbste 1842 die Universität bezog, uns seine Bühne vermachte. Die Räuber und die Schillersche Bearbeitung des Macbeth waren unsere Lieblingsstücke.

Wir blieben jedoch nicht beim Puppentheater stehen, sondern verwandelten uns selbst in die Schauspieler und unsere Wohnstube in die Bühne. Die Aufführungen geschahen gewöhnlich bei uns, nicht beim Pastor, weil ich der Hauptanreger

war. Sie versammelten fast alle Hausbewohner bei uns. Die Zuschauer saßen in der einen, größeren Stube, die Bühne war in der andern und die auf- und zugemachte Stubenthür bildete den Vorhang. Die Coulissen bestanden aus je zwei neben einander gestellten Stühlen, die mit einer Decke verhüllt waren, die Hinterwand bildete die gegenüberstehende Thür, die manchmal mit einer Decke bekleidet war. Eine unserer frühesten Darstellungen war eine Zigeunergeschichte: ein Ehepaar wird durch einen Zigeuner getäuscht, der sie veranlaßt, um einen im Hause verborgenen Schatz zu finden, Eier auszubrüten und während der Zeit sie ihrer Habe beraubt. Auch Wilhelm Tell, den wir bereits mit unserm Puppentheater gespielt, wurde uns von einer befreundeten Hand zur Aufführung eingerichtet, wobei wir uns natürlich auf wenige Scenen, wie den Apfelschuß und Geßlers Tod beschränkten und auch keineswegs die Schillerschen Verse zu Grunde legten. Nach und nach erweiterte sich unser Personal, indem zuweilen Valeska Türk sowie Clara und Emmy hinzugezogen wurden. Auch Max nahm schon an diesen Vergnügungen Theil. Nicht selten mußte ich oder Heinrich Mädchenrollen übernehmen, woran das Publikum meist große Freude hatte. So hatten wir in einem Stücke, das auch zu unsern ältesten Aufführungen gehörte und das, wenn ich nicht irre, einer Kinderzeitschrift entnommen war, Schulmädchen zu spielen und ich mit den Worten:

Ich hab' mein Tintenfaß verloren,
O Fanny, sag was fang' ich an?

das Stück zu eröffnen. Heinrich zeichnete sich dadurch aus, daß er seine Rollen schlecht memorirte und gewöhnlich ein- oder ein paarmal stecken blieb. Ich trieb diese Aufführungen wie alles was ich ergriff mit großem Eifer und Ernst; auch kam mir beim Memoriren der Umstand zu Gute, daß ich sehr rasch behielt. Der Fonds kleiner für Kinder bestimmte Stücke reichte bald nicht mehr aus, und wir mußten uns nach anderer Nahrung für unsern Theaterhunger umsehen. So geriethen wir auf Kotzebue, nicht die beste, sicher aber die reichhaltigste Quelle. Wir führten unter anderm seine schlechte Parodie

'Antonius und Cleopatra' auf, indem Clara die Cleopatra, ich den Antonius spielte, der sich mit der Elle der Mutter erstach.

Auch hier bin ich in der Schilderung theils zurück, theils vorwärts gegangen. Natürlich bildete das Theater die Hauptunterhaltung im Winter, während wir im Sommer nach wie vor durch Feld und Wald strichen. Innerlich voll Reiselust und mit sonderbaren Begriffen von der Möglichkeit einer Reise erfüllt, sparten wir drei (Heinrich, Max und ich, denn von nun an war auch Max der gewöhnliche Genosse unserer Abenteuer) uns mehrere Tage von unserm Frühstück und Vesperbrote das Obst auf, verschlossen es, in eine Botanisirbüchse und machten uns in den Ferien an einem Morgen, ohne ein Wort zu sagen, auf den Weg. Wir wanderten den Kanal entlang, setzten uns aber, nachdem wir kaum eine halbe Stunde gegangen waren, im Grase nieder und holten unsere Vorräthe hervor, um zu frühstücken, und das war ohne Zweifel der reizendste Gedanke bei dieser Unternehmung gewesen. Einmal gelangten wir auch glücklich bis in das eine Meile entfernte Dörfchen Laband; hier aber nöthigte uns der herabströmende Regen Halt zu machen. Ganz großartig begaben wir uns in das Wirthshaus und ließen uns etwas zu essen bringen. Die Wirthin, die uns wohl mit einigem Verwundern betrachten mochte, richtete Fragen nach unserer Heimat an uns. Ablehnend antworteteten wir, daß Kosel, die an der Oder gelegene Festung, bei welcher der Kanal endet, das Ziel unserer Reise sei. Doch entlockte sie uns endlich, daß wir aus Gleiwitz wären und bot uns an in einem Wagen, der noch an dem Abend dahin führe, uns mitzunehmen. Das verschmähte aber unser Stolz und wir zogen es vor im Regen zu Fuß zurück zu wandern, bis wir durchweicht und ermattet zu Haus ankamen.

Im Herbste des Jahres 1842 wurden wir beide nach Quinta versetzt. Das Frühjahr hatte mich eigentlich zum ersten mal krank gesehen, indem ich das kalte Fieber bekam. Ich wurde während der Schulstunde krank und ein stärkerer Mitschüler, der Sohn des Apothekers Kracziczek, lud mich auf seinen Rücken und trug mich nach Hause. Die Krankheit war vorübergehend,

aber für mich empfindlich, weil sie gerade in die Pfingstzeit fiel. Diese aber bot uns Kindern ein Hauptvergnügen. Am Schießhause, wo die Bürgerschützen um den Königspreis schoßen, waren zahlreiche Buden mit Pfefferkuchen aufgeschlagen. In dem Gewühl von Menschen trieben wir Kinder uns umher, glücklich wenn wir ein paar Pfennige erhascht hatten, um am 'Paschen' d. h. am Würfeln uns zu betheiligen. Das Fest wurde damit eingeleitet, daß der vorjährige Schützenkönig in feierlichem Zuge nach dem Schießplatze hinausgeführt wurde, dem man die zerschossene Scheibe vorantrug, und dauerte drei Tage. Wie Kinder alles, so ahmten wir auch dies nach. Aus Blasrohren schoßen wir mit gefiederten 'Zwecken' nach der Scheibe, gewöhnlich einem mit concentrischen Kreisen bezeichneten Bogen Papier. Wenn wir den Schützenkönig ausführten, wurden unsere Blasrohre mit Päonien oder Rosen geschmückt.

Gleichzeitig mit meinem Uebergang in die Quinta erfolgte Rudolfs Abgang auf die Universität. Er ergriff das Studium der Rechte, nicht sowohl aus Neigung, als auf Wunsch der Mutter, bei der wieder dieser Wunsch aus pietätvoller Erinnerung an den Vater stammte. Denn der Vater hatte noch während seines Lebens über das Schicksal und den Beruf fast aller seiner Söhne, so jung sie auch bei seinem Tode noch waren (fünf bis fünfzehn Jahre), bereits entschieden. Die Wahl des Berufes der Neigung zu überlassen oder nach sorgfältiger Beobachtung der sich entwickelnden Individualität zu bestimmen, war ihm ein fremder Gedanke. Das Beste seiner Kinder wollte er gewiß damit bezwecken; aber man darf doch wohl fragen, ob es nicht ein Eingriff in die freie Entfaltung der Menschenseele ist, wenn der noch geschlossenen die Bahn so dictatorisch vorgezeichnet wird. So war also Rudolf zum Juristen prädestinirt; Hermann sollte nicht studiren, was vielleicht in Anbetracht seiner geringeren Befähigung ganz richtig geurtheilt war; einen von uns jüngsten hatte der Vater zur Militärlaufbahn bestimmt. Schon 1837 hatte man ihn aufmerksam gemacht, sich bei den neuen Kadettenhäusern um eine Freistelle für eines der jüngsten Kinder zu bewerben. Max scheint dafür ausersehen gewesen

zu sein; er sollte 1844 in die Kadettenschule nach Wahlstadt kommen gegen 100 Thaler jährliche Pension; die Mutter wünschte Ermäßigung auf 60 Thaler. Da der Bescheid aus Berlin kam, es sei in diesem Jahre nicht möglich, vielleicht im folgenden, so unterblieb es vorläufig und 1845 wurde das Gesuch nicht erneuert. So haben wir vier Brüder denn alle studirt, drei Jura, ich allein wurde Philologe.

Am 25. Oktober reiste Rudolf nach Breslau ab. Sein Fortgang hinterließ namentlich bei der Mutter, die in ihm, dem verständigen liebevollen Sohne, jetzt schon eine wirkliche Stütze fand, eine große Lücke. Er bezog mit seinem Freunde Reinhold Hawlitschka (jetzt Gymnasiallehrer in Gleiwitz) zusammen ein sehr bescheidenes einfenstriges Stübchen am Universitätsplatz, bei einem Schuhmacher, nicht einmal mit eigenem Eingang, sondern Durchgang durch des Schusters Familienzimmer. Sein Wechsel, 120 Thaler jährlich (dieselbe Summe, die ich neun Jahre später als Student in Berlin ebenfalls bekam) gestattete allerdings weder Wohnungs- noch anderen Luxus. Er gab daher Privatunterricht und bekam allmählich Freitische an der 'Krippe' — so hieß der Freitisch der Studenten — an der er zuletzt zum Senior aufrückte und als solcher die ganze Kost frei hatte. Das machte ihm denn doch möglich, bei sparsamem Leben das studentische Treiben mitzumachen; er nahm Fecht- und Tanzstunden, doch letztere auf Rath eines älteren Freundes nicht bei dem Universitätstanzlehrer, da dort mitunter nicht ganz anständige Damen sich betheiligten. Auch trat er in die Burschenschaft der 'Raczeks' und gehörte den burschenschaftlichen Bestrebungen mit vollem Herzen an. Die Weihnachts- und Osterferien (1842—43) kam er nach Hause, da er selbst sich sehnte und die Mutter ihn nicht so lange entbehren wollte; doch traf der pflichtgetreue Student erst am heiligen Abend ein, da die Vorlesungen nicht früher als am 22. December geschlossen wurden.

Ich machte indeß in der Quinta die ersten unerfreulichen Erfahrungen einer wenig verständigen Unterrichtsweise. Wir bekamen als Lehrer im Rechnen einen guten alten Herrn, von

dem es allgemein unter uns hieß, daß es gar kein Studirter, sondern ein ehemaliger Feldwebel sei, dem nach dem Kriege dieser Lehrerposten verliehen worden. Der gab uns denn aus dem gedruckten Rechenbuche ein größeres Stück auswendig zu lernen auf; dann rief er einen Schüler, der an den Katheder heraustreten und das gelernte hersagen mußte, während die übrige Klasse, vielleicht 40—50 Knaben, über ihre gedruckten Rechenbücher gebückt, in halblautem Tone memorirten, der aber allmählich zu einem förmlichen Brausen anschwoll, bis der 'Professor' dazwischen fuhr und Stille gebot, was aber wieder nur auf kurze Zeit wirkte. Diese Methode des wörtlich auswendiglernens, neben der keine vernünftige Erklärung des Lernstoffes und keine genügende Einübung der Aufgaben herging, hatte zur Folge, daß ich gewisse Rechnungsarten, die in Quinta durchgegangen werden, bis ans Ende meiner Gymnasialzeit nicht ordentlich mir aneignete, was sich in den oberen Klassen bei der Mathematik empfindlich rächte. Nun wäre es zwar leicht gewesen bei einiger Energie auch später noch das versäumte nachzuholen; allein da Mathematik nie meine Liebhaberei war, so zog ich es vor, die Sache auf sich beruhen zu lassen, um so mehr, da ich auch so im Unterricht mitkam.

Ich muß hier eines kleinen Zwischenfalles gedenken, der mir fast das Leben gekostet hätte. Einmal, auf dem Wege nach der Schule war ein heftiger Sturmwind; es war Spätherbst oder Winter, eine sehr rauhe Jahreszeit in Gleiwitz, wie denn überhaupt das Klima nichts weniger als milde war und von den im Südosten am Horizont sichtbaren Karpathen gar kalte Winde herwehten. Ich ging, dem Sturme entgegenarbeitend, die Mütze, um sie nicht zu verlieren, tief hereingezogen, an der Pfarrkirche vorbei auf der Fahrstraße nach dem Gymnasium zu, und hörte bei dem Geheul des Sturmes nicht, daß ein Wagen mir entgegenkam, dessen Deichsel mir plötzlich mitten an die Brust fuhr, daß ich zurücktaumelte. Doch waltete Gottes Hand über dem kleinen Burschen, so daß der Zusammenstoß ohne nachtheilige Folgen blieb.

Beinahe wäre in meiner Quintanerzeit eine bedeutende

Aenderung meiner Verhältnisse eingetreten. Im Februar 1843 fragte Onkel Mikulowski bei der Mutter an, ob sie Willens sei, einen ihrer Söhne nach Schulpforta zu geben; die Behörden hatten eine Aufforderung erhalten, Exspectanten vorzuschlagen. Es waren etwa 30 Freistellen an der altberühmten Klosterschule, und wer eine solche bekam, konnte daher völlig kostenfrei seine Gymnasialzeit bis zur Universität durchmachen. Nach reiflicher Ueberlegung ging die Mutter darauf ein und bat den Onkel, mich dazu vorzuschlagen, der ich in der Idee schon ganz glücklich war. Freilich wäre es der Mutter, wie sie schrieb, schwer geworden, ihr Kind so weit von sich zu wissen; 'doch wenn es zu seinem Besten diente, was ich glaube, würde ich mich gern darein finden.' Ich kann es nur aufrichtig bedauern, daß der Vorschlag keinen Erfolg hatte; für meine geistige Entwickelung und philologische Ausbildung wäre es ein bedeutender Gewinn gewesen. Schon das eine, daß der treffliche Koberstein mein Lehrer im Deutschen geworden wäre, hätte dem künftigen Germanisten eine höchst schätzenswerthe Grundlage gegeben.

Um dieselbe Zeit traf unser Haus und die befreundete Familie Jacob ein schwerer Schlag, indem im Februar die lange kränkelnde Superintendentin [11] an der Schwindsucht starb. Heinrich kam weinend zu mir herunter und fiel mir mit den Worten 'Jetzt hab' ich keine Mutter mehr und du keinen Vater' um den Hals. Und etwa sechs Wochen nachher erfolgte ein zweiter Trauerfall, indem Adolf, der älteste Sohn, an derselben Krankheit starb. Meine Mutter, die in der letzten Zeit viel bei ihm war, um der Krankenpflegerin beizustehen, verlor in der Frau Superintendentin 'eine liebe aufrichtige Freundin, deren Andenken ihr unvergeßlich blieb.' Für die Familie Jacob war dieser Doppelverlust ein sehr harter, und der Einfluß, den er auf das Gemüth des überlebenden Gatten ausübte, kein guter. Der Mann, früher gesellig und heiter, wurde finster und hypochondrisch. Heinrich war jetzt der einzige Sohn im Hause, denn Martin, der aus der Prima ausgetreten, war Oekonom geworden und hielt sich auf dem Lande auf.

Auch ich selbst hatte in diesem Jahre eine schwere Krankheit

durchzumachen. Im Juli erkrankte ich unmittelbar nachdem wir noch Theater gespielt hatten. Ich bekam ein Nervenfieber, das mich an den Rand des Grabes brachte. Schon war ich etwa im September so weit gekommen, um an einem schönen sonnigen Tage von dem Dienstmädchen in den Garten getragen werden zu können. Ich sah das Gartenbeet wieder, das ich vor meiner Erkrankung bepflanzt und gehegt; die blauen und rothen Winden blühten herrlich darauf. Das Beet, dicht an der Mauer des Hauses gelegen, war grade unter dem Schlafzimmer einer ältlichen Dame, mit der wir Kinder häufig in Streit geriethen, weil sie den Inhalt gewisser Geschirre (mit einer in Oberschlesien nicht seltenen Naivetät) auf unsere Gartenanlagen entlud.

Eine Erkältung führte einen Rückfall herbei. Mit vollem Bewußtsein hörte ich den Ausspruch des Arztes, daß ich sterben müsse, seine Hilfe sei erschöpft: ich weinte, weil ich die Mutter weinen sah. Gott half, wo Menschenhilfe zu Ende war, und schenkte mir das Leben zum zweiten Male. Sehr langsam erholte ich mich, ich war so erschöpft, daß ich an Stühlen und Tischen wieder gehen lernen mußte.

Inzwischen war ich in eine neue Klasse, nach Quarta versetzt worden. Neujahr 1844 konnte ich die Schule wieder besuchen, ein Gegenstand des Erstaunens für meine Mischüler, die mich kaum erkannten, da mir das Haar während der Krankheit ganz ausgegangen war und ich mit kurzem wolligem Flachshaar bedeckt erschien. Das Aufrücken in diese Klasse und die Versäumniß des ersten Vierteljahres in ihr war für mich mit großen Schwierigkeiten verbunden, da ich die Elemente des Griechischen, das jetzt begann, nachholen mußte. Weniger Schwierigkeiten bereitete das Französische, weil ich das schon in früherer Zeit kennen gelernt, mehr die Mathematik, für die ich nie besonderes Talent besaß. Nur die Stereometrie machte mir ihrer Plastik wegen Vergnügen, wozu wohl meine Anlage zum Zeichnen beitragen mochte. In kurzer Zeit holte ich das versäumte nach und es gelang mir auch hier einen der ersten Plätze zu behaupten und im Herbst in die Tertia versetzt zu werden. Leider fuhr derselbe Lehrer, dessen unvernünftige Manier im Rechnen

uns schon in der Quinta gequält hatte, mit derselben in der Quarta in andern Unterrichtsfächern fort. Aus dem 'Zumpt', der lateinischen Grammatik, mußten wir jede Stunde etwa sechs Seiten der Syntax auswendig lernen, die dann der jedesmal aufgerufene, am Katheder neben dem Lehrer stehend, wörtlich herzusagen hatte. Natürlich fielen die meisten durch, und die erste Frage, die man beim Eintritt ins Schulzimmer zu hören bekam, war 'kannst du deinen Zumpt?' Mir kam auch hier ein sehr gutes Gedächtniß zu statten, so daß ich einer der wenigen war, die ihr Pensum hersagen konnten.

Die Lust an Bildern wurde in dieser Zeit durch eine andere Leidenschaft verdrängt, nämlich Kartenzeichnen. Schon in den beiden vorhergehenden Jahren hatte das begonnen, bereits in Sexta hatte ich mir einen ganzen Atlas nach Handke gezeichnet und binden lassen, den ich einst in die Schule mitbrachte, zum Staunen meiner Mitschüler. Jetzt nahm ich diese frühern Versuche in größerem Maßstabe und sorgfältiger auf. Der Superintendent besaß den großen Atlas von Streit, aus etwa sechzig Karten bestehend. Von meinem früheren Lehrer Held wurde ich mit Krähenfedern versehen, mittelst deren es möglich war, die feine Schrift des Originals in gleicher Größe wiederzugeben und so ein entsprechendes Bild herzustellen. Diesen Atlas zeichnete ich von Anfang bis zu Ende ab. Zuletzt erlangte ich eine solche Fertigkeit darin, daß ich eine große Karte mit allen Einzelheiten in weniger als einem Tage vollendete. Ich habe ihrer noch 74, die im April, Mai und Juni 1844 gezeichnet sind, und eine Anzahl ist mir verloren gegangen. Alle freie Zeit, die mir die Schule und die Schularbeiten ließen, verwendete ich auf diese Liebhaberei, über der alle andern liegen blieben. Dadurch gewöhnte ich mir eine so kleine und feine Schrift an, daß sie von meinen Mitschülern immer 'Läuseschrift' [12] genannt wurde. Meinen Augen konnte diese anhaltende Beschäftigung nicht zuträglich sein, und ich litt öfters darunter. Ein besonderes Augenpulver war der 'Pfennigatlas', den wir unter des Vaters Papieren fanden, aus kleinen Karten der feinsten Zeichnung bestehend, die ich eben so fein wiederzugeben

beflissen war. Max theilte die Liebhaberei, trieb sie aber nicht mit der Leidenschaft wie ich. Während ich in den ersten Jahren auf dem Gymnasium einer der besten Zeichner gewesen war, legte ich jetzt gar kein Gewicht mehr darauf und gab mir keine Mühe. Durch die selten gradlinigen Conturen der Karten verlernte ich beinahe grade Linien zu zeichnen und als ich einst wieder ein Bild zu zeichnen versuchte, fielen die Linien ganz schnörkelhaft aus. Die zierliche Hand, die ich vorher geschrieben, wurde durch die Gewöhnung an die sehr kleinen Züge kritzlich, auch auf schöne Schrift legte ich keinen Werth mehr.

Die Knabenspiele aber wurden bei solcher Beschäftigung nicht vernachläßigt. Da ich jünger war als die meisten Quartaner, so erschien mir manches noch angemessen was die andern längst bei Seite gelegt, wie das Soldatenspielen; weßhalb ich von meinen Genossen, die mich einst beim Exerciren mit andern Knaben überraschten, viel Spott erleiden mußte. Mit Heinrich Jacob hatte ich nicht viel Verkehr mehr, er war im vorhergehenden Herbste nicht versetzt worden, daher unsere eigentliche Schulgenossenschaft aufgehoben. Auch an meiner Neigung für Kartenzeichnen nahm er keinen Theil, da es ihm an Geschicklichkeit und Beharrlichkeit fehlte.

Auch in diesem Jahre fehlte es nicht an traurigen Ereignissen. Fast genau ein Jahr nach der Superintendentin starb eine andere liebe Freundin der Mutter, eine Verwandte, die Frau unseres Vormundes Mikulowski in Ratibor, eine geborne Born, eine feine Dame, die im Wesen große Aehnlichkeit mit Frau Jacob hatte.

Dagegen zog mit dem Frühjahr die Freude in unser Haus ein, indem in den Osterferien Rudolf in Begleitung eines Theologie studirenden Vetters, Richard Schwartz, des Sohnes der mehrfach erwähnten Tante, nach Gleiwitz kam. Er hatte auch Berthold Rumpelt, einen andern Studienfreund, der damals Naturwissenschaft studirte, später aber der Sprachwissenschaft sich widmete und hier sich einen geachteten Namen machte, mitbringen sollen; auf seine Bekanntschaft freute man sich besonders, denn Rudolf hatte von dem geistvollen, originellen Freunde

schon früher viel erzählt und in Briefen mitgetheilt. Allein Richard kam ohne ihn. Auch für uns jüngere waren die folgenden Wochen eine fröhliche Zeit, denn wenn gleich wir an den geistigen Freuden der jungen Studenten keinen Theil nehmen konnten, so fiel doch auch manches für uns dabei ab. Andere in Gleiwitz wohnende studentische Freunde, wie Reinhold Hawlitschka, gesellten sich dazu und so war ein sehr munterer Kreis von jungen Leuten zusammen. Es wurde fleißig musizirt und gesungen, und wir kleineren sangen die damals beliebten Studentenlieder, namentlich die burschenschaftlichen ('Wir hatten gebauet' — 'Freiheit, die ich meine' — 'Es bildeten drei Gesellen') fleißig im Chore mit.

Ein Hauptvergnügen brachte das Osterfest mit sich. Es herrschte da in Oberschlesien die Sitte des gegenseitigen Begießens, und zwar so, daß am zweiten Ostertage die Knaben begossen, am dritten (denn nach katholischer Sitte hatten wir einen dritten Feiertag) die Mädchen Vergeltung übten. Diesen Scherz machten aber nicht bloß die Kinder, sondern auch die Erwachsenen mit. Wollte man es besonders fein machen, so spritzte man sich mit einigen Tropfen Eau-de-Cologne an, wofür man zum Dank von den Eltern im befreundeten Hause Osterkuchen bekam. Im eigenen Hause und unter näher bekannten nahm man das nicht so genau, sondern begoß sich mit ganzen Flaschen und Kübeln kalten Wassers. Schon am frühen Morgen des Osterdienstags versuchten die Mädchen in unsere Schlafstube zu dringen, deren Thür wir in Voraussicht dieser Angriffe mit Commoden, Schränken u. s. w. verbarrikadirt hatten. Diese zwei Tage herrschte ein beständiger kleiner Krieg, theils offensiv, theils defensiv.

Ein anderer Glanzpunkt dieser Ferienzeit war die Feier eines Bohnenfestes. Zur Bohnenkönigin wurde eine intime Freundin meiner ältesten Schwester Marie, Anna S. erwählt. Dieselbe gehörte einer bei allem äußern Wohlstande doch schwer geprüften und fortwährend von Krankheit heimgesuchten Familie an. Nur Anna, die älteste Tochter, und der älteste Sohn, Gustav, der im Alter zwischen mir und Max stand, waren ge-

beflissen war. Max theilte die Liebhaberei, trieb sie aber nicht mit der Leidenschaft wie ich. Während ich in den ersten Jahren auf dem Gymnasium einer der besten Zeichner gewesen war, legte ich jetzt gar kein Gewicht mehr darauf und gab mir keine Mühe. Durch die selten gradlinigen Conturen der Karten verlernte ich beinahe grade Linien zu zeichnen und als ich einst wieder ein Bild zu zeichnen versuchte, fielen die Linien ganz schnörkelhaft aus. Die zierliche Hand, die ich vorher geschrieben, wurde durch die Gewöhnung an die sehr kleinen Züge kritzlich, auch auf schöne Schrift legte ich keinen Werth mehr.

Die Knabenspiele aber wurden bei solcher Beschäftigung nicht vernachläßigt. Da ich jünger war als die meisten Quartaner, so erschien mir manches noch angemessen was die andern längst bei Seite gelegt, wie das Soldatenspielen; weßhalb ich von meinen Genossen, die mich einst beim Exerciren mit andern Knaben überraschten, viel Spott erleiden mußte. Mit Heinrich Jacob hatte ich nicht viel Verkehr mehr, er war im vorhergehenden Herbste nicht versetzt worden, daher unsere eigentliche Schulgenossenschaft aufgehoben. Auch an meiner Neigung für Kartenzeichnen nahm er keinen Theil, da es ihm an Geschicklichkeit und Beharrlichkeit fehlte.

Auch in diesem Jahre fehlte es nicht an traurigen Ereignissen. Fast genau ein Jahr nach der Superintendentin starb eine andere liebe Freundin der Mutter, eine Verwandte, die Frau unseres Vormundes Mikulowski in Ratibor, eine geborne Born, eine feine Dame, die im Wesen große Aehnlichkeit mit Frau Jacob hatte.

Dagegen zog mit dem Frühjahr die Freude in unser Haus ein, indem in den Osterferien Rudolf in Begleitung eines Theologie studirenden Vetters, Richard Schwartz, des Sohnes der mehrfach erwähnten Tante, nach Gleiwitz kam. Er hatte auch Berthold Rumpelt, einen andern Studienfreund, der damals Naturwissenschaft studirte, später aber der Sprachwissenschaft sich widmete und hier sich einen geachteten Namen machte, mitbringen sollen; auf seine Bekanntschaft freute man sich besonders, denn Rudolf hatte von dem geistvollen, originellen Freunde

schwangen. Der Schauspieler, der Hinko darstellte, behielt nach einem Fußfall, den er gethan, an seinem weißen Tricot eine schmutzige Stelle, wahrscheinlich da der Fußboden nicht ganz sauber war, und vergaß auch nachher diesen Fleck zu beseitigen. Das genirte meinen Reinlichkeitssinn so sehr, daß meine künstlerische Andacht darunter litt und ich ihm am liebsten einen bezüglichen Wink gegeben hätte. Andere Stücke, die ich sah, waren Nestroy's 'Weltumsegler wider Willen' und 'Der artesische Brunnen'. Als einige Jahre nachher sich diese 'Nachtigall' in entferntere Gegenden verzogen, besuchte Gleiwitz der Direktor Heinisch mit seiner Truppe, und dies war eben schon im Mai 1844 der Fall. Von den Stücken, die ich damals sah, ist mir der Birch-Pfeiffer 'Mutter und Sohn' in Erinnerung wegen des rührenden Eindruckes, den es mir machte.

Im Sommer des genannten Jahrs unternahm die Mutter eine schon im vorhergehenden Jahre geplante Reise zum Besuche der Verwandten in Breslau und in der Nähe von Schweidnitz, wo Onkel Horstig, der Gatte von der Mutter einziger Schwester Luise, das Gut Seiferdau besaß. Dagegen war Emmy schon 1843 dorthin gegangen und blieb den ganzen Winter bei den Verwandten, die sie sehr lieb gewonnen. Marie begleitete die Mutter, die am 20. Juni in Breslau eintraf und am siebenten August in Begleitung beider Töchter zurückkehrte. In der Zeit ihrer Abwesenheit führte die damals erst vierzehnjährige, aber schon sehr verständige Clara das Hauswesen. Sie hatte nur, wiewohl von älteren Freundinnen unterstützt, mit uns ungezogenen Rangen manchmal einen schweren Stand. Max, damals ein zehnjähriger Knabe, besaß die Neigung zu necken in hohem Maße, ich aber konnte dergleichen gar nicht vertragen. So kam es denn oft zu Streit und Zwist, und einmal ließ ich mich vom Zorne so hinreißen, daß ich mit dem Messer in der Hand, ich weiß nicht auf wen, losfuhr. Doch wurde der heimkehrenden Mutter ein im ganzen günstig lautender Bericht abgestattet, wonach wir 'artig und verträglich gewesen waren.' Wir hatten den auf der gegenüberliegenden Chaussée vorbeifahrenden Postwagen bemerkt und gingen nun alle der Mutter

und den Schwestern auf die Post entgegen, von wo sie mit langem Gefolge nach Hause zog.

In die Zeit ihrer Abwesenheit fiel der Tod der greisen Tante Fritzchen († 30. Juli 1844); sie war nur drei Tage krank und ihr Ende ganz sanft und schmerzlos. Nach dem Weggang der Eltern von Sprottau hatte sie in Rietschütz bei ihren Verwandten gelebt.

Fast unmittelbar nach der Rückkehr der Mutter versetzte ein Naturereigniß Gleiwitz in größte Aufregung. In der Nacht vom 8. zum 9. August kam so großes Wasser, wie man es seit Menschengedenken in Gleiwitz nicht gehabt hatte. Schon am Abend des 8. drohte ein finsterer Himmel; nachdem es den Tag hindurch gewittert und geregnet, kam um 9 Uhr Abends ein wolkenbruchartiger Guß im Gefolge eines Gewitters, das bis 11 Uhr dauerte. Als es nachließ, waren wir zu Bett gegangen. Bald nach Mitternacht erwachten wir von einem starken Rauschen, das man anfangs für Wind hielt. Als aber die Laden geöffnet wurden, sahen wir in den uns gegenüberliegenden Häusern an der Chaussée überall Lichter an den Fenstern aufgestellt, bei deren Schein wir einen blanken Wasserspiegel von der Chaussée bis an unser Haus erblickten. Es war alles überschwemmt; in den niedrig gelegenen Häusern stand das Wasser in der Stube. Die Bewohner eines kleinen Häuschens in unserer unmittelbaren Nähe, in welchem eine ärmliche Familie, Zčeschulla, wohnte, wateten bis an die Knie im Wasser und mußten eiligst flüchten, da das Haus weggerissen zu werden drohte. Der Schlagbaum an der Ecke war umgeworfen, die Bretter eines Zaunes schwammen umher. Gegen 3 Uhr Morgens fiel das Wasser wieder, doch im Laufe des Tages stieg es in Folge von erneuten Regengüssen nochmals, so daß für die nächste Nacht eine ähnliche Sündfluth befürchtet wurde. Doch kam es nicht dazu; immerhin war der Schaden sehr groß, da das gemähte Getreide in Massen fortgeschwemmt wurde, so daß man einer Theurung entgegensah.

Es kamen die Herbstferien, in denen Rudolf sehr gern eine Reise bis nach Oberitalien unternommen hätte, wohin einige

Studienfreunde zu gehen beabsichtigten. Die Verhältnisse erlaubten der Mutter nicht ihre Zustimmung zu geben; sie tröstete ihn damit, daß der Vater sogar erst in viel späteren Jahren solche Reisen wie an den Rhein gemacht, und seinen Wunsch, Wien zu sehen, nicht mehr erlebt. Sie hielt es für ihre Pflicht in allen solchen Fällen sich die Frage vorzulegen: 'was würde der Vater dazu sagen?' und war überzeugt, daß derselbe es nicht gebilligt hätte, ehe jemand selbst sein Brod verdient, so viel Geld für eine Vergnügungsreise auszugeben. So trat Rudolf am 30. August mit Hermann und drei befreundeten Studenten eine Reise in die Karpathen an, von der ein Theil in ausführlicher Schilderung von ihm beschrieben worden. Ein auf dieser Reise gedichtetes Lied, das einzige, das ich aus jener Zeit von ihm besitze, möge hier stehen, zugleich als ein Zeugniß, wie innig seine Empfindungen für Anna waren.

Ich schaue hinab vom Ufer
Auf felsumschloßne Fluth,
Die tief zu meinen Füßen
Im Sonnenglanze ruht.

Der Wasserspiegel leuchtet
Smaragdengrün und klar,
Am Ufer lispelt die Welle
So lieblich wunderbar.

Und da ich länger und länger
Hinab in die Fluthen seh',
Den murmelnden Wellen lausche,
Wird mir so wohl, so weh!

'O laß, krystallener Spiegel,
Mich schauen den tiefsten Grund,
Erzähle mir von der Tiefe,
Beredter Wellenmund.

Versteht ihr nicht mein Sehnen?
Wird's niemals denn gestillt?'
Nicht gab die Welle mir Kunde,
Die Tiefe ward nicht enthüllt.

Und nimmer schau' ich die Tiefe
In meines Herzens Drang,
Und mächtiger wird mein Sehnen:
Mir ist so weh, so bang!

*

Und ob ich ihr ins Auge
Auch lange, lange seh',
Kann doch ins Herz nicht schauen:
Mir wird so wohl, so weh!

Und ob ich lang' auch lausche
Der Stimme Zauberklang,
Kann nie ihr Herz ergründen
In meines Herzens Drang.

Bald nach Beginn des neuen Schuljahres, in das ich als Unter-Tertianer trat, fiel die Feier von Königs Geburtstag (15. October). Die Gymnasiasten zogen mit Musik vom Lindenplatz auf den Spielplatz, wo nach einigen Gesängen und Turnübungen den besten Turnern, zu denen ich aber nicht gehörte, kleine Geschenke ausgetheilt wurden. Die Musikanten wurden mit Bier erquickt, die anderen Gymnasiasten aber mußten mit trockenen Kehlen und leerem Magen abziehen und kamen Abends 5 Uhr ganz verhungert nach Hause, wo dann tüchtig auf den Direktor geschimpft wurde.

Des Turnunterrichtes, dessen Leitung in Preußen damals Maßmann hatte (er kam, wenn ich nicht irre, einmal auch nach Gleiwitz) und das um dieselbe Zeit als obligatorisch eingeführt wurde, nahm sich mit besonderem Eifer ein jüngerer Lehrer, [illegible] Polke an, der zu seiner Vervollkommnung in diesem [illegible] die nächsten Herbstferien (1845) in Breslau zubrachte. [illegible] war noch Lehramtskandidat, wurde aber von uns wie [illegible] des Gymnasiums als 'Professor' titulirt. Er hatte [illegible] (die beiden Tertien waren combinirt) den Unterricht [illegible] und wußte dem auf Schulen häufig falsch be[illegible] großen Reiz zu geben. Man hatte uns [illegible] der Sprachlehre von Wurst geplagt, die das [illegible] den Grundsätzen von Becker behandelte. Polke [illegible] ohne uns dessen bewußt zu sein, daß

hier ein jugendlich frischer Geist waltete, sehr verschieden von dem verknöcherten, unter dem wir bisher gelebt hatten. Daher hingen wir besseren mit großer Liebe an ihm, wenn es uns auch nicht gelang, seinen Absichten immer in genügender Weise zu entsprechen. So ging sein Streben unter anderem dahin, den freien Vortrag bei uns auszubilden. Ein bestimmter Schüler mußte sich auf ein Thema präpariren und darüber sprechen, zwei andere waren ausersehen ihm zu opponiren; aber hieran scheiterte es, es war nicht möglich, die jugendliche Befangenheit in den Fluß einer lebhaften Disputation zu bringen. Dagegen machten mir die Declamationsstunden großes Vergnügen und ich war im Declamiren einer der besten, wozu natürliche Begabung und unsere theatralischen Uebungen das ihrige beitrugen. Namentlich mußten wir die Schiller'schen Balladen memoriren, bei welchem Anlaß ich Schillers Gedichte überhaupt mit Eifer las und lernte. Als dreizehnjähriger Knabe konnte ich das 'Lied von der Glocke' vollkommen auswendig und sagte es oft, mit Clara, die es auch konnte, um den Tisch gehend, von Anfang bis zu Ende her. In Tertia war es, wo ich auch die Dichter des classischen Alterthums, Ovid und gegen Ende des Jahres Homer, kennen lernte. Das Lesen der lateinischen Hexameter machte Anfangs ziemliche Schwierigkeiten, weil man uns keinen Begriff von Prosodie und Metrum beigebracht hatte. Nachdem sie aber überwunden, hatte ich an dem schönen Versbau große Freude, und lernte während der Lectüre lange Stücke auswendig.

Diese Beschäftigung mit Dichtern und die Anregungen Polkes blieben nicht ohne Einwirkung auf das dichterisch gestimmte Gemüth des Knaben. Auch hier lag der erste äußere Anstoß in unsern dramatischen Darstellungen. Dieselben setzten wir mit dem früheren Eifer fort. So wurde am 10. November, dem Geburtstag der Mutter, das einaktige Stück von Kotzebue 'die barmherzigen Brüder' dargestellt, in welchem ich den 'barmherzigen Bruder' spielte in einem längeren schwarzen Kittel, über den ich ein kürzeres weißes Hembe gezogen hatte. Aber noch eine andere Ueberraschung für die Mutter war zur Feier

Und nimmer schau' ich die Tiefe
In meines Herzens Drang,
Und mächtiger wird mein Sehnen:
Mir ist so weh, so bang!

*

Und ob ich ihr ins Auge
Auch lange, lange seh',
Kann doch ins Herz nicht schauen:
Mir wird so wohl, so weh!

Und ob ich lang' auch lausche
Der Stimme Zauberklang,
Kann nie ihr Herz ergründen
In meines Herzens Drang.

Bald nach Beginn des neuen Schuljahres, in das ich als Unter-Tertianer trat, fiel die Feier von Königs Geburtstag (15. October). Die Gymnasiasten zogen mit Musik vom Lindenplatz auf den Spielplatz, wo nach einigen Gesängen und Turnübungen den besten Turnern, zu denen ich aber nicht gehörte, kleine Geschenke ausgetheilt wurden. Die Musikanten wurden mit Bier erquickt, die anderen Gymnasiasten aber mußten mit trockenen Kehlen und leerem Magen abziehen und kamen Abends 5 Uhr ganz verhungert nach Hause, wo dann tüchtig auf den Direktor geschimpft wurde.

Des Turnunterrichtes, dessen Leitung in Preußen damals Maßmann hatte (er kam, wenn ich nicht irre, einmal auch nach Gleiwitz) und das um dieselbe Zeit als obligatorisch eingeführt wurde, nahm sich mit besonderem Eifer ein jüngerer Lehrer, namens Polke an, der zu seiner Vervollkommnung in diesem Fache die nächsten Herbstferien (1845) in Breslau zubrachte. Polke war noch Lehramtskandidat, wurde aber von uns wie alle Lehrer des Gymnasiums als 'Professor' titulirt. Er hatte in Tertia (die beiden Tertien waren combinirt) den Unterricht im Deutschen und wußte dem auf Schulen häufig falsch behandelten Gegenstande großen Reiz zu geben. Man hatte uns in Quarta mit der Sprachlehre von Wurst geplagt, die das Deutsche nach den Grundsätzen von Becker behandelte. Polke gegenüber fühlten wir, ohne uns dessen bewußt zu sein, daß

... wurde, in größerer Anlehnung an den geliebten Schiller, ... fünffüßige Jambus gewählt. Von Versbau hatte man ... freilich keinen Begriff gegeben; das Gefühl lehrte mich zwar im ganzen richtige Verse bauen, aber ich stellte mir doch in meinem Kopfe den falschen Grundsatz auf, daß, wenn nur der Silbenzahl genügt sei, es im übrigen auf den Accent nicht viel ankomme. Indeß bald gelangte ich durch Uebung auf den richtigen Weg und schon im folgenden Jahre (1846) gelangen mir die jambischen Verse ganz gut. Der Stoff zu dem neuen Schauspiele war kein geringerer als 'Richard Löwenherz', so viel ich von ihm aus Beckers Weltgeschichte, meiner Fundgrube, und aus Körners Rosamunde, die ich auch gelesen hatte, wußte. Das ganze Stück, das natürlich fünf Akte haben mußte, war aber nicht länger als etwa zehn Seiten, auf denen Richards Abreise, seine Kämpfe im heiligen Lande, der Streit mit Leopold von Oesterreich, der Schiffbruch, die Gefangenschaft und Befreiung durch Blondel behandelt war.

Im Sommer 1845 kehrte die Truppe von Direktor Heinisch nach Gleiwitz zurück. Diesmal war in ihrer Mitte für uns Gymnasiasten eine besonders anziehende Persönlichkeit; denn von dem einen Schauspieler, Fichtner, hieß es, daß er früher Student in Breslau gewesen sei. Da war denn in dieser uns so fremdartigen Welt plötzlich ein Wesen verwandter Art, das auch die Schulbänke gedrückt hatte. Seine Stube war daher von Gymnasiasten der obersten Klassen sehr heimgesucht. Mir erschien dies freie Wanderleben in einem rosigen Lichte und ich gewann eine starke Neigung für das Theater, der ich leider nicht so folgen konnte als ich gewünscht hätte. Der Anblick wirklicher Theaterdecorationen ließ uns unsere bisherige einfache Methode nicht mehr genügend erscheinen. Ein Schauspieler der Truppe, der gerade diese Branche unter sich hatte, und bei einem meiner Freunde, Heinrich Buntzel, zur Miethe wohnte, malte uns eine Baumcoulisse, als Probe zur Nachahmung. Es wurde nun eine große Landschaft als Hinterwand gemalt und Bäume, so gut es gehen wollte, bildeten die Coulissen. Die Vorrichtungen waren ganz gut, auch an Eifer

sund, dagegen eine zweite Tochter und ein jüngerer Sohn litten an furchtbaren Krampfsanfällen, die namentlich bei der Tochter mit den Jahren eher zu- als abnahmen. Anna war die schwärmerische Liebe Rudolfs, der ihr bis ans Ende seines jugendlichen Lebens eine tiefe stille Neigung bewahrte, ohne sie je bestimmt zu offenbaren. Anna — denn welchem Mädchen bliebe auf die Dauer die Liebe eines jungen Mannes verborgen? — wußte darum und begünstigte ihn, ohne jedoch eine gleich tiefe Herzensneigung für ihn gefaßt zu haben. Sie war zu klug und zu verständig, ein Verhältniß ernst zu nehmen, das bei der Gleichheit des Lebensalters schwerlich zu einem Ziele führen konnte. Im Verkehr mit Marie wurde sie mit dem Versteckmamen 'Herz-Aß' bezeichnet. Auch Richard machte ihr den Hof, in einer mehr scherzhaften und komischen Weise, die uns jüngeren vielen Stoff zur Heiterkeit bot.

Ein weiteres mir neues Vergnügen wurde mir zu Pfingsten in Aussicht gestellt: eine Reise zu den Verwandten in Ratibor. Doch kam es, ich weiß nicht wodurch, erst im folgenden Jahre dazu. Dagegen wurde mir im Mai ein anderer Genuß zu Theil, der Besuch des Theaters. Ich hatte indeß schon in den vorausgehenden Jahren vereinzelt Gelegenheit gehabt, Theatervorstellungen zu sehen, nachdem ich in noch früherer Zeit Marionetten- oder sogenannte Kasperletheater besucht hatte. Ein Theaterdirektor Nachtigall mit seiner Truppe kam im Anfang der vierziger Jahre wiederholt auf etwa sechs Wochen nach Gleiwitz. In einem Gasthofe am 'Ringe' wurde der im Hofe gelegene geräumige Saal als Bühne benutzt. Um einen Platz ganz vorn zu bekommen, waren wir Kinder schon vor Kassenöffnung zur Stelle. Mit welcher Andacht saß ich vor dem heruntergelassenen Vorhang, unmittelbar hinter der einzigen Reihe von Musikanten, welche das Orchester vorstellte. Das erste Stück, das ich mit Heinrich Jacob zusammen sah, war 'Hinko der Freiknecht' von Charlotte Birch-Pfeiffer. Unvergeßlich war uns namentlich König Wenzel in einem weißen Mäntelchen, den wir nachher oft extemporirten, indem wir ein Handtuch oder ein anderes weißes Tuch kühn um die Schulter

schwangen. Der Schauspieler, der Hinko darstellte, behielt nach einem Fußfall, den er gethan, an seinem weißen Tricot eine schmutzige Stelle, wahrscheinlich da der Fußboden nicht ganz sauber war, und vergaß auch nachher diesen Fleck zu beseitigen. Das genirte meinen Reinlichkeitssinn so sehr, daß meine künstlerische Andacht darunter litt und ich ihm am liebsten einen bezüglichen Wink gegeben hätte. Andere Stücke, die ich sah, waren Nestroy's 'Weltumsegler wider Willen' und 'Der artesische Brunnen'. Als einige Jahre nachher sich diese 'Nachtigall' in entferntere Gegenden verzogen, besuchte Gleiwitz der Direktor Heinisch mit seiner Truppe, und dies war eben schon im Mai 1844 der Fall. Von den Stücken, die ich damals sah, ist mir der Birch-Pfeiffer 'Mutter und Sohn' in Erinnerung wegen des rührenden Eindruckes, den es mir machte.

Im Sommer des genannten Jahrs unternahm die Mutter eine schon im vorhergehenden Jahre geplante Reise zum Besuche der Verwandten in Breslau und in der Nähe von Schweidnitz, wo Onkel Horstig, der Gatte von der Mutter einziger Schwester Luise, das Gut Seiferdau besaß. Dagegen war Emmy schon 1843 dorthin gegangen und blieb den ganzen Winter bei den Verwandten, die sie sehr lieb gewonnen. Marie begleitete die Mutter, die am 20. Juni in Breslau eintraf und am siebenten August in Begleitung beider Töchter zurückkehrte. In der Zeit ihrer Abwesenheit führte die damals erst vierzehnjährige, aber schon sehr verständige Clara das Hauswesen. Sie hatte nur, wiewohl von älteren Freundinnen unterstützt, mit uns ungezogenen Rangen manchmal einen schweren Stand. Max, damals ein zehnjähriger Knabe, besaß die Neigung zu necken in hohem Maße, ich aber konnte dergleichen gar nicht vertragen. So kam es denn oft zu Streit und Zwist, und einmal ließ ich mich vom Zorne so hinreißen, daß ich mit dem Messer in der Hand, ich weiß nicht auf wen, losfuhr. Doch wurde der heimkehrenden Mutter ein im ganzen günstig lautender Bericht abgestattet, wonach wir 'artig und verträglich gewesen waren.' Wir hatten den auf der gegenüberliegenden Chaussée vorbeifahrenden Postwagen bemerkt und gingen nun alle der Mutter

sund, dagegen eine zweite Tochter und ein jüngerer Sohn litten an furchtbaren Krampfanfällen, die namentlich bei der Tochter mit den Jahren eher zu- als abnahmen. Anna war die schwärmerische Liebe Rudolfs, der ihr bis ans Ende seines jugendlichen Lebens eine tiefe stille Neigung bewahrte, ohne sie je bestimmt zu offenbaren. Anna — denn welchem Mädchen bliebe auf die Dauer die Liebe eines jungen Mannes verborgen? — wußte darum und begünstigte ihn, ohne jedoch eine gleich tiefe Herzensneigung für ihn gefaßt zu haben. Sie war zu klug und zu verständig, ein Verhältniß ernst zu nehmen, das bei der Gleichheit des Lebensalters schwerlich zu einem Ziele führen konnte. Im Verkehr mit Marie wurde sie mit dem Verstecknamen 'Herz-Aß' bezeichnet. Auch Richard machte ihr den Hof, in einer mehr scherzhaften und komischen Weise, die uns jüngeren vielen Stoff zur Heiterkeit bot.

Ein weiteres mir neues Vergnügen wurde mir zu Pfingsten in Aussicht gestellt: eine Reise zu den Verwandten in Ratibor. Doch kam es, ich weiß nicht wodurch, erst im folgenden Jahre dazu. Dagegen wurde mir im Mai ein anderer Genuß zu Theil, der Besuch des Theaters. Ich hatte indeß schon in den vorausgehenden Jahren vereinzelt Gelegenheit gehabt, Theatervorstellungen zu sehen, nachdem ich in noch früherer Zeit Marionetten- oder sogenannte Kasperletheater besucht hatte. Ein Theaterdirektor Nachtigall mit seiner Truppe kam im Anfang der vierziger Jahre wiederholt auf etwa sechs Wochen nach Gleiwitz. In einem Gasthofe am 'Ringe' wurde der im Hofe gelegene geräumige Saal als Bühne benutzt. Um einen Platz ganz vorn zu bekommen, waren wir Kinder schon vor Kassenöffnung zur Stelle. Mit welcher Andacht saß ich vor dem heruntergelassenen Vorhang, unmittelbar hinter der einzigen Reihe von Musikanten, welche das Orchester vorstellte. Das erste Stück, das ich mit Heinrich Jacob zusammen sah, war 'Hinko der Freiknecht' von Charlotte Birch-Pfeiffer. Unvergeßlich war uns namentlich König Wenzel in einem weißen Mäntelchen, den wir nachher oft extemporirten, indem wir ein Handtuch oder ein anderes weißes Tuch kühn um die Schulter

schwangen. Der Schauspieler, der Hinko darstellte, behielt nach einem Fußfall, den er gethan, an seinem weißen Tricot eine schmutzige Stelle, wahrscheinlich da der Fußboden nicht ganz sauber war, und vergaß auch nachher diesen Fleck zu beseitigen. Das genirte meinen Reinlichkeitssinn so sehr, daß meine künstlerische Andacht darunter litt und ich ihm am liebsten einen bezüglichen Wink gegeben hätte. Andere Stücke, die ich sah, waren Nestroy's 'Weltumsegler wider Willen' und 'Der artesische Brunnen'. Als einige Jahre nachher sich diese 'Nachtigall' in entferntere Gegenden verzogen, besuchte Gleiwitz der Direktor Heinisch mit seiner Truppe, und dies war eben schon im Mai 1844 der Fall. Von den Stücken, die ich damals sah, ist mir der Birch-Pfeiffer 'Mutter und Sohn' in Erinnerung wegen des rührenden Eindruckes, den es mir machte.

Im Sommer des genannten Jahrs unternahm die Mutter eine schon im vorhergehenden Jahre geplante Reise zum Besuche der Verwandten in Breslau und in der Nähe von Schweidnitz, wo Onkel Horstig, der Gatte von der Mutter einziger Schwester Luise, das Gut Seiferdau besaß. Dagegen war Emmy schon 1843 dorthin gegangen und blieb den ganzen Winter bei den Verwandten, die sie sehr lieb gewonnen. Marie begleitete die Mutter, die am 20. Juni in Breslau eintraf und am siebenten August in Begleitung beider Töchter zurückkehrte. In der Zeit ihrer Abwesenheit führte die damals erst vierzehnjährige, aber schon sehr verständige Clara das Hauswesen. Sie hatte nur, wiewohl von älteren Freundinnen unterstützt, mit uns ungezogenen Rangen manchmal einen schweren Stand. Max, damals ein zehnjähriger Knabe, besaß die Neigung zu necken in hohem Maße, ich aber konnte dergleichen gar nicht vertragen. So kam es denn oft zu Streit und Zwist, und einmal ließ ich mich vom Zorne so hinreißen, daß ich mit dem Messer in der Hand, ich weiß nicht auf wen, losfuhr. Doch wurde der heimkehrenden Mutter ein im ganzen günstig lautender Bericht abgestattet, wonach wir 'artig und verträglich gewesen waren.' Wir hatten den auf der gegenüberliegenden Chaussée vorbeifahrenden Postwagen bemerkt und gingen nun alle der Mutter

und den Schwestern auf die Post entgegen, von wo sie mit langem Gefolge nach Hause zog.

In die Zeit ihrer Abwesenheit fiel der Tod der greisen Tante Fritzchen († 30. Juli 1844); sie war nur drei Tage krank und ihr Ende ganz sanft und schmerzlos. Nach dem Weggang der Eltern von Sprottau hatte sie in Rietschütz bei ihren Verwandten gelebt.

Fast unmittelbar nach der Rückkehr der Mutter versetzte ein Naturereigniß Gleiwitz in größte Aufregung. In der Nacht vom 8. zum 9. August kam so großes Wasser, wie man es seit Menschengedenken in Gleiwitz nicht gehabt hatte. Schon am Abend des 8. drohte ein finsterer Himmel; nachdem es den Tag hindurch gewittert und geregnet, kam um 9 Uhr Abends ein wolkenbruchartiger Guß im Gefolge eines Gewitters, das bis 11 Uhr dauerte. Als es nachließ, waren wir zu Bett gegangen. Bald nach Mitternacht erwachten wir von einem starken Rauschen, das man anfangs für Wind hielt. Als aber die Laden geöffnet wurden, sahen wir in den uns gegenüberliegenden Häusern an der Chaussée überall Lichter an den Fenstern aufgestellt, bei deren Schein wir einen blanken Wasserspiegel von der Chaussée bis an unser Haus erblickten. Es war alles überschwemmt; in den niedrig gelegenen Häusern stand das Wasser in der Stube. Die Bewohner eines kleinen Häuschens in unserer unmittelbaren Nähe, in welchem eine ärmliche Familie, Zčeschulla, wohnte, wateten bis an die Knie im Wasser und mußten eiligst flüchten, da das Haus weggerissen zu werden drohte. Der Schlagbaum an der Ecke war umgeworfen, die Bretter eines Zaunes schwammen umher. Gegen 3 Uhr Morgens fiel das Wasser wieder, doch im Laufe des Tages stieg es in Folge von erneuten Regengüssen nochmals, so daß für die nächste Nacht eine ähnliche Sündfluth befürchtet wurde. Doch kam es nicht dazu; immerhin war der Schaden sehr groß, da das gemähte Getreide in Massen fortgeschwemmt wurde, so daß man einer Theurung entgegensah.

Es kamen die Herbstferien, in denen Rudolf sehr gern eine Reise bis nach Oberitalien unternommen hätte, wohin einige

Studienfreunde zu gehen beabsichtigten. Die Verhältnisse erlaubten der Mutter nicht ihre Zustimmung zu geben; sie tröstete ihn damit, daß der Vater sogar erst in viel späteren Jahren solche Reisen wie an den Rhein gemacht, und seinen Wunsch, Wien zu sehen, nicht mehr erlebt. Sie hielt es für ihre Pflicht in allen solchen Fällen sich die Frage vorzulegen: 'was würde der Vater dazu sagen?' und war überzeugt, daß derselbe es nicht gebilligt hätte, ehe jemand selbst sein Brod verdient, so viel Geld für eine Vergnügungsreise auszugeben. So trat Rudolf am 30. August mit Hermann und drei befreundeten Studenten eine Reise in die Karpathen an, von der ein Theil in ausführlicher Schilderung von ihm beschrieben worden. Ein auf dieser Reise gedichtetes Lied, das einzige, das ich aus jener Zeit von ihm besitze, möge hier stehen, zugleich als ein Zeugniß, wie innig seine Empfindungen für Anna waren.

Ich schaue hinab vom Ufer
Auf felsumschloßne Fluth,
Die tief zu meinen Füßen
Im Sonnenglanze ruht.

Der Wasserspiegel leuchtet
Smaragdengrün und klar,
Am Ufer lispelt die Welle
So lieblich wunderbar.

Und da ich länger und länger
Hinab in die Fluthen seh',
Den murmelnden Wellen lausche,
Wird mir so wohl, so weh!

'O laß, krystallener Spiegel,
Mich schauen den tiefsten Grund,
Erzähle mir von der Tiefe,
Beredter Wellenmund.

Versteht ihr nicht mein Sehnen?
Wird's niemals denn gestillt?'
Nicht gab die Welle mir Kunde,
Die Tiefe ward nicht enthüllt.

Und nimmer schau' ich die Tiefe
In meines Herzens Drang,
Und mächtiger wird mein Sehnen:
Mir ist so weh, so bang!

*

Und ob ich ihr ins Auge
Auch lange, lange seh',
Kann doch ins Herz nicht schauen:
Mir wird so wohl, so weh!

Und ob ich lang' auch lausche
Der Stimme Zauberklang,
Kann nie ihr Herz ergründen
In meines Herzens Drang.

Bald nach Beginn des neuen Schuljahres, in das ich als Unter-Tertianer trat, fiel die Feier von Königs Geburtstag (15. October). Die Gymnasiasten zogen mit Musik vom Lindenplatz auf den Spielplatz, wo nach einigen Gesängen und Turnübungen den besten Turnern, zu denen ich aber nicht gehörte, kleine Geschenke ausgetheilt wurden. Die Musikanten wurden mit Bier erquickt, die anderen Gymnasiasten aber mußten mit trockenen Kehlen und leerem Magen abziehen und kamen Abends 5 Uhr ganz verhungert nach Hause, wo dann tüchtig auf den Direktor geschimpft wurde.

Des Turnunterrichtes, dessen Leitung in Preußen damals Maßmann hatte (er kam, wenn ich nicht irre, einmal auch nach Gleiwitz) und das um dieselbe Zeit als obligatorisch eingeführt wurde, nahm sich mit besonderem Eifer ein jüngerer Lehrer, namens Polke an, der zu seiner Vervollkommnung in diesem Fache die nächsten Herbstferien (1845) in Breslau zubrachte. Polke war noch Lehramtskandidat, wurde aber von uns wie alle Lehrer des Gymnasiums als 'Professor' titulirt. Er hatte in Tertia (die beiden Tertien waren combinirt) den Unterricht im Deutschen und wußte dem auf Schulen häufig falsch behandelten Gegenstande großen Reiz zu geben. Man hatte uns in Quarta mit der Sprachlehre von Wurst geplagt, die das Deutsche nach den Grundsätzen von Becker behandelte. Polke gegenüber fühlten wir, ohne uns dessen bewußt zu sein, daß

hier ein jugendlich frischer Geist waltete, sehr verschieden von dem verknöcherten, unter dem wir bisher gelebt hatten. Daher hingen wir besseren mit großer Liebe an ihm, wenn es uns auch nicht gelang, seinen Absichten immer in genügender Weise zu entsprechen. So ging sein Streben unter anderem dahin, den freien Vortrag bei uns auszubilden. Ein bestimmter Schüler mußte sich auf ein Thema präpariren und darüber sprechen, zwei andere waren ausersehen ihm zu opponiren; aber hieran scheiterte es, es war nicht möglich, die jugendliche Befangenheit in den Fluß einer lebhaften Disputation zu bringen. Dagegen machten mir die Declamationsstunden großes Vergnügen und ich war im Declamiren einer der besten, wozu natürliche Begabung und unsere theatralischen Uebungen das ihrige beitrugen. Namentlich mußten wir die Schiller'schen Balladen memoriren, bei welchem Anlaß ich Schillers Gedichte überhaupt mit Eifer las und lernte. Als dreizehnjähriger Knabe konnte ich das 'Lied von der Glocke' vollkommen auswendig und sagte es oft, mit Clara, die es auch konnte, um den Tisch gehend, von Anfang bis zu Ende her. In Tertia war es, wo ich auch die Dichter des classischen Alterthums, Ovid und gegen Ende des Jahres Homer, kennen lernte. Das Lesen der lateinischen Hexameter machte Anfangs ziemliche Schwierigkeiten, weil man uns keinen Begriff von Prosodie und Metrum beigebracht hatte. Nachdem sie aber überwunden, hatte ich an dem schönen Versbau große Freude, und lernte während der Lectüre lange Stücke auswendig.

Diese Beschäftigung mit Dichtern und die Anregungen Polkes blieben nicht ohne Einwirkung auf das dichterisch gestimmte Gemüth des Knaben. Auch hier lag der erste äußere Anstoß in unsern dramatischen Darstellungen. Dieselben setzten wir mit dem früheren Eifer fort. So wurde am 10. November, dem Geburtstag der Mutter, das einaktige Stück von Kotzebue 'die barmherzigen Brüder' dargestellt, in welchem ich den 'barmherzigen Bruder' spielte in einem längeren schwarzen Kittel, über den ich ein kürzeres weißes Hemde gezogen hatte. Aber noch eine andere Ueberraschung für die Mutter war zur Feier

des Tages veranstaltet worden. Heinrich, Max, Valeska und ich erschienen schäfermäßig gekleidet und sagten abwechselnd ein auf die Feier bezügliches Gedicht her; das schöne Bild der Mutter, dessen ich früher gedachte, war im Hintergrunde auf einem kleinen Altar aufgestellt, mit grünen Kränzen umhangen, zu beiden Seiten standen eine Reihe Tannenbäumchen. Das ganze hatte Jettchen, die älteste Tochter der Frau Türk, arrangirt.

Von uns angesteckt, bekamen auch die Erwachsenen Lust zum Theaterspielen. So wurde im Sommer des folgenden Jahres Körners 'Gouvernante' aufgeführt, wobei Marie die Titelrolle gab und mit einem höchst altmodischen Hute und einem tüchtigen Buckel großen Beifall erntete. Auch im städtischen Casino veranstaltete man solche Darstellungen, so die 'humoristischen Studien', in denen Polke den einen Studenten vortrefflich spielte.

Als ersten dramatischen Versuch entwarf ich ein Ritterschauspiel, in welchem die hergebrachten Phrasen von Ritterwesen, die ich meist aus Kotzebueschen Stücken kannte, einen wesentlichen Antheil hatten. Ein gleichfalls poetisch angeregter Schulfreund, namens Busch, den ich acht Jahre später als Mediziner in Berlin wiedersah, war der Vertraute dieser poetischen Ergüsse, die ich ihm gewöhnlich in den Zwischenstunden mittheilte, wo wir uns mit dem Manuscripte in einen Winkel des Hofes zurückzogen. Zuweilen besuchte er mich auch Sonntag Nachmittags; wir saßen dann in einer Laube des Gartens und schwärmten mit einander. Er, etwa um ein Jahr älter als ich, schwelgte in den Entzückungen der Liebe zu einer Cousine und wußte mich mit seinen Schilderungen so liebesbedürftig zu machen, daß ich glaubte nichts eiligeres thun zu können, als mich nach dem Gegenstande umzusehen, dem ich mein Herz und meine Poesien weihen könnte. Ein solcher wäre nun zwar in nächster Nähe gewesen, die Jugendgespielin Valeska, vielleicht aber war sie eben zu nahe, denn Jugend fliegt gern in die Weite.

Jener erste dramatische Versuch war Prosa gewesen; zum

zweiten wurde, in größerer Anlehnung an den geliebten Schiller, der fünffüßige Jambus gewählt. Von Versbau hatte man mir freilich keinen Begriff gegeben; das Gefühl lehrte mich zwar im ganzen richtige Verse bauen, aber ich stellte mir doch in meinem Kopfe den falschen Grundsatz auf, daß, wenn nur der Silbenzahl genügt sei, es im übrigen auf den Accent nicht viel ankomme. Indeß bald gelangte ich durch Uebung auf den richtigen Weg und schon im folgenden Jahre (1846) gelangen mir die jambischen Verse ganz gut. Der Stoff zu dem neuen Schauspiele war kein geringerer als 'Richard Löwenherz', so viel ich von ihm aus Beckers Weltgeschichte, meiner Fundgrube, und aus Körners Rosamunde, die ich auch gelesen hatte, wußte. Das ganze Stück, das natürlich fünf Akte haben mußte, war aber nicht länger als etwa zehn Seiten, auf denen Richards Abreise, seine Kämpfe im heiligen Lande, der Streit mit Leopold von Oesterreich, der Schiffbruch, die Gefangenschaft und Befreiung durch Blondel behandelt war.

Im Sommer 1845 kehrte die Truppe von Direktor Heinisch nach Gleiwitz zurück. Diesmal war in ihrer Mitte für uns Gymnasiasten eine besonders anziehende Persönlichkeit; denn von dem einen Schauspieler, Fichtner, hieß es, daß er früher Student in Breslau gewesen sei. Da war denn in dieser uns so fremdartigen Welt plötzlich ein Wesen verwandter Art, das auch die Schulbänke gedrückt hatte. Seine Stube war daher von Gymnasiasten der obersten Klassen sehr heimgesucht. Mir erschien dies freie Wanderleben in einem rosigen Lichte und ich gewann eine starke Neigung für das Theater, der ich leider nicht so folgen konnte als ich gewünscht hätte. Der Anblick wirklicher Theaterdecorationen ließ uns unsere bisherige einfache Methode nicht mehr genügend erscheinen. Ein Schauspieler der Truppe, der gerade diese Branche unter sich hatte, und bei einem meiner Freunde, Heinrich Bunzel, zur Miethe wohnte, malte uns eine Baumcoulisse, als Probe zur Nachahmung. Es wurde nun eine große Landschaft als Hinterwand gemalt und Bäume, so gut es gehen wollte, bildeten die Coulissen. Die Vorrichtungen waren ganz gut, auch an Eifer

fehlte es nicht, namentlich entwickelte solchen Gustav S., Annas Bruder, und dennoch kam es jetzt seltener als früher zu Aufführungen. Der Grund war, daß es uns an weiblichem Personale mangelte, denn meine Schwestern waren inzwischen in dem Alter, wo sie mit uns Kindern füglich solche Spiele nicht mehr treiben wollten. Eine jüngere Generation von Mädchen war zwar im Hause, aber uns nicht nahe stehend; auch wollten sie nicht ordentlich memoriren, was übrigens von den passionirtesten, z. B. Gustav und Buntzel, ebenso galt. Die einzigen die gut lernten waren im Grunde Max und ich. Heinrich Jacob war dem Schauplatze etwas ferner gerückt, sein Vater hatte Neujahr 1845 die bisherige Wohnung verlassen, und ein eigenes kleines Haus in der Stadt gekauft, dasselbe, in welchem früher die Privatschule von Held sich befunden hatte. In die obere Etage unseres Hauses zog ein Herr von Garnier, ein beliebter Rechtsanwalt, mit seiner jungen Frau. Es waren frühere Beziehungen zu dieser Familie allerdings vorhanden, aber da keine gleichaltrigen Kinder da waren, so blieben die neuen Hausbewohner im Ganzen doch uns Kindern fremd. So drohte unser Theater allmählich zu zerfallen, nur meine Beharrlichkeit setzte das Fortbestehen durch. Hauptsächlich wurden Körners Lustspiele, 'der Nachtwächter', 'der Vetter', 'der vierjährige Posten', Engels 'dankbarer Sohn', und immer noch einiges von Kotzebue gegeben. Hochfliegender waren unsere Pläne, über die ich meist mit Gustav auf Spaziergängen verhandelte. Wir dachten sogar daran 'Zriny' in Scene zu setzen, und auf einsamen Wegen recitirte ich schon den letzten Monolog 'So ständ' ich denn im letzten Glüh'n des Lebens', denn mir war natürlich die Hauptrolle zugedacht. Mit Buntzel hatte ich einen Berührungspunkt anderer Art, der auch aufs Theater hinauslief. Der Theaterdirektor hatte ein niedliches Pflegetöchterchen, das wir theils auf der Bühne, theils auf der Straße mit Entzücken sahen und in das wir uns, in vollkommener Harmonie und Freundschaft, sterblich verliebten. Es war eine wunderliche Mischung von Gefallen an dem wohl mehrere Jahre älteren Mädchen und von Neigung zum Theater, was uns allabend-

lich in die Nähe des Theaterhauses zog, was uns, auch wenn wir kein Geld hatten das Theater zu besuchen, veranlaßte wenigstens die Treppe heraufzusteigen und an der Thür des Saales Posto zu fassen, an welcher unsere Auserkorene zuweilen saß, um die Billets in Empfang zu nehmen. Groß war unsere Freude, als eines Abends, bei wenig besetztem Hause, der Direktor aus dem Saale trat und uns erblickend nach den Namen fragte und dann uns erlaubte auf die Galerie zu gehen. Es wurde Holtey's unvergeßlicher 'alter Feldherr' gegeben.

Eines andern Freundes muß ich hier auch gedenken, der ein Jahr lang zu meinen vertrautesten zählte: Gustav D*n, mit dem ich noch zehn Jahre nachher in Breslau oft zusammen war, wenn auch jene frühere Intimität aufgehört hatte. Er war bei den Eltern von Gustav S. in Pension, und ich war fast jeden Abend mehrere Stunden in dem Hause. In seiner Schwester, Selma, die zuweilen auf einen Tag zu Besuch kam und die ihrem Bruder sehr ähnlich war, schien mir das Ideal gefunden zu sein, von dem mein Freund Busch so viel geschwärmt hatte. Aber auch hier war es eine Liebe auf Theilung, denn Gustav S. und Max theilten dieselben Empfindungen. Ich aber war der einzige, der diese Gefühle in höchst phantastische Gedichte kleidete. Da ich mit ihr noch kein Wort gesprochen, so ersann ich, um die Sache interessanter zu machen, tragische Verhältnisse, die eine Vereinigung unmöglich erscheinen ließen. Das waren jedoch, abgesehen von jenen dramatischen Ausgeburten, nicht die ersten Gedichte, die ich machte. Diese gehörten vielmehr der Gattung der Ballade an und verdankten ihre Entstehung gleichfalls schillerschen Reminiscenzen.

Alle meine Freunde, wenigstens die vertrauteren, gehörten tieferen Gymnasialklassen an. Dieser Verkehr wurde mir von meinen Mitschülern nicht selten zum Vorwurf gemacht, war aber sehr erklärlich. Denn die meisten von denen, die in derselben Klasse mit mir waren, waren älter als ich, meine Altersgenossen und die Kinder befreundeter Familien aber standen noch zurück. Ein vornehmes Herabblicken auf eine Klassenordnung unter mir war mir fremd. Ich war mit Lust und

Liebe Kind gewesen, von den fröhlichen Spielen zu scheiden fiel mir schwer und ich hielt mich daher zu denjenigen, die noch spielten. Das war meinem damaligen Alter (ich war 13 Jahre) auch nicht unangemessen. Die Kindheit so lange als möglich festzuhalten schien mir kein Unrecht.

In diesem Sommer (1845) fand die Grundsteinlegung zu dem neuen Gymnasialgebäude statt, welches sich, da die Frequenz zunahm, mehr und mehr als Nothwendigkeit herausstellte und dicht neben dem alten, auf dem Hofraume erbaut wurde. Zur Feier des Tages wurde wieder ein allgemeiner Spaziergang in die 'Neue Welt' unternommen, wo die Primaner Abends ein Tänzchen machen durften und das Publikum sich mit tanzfähigen Töchtern eingefunden hatte. Ich habe das neue Gebäude nicht mehr bezogen, da es zur Zeit meines Abgangs von Gleiwitz noch nicht vollendet war.

Um dieselbe Zeit ging die Mutter mit dem Gedanken um, bei Beginn der Ferien nach Rietschütz zu den Verwandten zu reisen, wohin Rudolf sie jedenfalls begleiten sollte. Die Mutter schwankte hauptsächlich deswegen, weil es ungewiß war, ob die Gymnasialferien, die vom 15. August bis 1. October dauerten, in Sommer- und Herbstferien getheilt werden würden, was sie nicht wünschte. Wenn es nicht geschähe, wollte sie die beiden jüngeren Söhne trennen, und Max nach Ratibor, mich nach Seiferdau geben, falls die Verwandten damit einverstanden wären. Allein es wurde überhaupt aus der Reise nichts.

Mit dem Schlusse des Sommersemesters 1845 hatte Rudolf sein Triennium in Breslau beendet. Getreu dem Wunsche der Mutter und des verstorbenen Vaters war er Jurist geworden, vielleicht beim Beginn seiner Studien einer andern Neigung sich noch nicht klar, und hatte es mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit verfolgt. Allein schon nach drei Semestern dachte er daran, umzusatteln und Philologe zu werden. Damals rieth ihm die Mutter, seinem eigenen Gefühle zu folgen und nicht auf den Rath der Freunde zu hören, die, wie sie glaubte, ihn seinem bisherigen Berufe untreu machen wollten. Dadurch bestimmte sie ihn, bei dem erwählten Studium zu bleiben. Aber

ihr selbst kamen dann doch oft Bedenken, ob er wirklich glücklich sei. 'Ich fühle jetzt, schrieb sie ihm ein Jahr später, daß meine Ansichten damals zu sehr dein äußerliches Leben im Auge hatten, und würde mit Freuden, ehe dein inneres darüber zu Grunde ginge, noch jetzt in deine früheren Wünsche willigen; ohne Rücksicht was die Welt dazu sagen möchte, nur um dich glücklich zu sehen.' Allein er beschloß nun auszuharren; freilich hätte er gern noch eine andere Universität besucht; aber die Verhältnisse gestatteten es leider nicht. Nachdem er in Ratibor sein erstes Examen glänzend bestanden (der Onkel schrieb der Mutter, daß seit lange keine solche Prüfung gewesen), handelte es sich darum zu erwägen, wo er seine Praxis beginnen sollte. Am liebsten hätte er es in Ratibor gethan, wo er an dem Onkel den erfahrensten und kundigsten Leiter gehabt hätte. Andererseits zog auch Breslau ihn an, und wenn Hermann, der das Abiturientenexamen machen sollte, auf die Universität gekommen wäre, hätte das vielleicht den Ausschlag gegeben. Aber Hermann trat, nach den schriftlichen Arbeiten auf Rath der Lehrer zurück, und so sprachen manche Erwägungen, da er den Gedanken zu studiren festhielt, für ein noch einjähriges Bleiben, um so mehr da, wie die Mutter hoffte, bis dahin sich auch entscheiden würde, ob Max ins Kadettenhaus käme. Rudolf entschloß sich daher beim Kreisgericht in Gleiwitz einzutreten. Auch hier bewies er ungemeine Geschicklichkeit und Brauchbarkeit; dies und der Mangel an Arbeitskräften am Gerichte war die Veranlassung, daß man ihn mit Arbeiten überhäufte, die, verbunden mit der inneren Unbefriedigung und dem Gefühle eines in seinem Aufschwunge geknickten Lebens, seine Gesundheit untergruben. Der Mutter natürlich war die dauernde Gegenwart des geliebten Sohnes, dessen Verhältniß zu ihr ein idealschönes war, eine Wohlthat; sie ahnte wohl auch nicht, was er innerlich durchmachte.

In derselben Zeit erfolgte mein Uebertritt aus Tertia nach Secunda. Eigentlich hatte die Tertia einen zweijährigen Cursus (Ober- und Unter-Tertia); allein mit Rücksicht auf Fleiß und Leistungen wurde etwa ein Dutzend von uns, unter

ihnen auch ich, gleich aus der untern Abtheilung nach Secunda versetzt. Dadurch gehörte ich, wiewohl erst 13½ Jahre alt, den obern Klassen an, (wir wurden indeß in Secunda noch alle geduzt, auch die Obersecundaner, die mit uns combinirt Unterricht genossen) und die Kluft zwischen meinen bisherigen Kameraden und mir wurde noch viel größer als bisher. Allein in meinen freundschaftlichen Gesinnungen änderte sich dadurch nichts und ich verkehrte mit meinen Freunden, auch wenn sie in Quarta saßen, so traulich wie vorher. Auch Heinrich Jacob, mein ältester Genosse, war jetzt um mehrere Jahrescurse hinter mir geblieben. Unsern Verkehr beeinträchtigte nur wenig daß er nicht mehr im Hause wohnte. Er genoß seit dem Tode seiner Mutter einer noch größeren Freiheit als früher. Jetzt, in dem neuen Hause, hatte er sein eigenes Zimmer, für uns andere ein Gegenstand des Neides und ein Asyl, wohin wir häufig, namentlich am Sonntag Nachmittags uns begaben; denn dort belauschte und störte niemand unsere Spiele, die in alter ungebundener Fröhlichkeit, manchmal noch lauter und wilder als früher walteten. Dazwischen aber kamen auch längere Zeiten, wo ich mit Heinrich ganz zerfallen war, denn jetzt, wo die Individualitäten sich mehr entwickelten, wurden auch die Gegensätze schroffer, und der Zorn, früher leicht und rasch aufflackernd, war jetzt tiefer und nachhaltiger. Die erste Hand zur Versöhnung zu bieten fällt knabenhaftem Stolze unendlich schwer, weil man noch nicht begreift, daß Verzeihen nicht nur Religion, sondern auch Bildung ist.

In jenen Herbstferien (1845) fand die in mir schlummernde Reisesehnsucht einige Nahrung, als mir gestattet wurde, den schon das Jahr vorher geplanten Ausflug nach Ratibor zu unternehmen und meinen Vetter Felix Mikulowski zu besuchen. Dieser, um ein Jahr älter, aber in seinen Fortschritten durch Krankheit sehr zurückgehalten, daher um mehrere Klassen hinter mir, hatte uns bereits mehreremal in Gleiwitz besucht. Beim ersten Begegnen waren Max und ich schüchtern gewesen, bis durch eine freundschaftliche Rauferei die Bekanntschaft eingeleitet wurde, und von da an vertrugen wir uns, wenn auch

innerlich verschiedene Naturen, ziemlich gut. Damals waren Ratibor und Gleiwitz noch nicht durch die Eisenbahn verbunden. Der Postweg führte über Kloster Rauden, zugleich Sitz des Herzogs von Rauden; hier wurde Mittagsrast gehalten, ich fuhr mit einem unverheiratheten ältlichen Fräulein aus Ratibor und einer jungen Jüdin zusammen. In der Wohnung des Onkels fand ich alles ausgeflogen und die Thüren geschlossen, was mich veranlaßte, einen Zufluchtsort bei dem sehr freundlichen Fräulein zu suchen, das mich mit einem Abendessen bewirthete, bis ich nach nochmaligem Versuche Eingang fand. Die vierzehn Tage meines Aufenthaltes in Ratibor verstrichen in mannichfacher Unterhaltung und Abwechslung; und doch, wäre es nicht das beglückende Gefühl gewesen, auf Reisen zu sein, so hätte ich mir gestanden, daß ich mich eigentlich in Gleiwitz besser amüsirte. Solches Geständniß wagte ich aber kaum mir, viel weniger andern zu machen.

Bald nach meiner Heimkehr begann das neue Schuljahr. Es herrschte in Gleiwitz die Sitte, daß derselbe Ordinarius von Sexta an bis in die oberen Klassen mit aufrückte, und so hatte ich auch jetzt wie all die vergangenen Jahre den alten Heimbrod, an dem ich mit großer Liebe hing.

Unter den neuen Lehrern dieser Klasse gedenke ich des Superintendenten Jacob, der den Religionsunterricht der evangelischen Schüler in Secunda und Prima leitete. Ich lernte hier seine religiösen Ansichten genauer kennen als es durch die Predigten möglich war. Er war ein freisinniger Mann, der in diesem Sinne manche Mysterien des christlichen Dogmas, wie z. B. die Empfängniß besprach. Er behandelte uns mehr als jüngere Freunde denn als Schüler, und dies gab seinen Stunden einen besonderen Reiz.

Neben ihm war Professor Liedtky, ein Mann mit geistvollem Gesichte und feurigen Augen, etwas leidend aussehend, uns schon, ehe wir Unterricht bei ihm hatten, ein Gegenstand besonderen Interesses. Man erzählte sich, daß er früher bei der Regierung unbeliebt gewesen; wahrscheinlich war er, wovon wir jedoch damals noch nichts wußten, von der Demagogenverfolgung der

Zeit nach 1819 betroffen worden. Es hieß ferner, daß seine Bücher gar nicht in Preußen gedruckt werden dürften, sondern verboten seien. Das alles — ich vermag nicht zu sagen, was Wahres daran war — machte uns den Mann höchst interessant. Er hatte die Gymnasialbibliothek unter sich, aus der wir Schüler, von Tertia an, Bücher zum Lesen entnehmen durften. Da hatte ich mich denn einmal verleiten lassen, den Klopstock'schen Messias mir zu erbitten. Allein so sehr mich Tasso entzückte, dessen befreites Jerusalem in einer prosaischen Bearbeitung etwas früher in meine Hände gerathen war, so wenig sprach mich das christliche Epos des deutschen Dichters an. Ich brachte es denn schon nach acht Tagen wieder und mußte nun von Liedtky, der mich fragte, ob ich das Buch auch wirklich ganz gelesen, ein Examen nach dem Inhalt über mich ergehen lassen, das ich schlecht genug bestand, so daß ich schließlich den Thatbestand nicht leugnen konnte.

Von neuen Unterrichtsgegenständen kam das Hebräische in dieser Klasse hinzu, welches nicht nur die künftigen Theologen, sondern auch diejenigen mitnahmen, die Philologie studiren wollten. Dies zu thun, stand bei mir schon damals fest. Doch fand ich am Hebräischen, das der katholische Religionslehrer Schinke leitete, wenig Geschmack und gab es schon nach kurzer Zeit auf.

Im deutschen Unterricht war neu die Literaturgeschichte, und zwar der älteren Zeit. Sie wurde von demselben Lehrer vorgetragen, der mit meinem Vater in Conflikt gerathen war und deshalb auf uns, auch auf mich einen gewissen Groll hegte. Er war seinem Fache nach Mathematiker, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ihm ein so ganz verschiedener Unterrichtszweig auch anvertraut wurde. Beruf dazu hatte er gar nicht; wir mußten aus dem Pischon'schen Leitfaden auswendig lernen, und er gab dazu einen erklärenden Vortrag, d. h. er las aus einem größeren literarischen Werke vor. Geprüft wurde gar nicht, vielleicht weil der Herr 'Professor' sich scheute, dabei seine eigene Unkenntniß zu verrathen, da er dann doch nicht immer hätte [illegible] können. Trotzdem lernte ich fleißig und legte

schon hier den Keim zu der Neigung für die altdeutschen Studien.

Ein frohes Ereigniß in unserem Hause war die Hochzeit der zweitältesten Tochter von Frau Türk, Elise, mit Herrn Knobl, der Wirthschaftsinspector auf einem der Güter des Grafen Renard war. Auch ein Theil unserer Zimmer wurde der befreundeten Familie zur Verfügung gestellt. Der schlesischen Sitte entsprechend fand am Abend vorher ein sogenannter 'Polterabend' statt, bei welchem Freunde und Freundinnen des Brautpaares in Kostüm erschienen und ihre Geschenke in irgend einer Rolle mit einem Gedicht begleiteten. Auch mehrere vereinigten sich zu einer dramatischen, meist allegorischen Darstellung. Rudolf, der junge Auskultator, erschien als Notar in altmodischer Tracht mit einer großen Perrücke und überreichte seine Gabe mit einem von ihm verfaßten Gedichte.

Ich selbst hatte im letzten Jahre in meinen poetischen Versuchen wenigstens einige formale Fortschritte gemacht; die Verse gingen mir leichter von der Hand und fast alles, was ich las, namentlich Novellen, gestaltete sich mir zu einem Drama nach meiner Art. Der 'Breslauer Erzähler', ein in den bürgerlichen Kreisen lange Zeit beliebtes Unterhaltungsblatt, bot mir hier einen reichen, wenn auch nicht immer den besten Stoff. Eine italienische Räubergeschichte, deren Held Peppe Tosko bei der etwaigen Aufführung von mir gespielt werden sollte, stammte aus dieser Quelle, der ich ganze Gespräche wörtlich entnahm. Im Garten hatte ich mir eine wenig besuchte Laube ausgewählt, in welcher ich während der Ferien den halben Tag saß und schrieb. Das war ein anderes Bild als das des wilden Knaben, der durch und Feld Wald gestrichen war; aber ich fühlte mich bei dieser Arbeit nicht minder glücklich. Nur meinen nächsten Freunden theilte ich etwas mit, aber das meiste, zumal die Gedichte, behielt ich ganz für mich. Ein historisches Schauspiel, Andreas II, den Kreuzzug dieses Königs behandelnd, aber weil Beckers Weltgeschichte für fünf Akte nicht ausreichenden Stoff gab, mit vielen erfundenen Einzelheiten ausgestattet, beruhte theils auf Schiller'schen Reminiscenzen, theils, was den Stoff

und die Erfindung betraf, auf Tasso's befreitem Jerusalem. Ein Heft davon fiel einmal Rudolf in die Hände, der, solche Beschäftigung bei mir nicht vermuthend, mich höchst erstaunt ansah und mich fragte, woher ich den Stoff hätte, ähnlich wie — falls es erlaubt ist, so Kleines mit Großem zu vergleichen — der Cardinal von Este Ariost, als er ihm den rasenden Roland überreichte. Ich habe ein Heftchen von diesem Schauspiel noch übrig und will daraus in der Anmerkung ein Stückchen zur Probe mittheilen. Es ist aus dem vierten Akt, die Redenden sind Herzog Leopold von Oesterreich und Oswald, der Diener des gefangenen Andreas [18].

Von jenen ersten Balladen, die ich erwähnte, ist mir keine übrig geblieben, auch sie entnahmen ihre Stoffe gern dem Räuberleben, das für die jugendliche Phantasie kaum geringeren Reiz hat als das Ritterthum, wie auch in der Geschichte beides oft zusammen fiel und in den berüchtigten 'Ritter- und Räubergeschichten' immer zusammen steht.

Um diese Zeit wurde die Eisenbahn in Gleiwitz eröffnet, die die Stadt in directe Verbindung mit der Provinzialhauptstadt Breslau setzte, ein bedeutsames Ereigniß für alle ihre Bewohner. Das Publikum strömte fast zu jedem Zuge auf den Bahnhof hinaus, namentlich waren wir Knaben so oft als möglich da, um die feuerschnaubende Lokomotive ankommen und abfahren zu sehen.

Einen Reiz anderer Art, wenn auch einen weniger unschuldigen, hatte eine kleine Reise, die ich zu Fuß um Pfingsten 1846 mit einigen Freunden nach Beuthen, einer nur wenige Meilen entfernten kleineren Kreisstadt, unternahm. Max und ich hatten, wiewohl man uns aufgefordert, anfänglich gar nicht die Absicht, daran theilzunehmen, sondern nur die, unsere Freunde eine Strecke Weges zu begleiten. Allein der lachende Frühlingsmorgen, das Zureden der Gefährten, die uns sagten, es handle sich um einen ganz kleinen Ausflug, ließen uns immer weiter mitgehen, wobei wir ganz vergaßen, daß die Mutter von dieser Reise nichts wußte und ihre Angst um unser Verschwinden nicht in Erwägung zogen. Der Hauptanstifter der kühnen

Unternehmung war ein Schulkamerade von Max, Bernhard Ginsburg, der Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns in Czenstochau in Polen, in gleichem Alter mit mir, der eine merkwürdige Zärtlichkeit für mich besaß, wie ich überhaupt von jüdischen Schul- und Studiengenossen sehr gern gesehen und gesucht wurde. Er war dem Standpunkte seiner Klasse voraus und hatte über manches bereits nachgedacht, auch in die deutsche Poesie sich mit einem nicht gewöhnlichen Verständniß hineingearbeitet. Seine orientalische Abkunft einerseits und seine Ausländerei anderseits ließen ihn manches eigenthümlich auffassen; somit war er mir ein anziehender Umgang. Wir unterhielten uns oft auf einsamen Spaziergängen über ganz ernste Gegenstände, was wir 'philosophiren' nannten. Sein Geld verschaffte mir außerdem manchen Genuß (wie den öfteren des Theaters), den ich mir aus eigenen Mitteln nicht gewähren konnte. Auch dieser Ausflug nach Beuthen war das Werk seiner Munificenz, indem er die ganze Reisegesellschaft (wir waren vier Knaben) während der drei Tage frei hielt. Wir kehrten nicht im Gasthofe ein, sondern bei einem Schulfreunde, der uns in Ermangelung anderer Localitäten auf dem Heuboden unterbrachte, für uns eher ein Vergnügen als eine Unbequemlichkeit, denn wir brachten die halbe Nacht unter Scherz und Neckereien hin. Daß wir gleich am ersten Tage in einer Conditorei den Schauspieldirektor Heinisch antrafen, war natürlich ein neuer Reiz der Reise, indem wir hofften, die schöne Tochter auch zu erblicken; doch wurde uns dies Glück nicht zu Theil, da überhaupt an dem Tage oder den zweien unserer Anwesenheit nicht gespielt wurde. Ich habe dann in Hexametern — es werden ziemlich die ersten gewesen sein, die ich machte — die kleinen Abenteuer dieser Reise besungen. Die Heimkehrenden empfing Rudolf mit ernstem Verweise, die Mutter mit Thränen, was uns unsere Schuld erst zum Bewußtsein brachte.

Im Ganzen war der Einfluß, den Ginsburgs Bekanntschaft auf mich übte, kein guter. Ich gewöhnte mich dadurch an ein etwas wildes Leben in Kneipen und Conditoreien; denn wiewohl den Gymnasiasten der Besuch derartiger Locale untersagt

war und streng bestraft wurde, so wurde doch kaum anderswo so viel gekneipt wie in Gleiwitz. Ja es gab sogar heimliche Verbindungen nach Art der studentischen, die mit den Breslauer Studenten, namentlich dem Corps 'Silesia', in Verkehr standen und von dort Rappiere und andere Insignien erhielten. Mit Beginn der Herbstferien verließ Ginsburg Gleiwitz und ich sah ihn erst wenige Tage vor unserer Abreise nach Breslau wieder.

Die Ferien verflossen im innigsten Umgange mit S. und Buntzel angenehm und rasch. In sie fiel ein mehrtägiger Besuch bei D*n, dessen Vater, ein Hüttenbeamter, mehrere Meilen von Gleiwitz wohnte. Es war eine zahlreiche Familie, Eltern und Kinder alle ziemlich klein, auch meine Erkorne, Selma, ein brünettes dunkeläugiges Mädchen, gehörte nicht zu den langen. Der Aufenthalt in der freundlichen Familie war sehr wohlthuend; wir durften nach Herzenslust in den umgebenden Wäldern umherschweifen, ohne Furcht uns zu verirren. Von dort aus machten wir auf einen Tag einen Ausflug nach Königshütte, dessen Gruben einen weiten Ruf haben, und setzten nur ungern diesem Leben, das bei aller Freiheit sich doch in den Grenzen des Erlaubten hielt, ein Ziel.

Nicht unwichtig für mich wurden diese Ferien dadurch, daß mir in ihnen Gelegenheit geboten wurde, zum erstenmal Privatunterricht zu ertheilen, und mir dadurch eine Einnahmequelle zu eröffnen. Es waren zwei jüdische Knaben; ich mußte den Unterricht in der Wohnstube geben, in der sich auch die übrige Familie befand. Das erstemal war ich so eifrig, daß ich länger als anderthalb Stunden docirte; im Besitze einer Taschenuhr war ich damals noch lange nicht.

So rückte die Zeit heran, in welcher wir Gleiwitz verlassen sollten. Der Grund, warum die Mutter diese Veränderung des Wohnortes wünschte, lag hauptsächlich darin, daß Hermann die Universität zu beziehen im Begriffe stand, nachdem er jetzt das Examen glücklich bestanden. Auch Rudolfs Wunsch war mehr an einem Gerichte in Breslau zu arbeiten, wohin uns außerdem die Bande der Verwandtschaft zogen. Mein Uebergang an die Universität stand in drei Jahren auch bevor und so reisten denn

im Sommer die Mutter und eine Schwester nach Breslau, um eine Wohnung zu miethen. Ein Theil unserer Möbel wurde verauctionirt, die andern auf die Eisenbahn gegeben. Die Unruhe der Abreise und des Umzuges war für uns Knaben ein rechter Genuß, und der Gedanke, künftig in der großen Stadt zu leben, die bisher als ein unerreichtes Ziel vor uns gestanden, verdrängte jeden Schmerz der Trennung. Die eigentliche Zeit der Jugendfreundschaft war noch nicht gekommen, sonst wäre es uns wohl schwerer gefallen, von so manchen Jugendfreunden zu scheiden. Am meisten betrübte es mich, daß die Erinnerungen an die frühere Schulzeit, bestehend in unsern Arbeitsheften, nicht mitgenommen wurden; die Schwestern sorgten besser für sich und packten alles derartige ein.

Keine Thräne floß dem Verlassen der Jugendheimat, mit der wir auch von unsern Jugendspielen Abschied nahmen; mit Jubel bestiegen wir, zum erstenmale im Leben, den Eisenbahnwaggon, in dem die zahlreiche Familie ein Coupé für sich einnahm. Um möglichst viel Gepäck gleich bei der Ankunft zur Hand zu haben, waren aus dem blau- und weißkarrirten wollenen Futterstoff eines Reisemantels des Vaters Reisetaschen angefertigt worden, von denen jedes Familienglied eine mit sich führte. Die im Fluge an uns vorübertanzenden Gegenden und Ortschaften, die Stationen, das Aus- und Einsteigen, die Mitreisenden, das alles erregte unsere Aufmerksamkeit. Unter uns jubelnden saß bleich und in warme Tücher gehüllt Rudolf, schon bei der Abreise unwohl, der aber doch nicht zurückbleiben wollte. Als nun nach und nach die Thürme Breslau's, einer nach dem andern, emportauchten, da war unserer Freude gar kein Ende und die bisherige Heimat war wie den Blicken, so auch den Sinnen entschwunden. An einem der ersten Octobertage, nach etwa fünfstündiger Eisenbahnfahrt, langten wir Nachmittags gegen 4 Uhr in Breslau an.

Anmerkungen.

1 Ein Bild, das ihn in Lieutenantsuniform darstellt, ist im Besitz unserer Familie.

2 Sie war an Kretschmer verheirathet, dem das Gut Merzdorf gehörte, 1837 verkaufte die Familie das Gut und zog nach Bromberg.

3 Er besaß überhaupt ein ganz hübsches Talent namentlich für Gelegenheitsgedichte, wovon wir noch eine Probe später mittheilen werden.

4 'Wenn' im alten Stile = wan, weil.

5 Offenbar hieß die vorhergehende Zeile ursprünglich: Warum soll ich nicht trauern?

6 In diesem wird er als „tapfrer Pole" bezeichnet [Wohlan, du tapfrer Pole, Wo Bacchus scharmuzirt, Vom Scheitel bis zur Sohle Sonst Preuß' : er kommandirt], wohl mit Rücksicht auf seine Heimat.

7 Kreis-Justiz-Rath Albinus, Kaufmann Baller, Land- und Stadt-Gerichts-Direktor Baron von Boenigk, Papier-Fabrikant Fraß, Apotheker und Senator Goeppert sen. (der Vater des Geh.Rath Goeppert in Breslau), Kreis-Steuer-Einnehmer Kistenmacher (dieser war es, der von Bolkenhain nach Sprottau kam, und dem mein Vater den Tausch angeboten), Rektor Klose, Hauptmann von Knobelsdorf, Polizei-Inspektor Kreiß, Kaufmann Müller, Steuer-Rath Pemetzrieder, Dr. med. Pletschke, Conrector Strauwald, Land- und Stadtgerichts-Assessor von Reder, Pastor Ulrich.

8 Wie sparsam die Mutter wirtschaftete, ersieht man daraus, daß sie im Februar 1837 alles in allem, das Geburtstagsgeschenk für die Tante mit einbegriffen, nur 26 Thaler ausgab.

9 Ich kann allerdings nicht garantiren, daß das Gedicht den Vater zum Verfasser hat.

10 Um so dankenswerther ist es, daß meine Vaterstadt meiner nicht vergessen, und mich beim Abschluß meines fünfzigsten Lebensjahres (am 25. Februar 1882) mit einem höchst ehrenvollen Glückwunschschreiben überrascht und erfreut hat.

11 Der Pastor Jakob war einige Jahre vorher Superintendent geworden.

12 Daß sie sie gerade nach den Läusen' benannten, hatte einen wenig anmuthigen Grund. Es gab in der That Schüler genug, die dies Ungeziefer ziemlich reichlich hatten. Ich erinnere mich eines Falles, daß ein Schüler den Lehrer anrief, weil einem Mitschüler eine Laus auf dem Rocke herumkroch, worauf derselbe zur Reinigung herausgeschickt wurde.

13 Leopold.

Ich ehre die Gesinnung, die dem Diener,
Den dieser große König mit Geschenken
So reichlich überhäuft, muß eigen sein.

Doch brechen wir jetzt ab; das Vaterland
Verlangt in meinem Namen einen Dienst,
Wo List und Muth nur auf dem Spiele steht,
Von dir, getreuer Mann.

Oswald.

O nennt ihn mir.
Des Vaterlandes Heil geht über alles,
Drum will ich alles, selbst das eigne Leben,
Mit Freuden daran setzen, wenn ich weiß,
Daß es ein edler Zweck war, dem ich es
Geopfert habe.

Leopold.

Wohl, so höre mich.
Als noch des Heeres Kern und Blüthe stand,
Da fiel es einem übermüthigen
Vasallen ein, dem Grafen Otto nämlich,
Sich loszusagen von Andreas Scepter.
Drauf wandt' er sich nach Süden und sein Pfad
Ward mit dem Brande vieler hundert Städte,
Und mit dem Wehgeheul des Unglücks, das
Sein blut'ges Schwert anrichtete, gezeichnet.
Nun aber, da des Königs Völker schon
Die Kraft verläßt und es an Mitteln fehlt,
Die todten Krieger wieder zu ersetzen,
Sind wir gezwungen seine Spur zu suchen.
Das ist der Dienst, den Ungarn von Dir fordert.

II.

Die dichterische Gestaltung der Nibelungensage.

Mehr als ein Jahrtausend ist dahingegangen, seit die deutsche Poesie des Stoffes der Nibelungensage sich bemächtigt hat, und nicht nur die deutsche Dichtung im engeren Sinne des Wortes, sondern die Dichtung der Germanen, des ganzen germanischen Stammes. Wohl sind davon ein paar Jahrhunderte abzurechnen, in denen die herrliche Sage in Zauberschlaf versunken war, wie der Nibelungenhort in den grünen Wellen des Rheines. Deutscher Forscherfleiß und wieder erwachtes Verständniß für die Größe der in ihr liegenden Poesie hat den versunkenen Hort gehoben, hat die schlummernde Sage geweckt, und sie zu einem, wir dürfen es kühn behaupten, unverlierbaren und bleibenden Besitze unsers Volkes gemacht. Solche nicht versiegende Liebe zur alten Heldensage ist der beste Beweis ihres inneren Werthes; nicht weil es Ueberlieferungen der Väter aus grauer Vorzeit sind, nicht darum ist uns die Sage in dem Sinne heilig und theuer, wie sie es vielleicht den Zeiten des Mittelalters sein mochte, sondern weil diese Sage uns menschlich anmuthet, erschüttert und rührt, weil wir ihr gegenüber die Empfindung echter und wahrhaftiger Poesie haben. Und daß unsere Jugend mit immer erneuter Liebe und Begeisterung unsern alten Sagenstoffen sich zuwendet, ist eine Bürgschaft für deren unvergänglichen Werth, wie das gleiche Gefallen der Jugend an Märchen ein Zeugniß für den dichterischen und sittlichen Gehalt der Märchen ablegt. Denn das

jugendlich reine Gemüth erfaßt mit richtigem Instinct nicht nur die ihm zusagende Nahrung, sondern mehr noch die echt mensch-
findung hat als der auf
eswegen der Natur mehr
Dabei ist aber eins als
de die Analogie des Mär-
unbefangenen jungen Ge-
sche und eine Prosabear-
der letzteren greifen, und
der Ansicht und dem Ge-
es immer bedauern muß,
rand gekleidet wird. Nicht
ächlichen Verhältnisse, in-
ärchenüberlieferung kennt
nneren Beschaffenheit, die
des Ausdruckes verlangt,
nicht nur entbehren kann,
wirft.

Grundlage des nationalen
schlichten mündlichen Er-
das die altdeutsche Sprache
als Deminutiv uns ge-
verbreiteten, allgemein be-

kannten Erzählung von einem sei es historischen, sei es mythischen Ereigniß. Diese Erzählungen pflanzen sich mündlich fort, gerade wie unsere Märchen und Sagen noch heut sich vererben, und an sich wäre es gar nicht undenkbar, daß auch der Stoff unserer Heldensage in mündlicher Tradition bis auf unsere Tage fortgelebt hätte. Bald aber bemächtigt sich ihrer die Dichtkunst; der Volkssänger greift aus dem allgemein bekannten Stoffe einen kleinern oder größeren Theil heraus und gestaltet ihn zum epischen Liede, welches nun, je nach der Wirkung die es hervorbringt, größere oder geringere Verbreitung gewinnt, mehr oder minder Gemeingut des Volkes wird. Diese epischen Lieder laufen nun neben der mündlichen Sagenüberlieferung her, sie bilden eine zweite Art der Sagentradition, die gesungene

II.

Die dichterische Gestaltung der Nibelungensage.

Mehr als ein Jahrtausend ist dahingegangen, seit die deutsche Poesie des Stoffes der Nibelungensage sich bemächtigt hat, und nicht nur die deutsche Dichtung im engeren Sinne des Wortes, sondern die Dichtung der Germanen, des ganzen germanischen Stammes. Wohl sind davon ein paar Jahrhunderte abzurechnen, in denen die herrliche Sage in Zauberschlaf versunken war, wie der Nibelungenhort in den grünen Wellen des Rheines. Deutscher Forscherfleiß und wieder erwachtes Verständniß für die Größe der in ihr liegenden Poesie hat den versunkenen Hort gehoben, hat die schlummernde Sage geweckt, und sie zu einem, wir dürfen es kühn behaupten, unverlierbaren und bleibenden Besitze unsers Volkes gemacht. Solche nicht versiegende Liebe zur alten Heldensage ist der beste Beweis ihres inneren Werthes; nicht weil es Ueberlieferungen der Väter aus grauer Vorzeit sind, nicht darum ist uns die Sage in dem Sinne heilig und theuer, wie sie es vielleicht den Zeiten des Mittelalters sein mochte, sondern weil diese Sage uns menschlich anmuthet, erschüttert und rührt, weil wir ihr gegenüber die Empfindung echter und wahrhaftiger Poesie haben. Und daß unsere Jugend mit immer erneuter Liebe und Begeisterung unsern alten Sagenstoffen sich zuwendet, ist eine Bürgschaft für deren unvergänglichen Werth, wie das gleiche Gefallen der Jugend an Märchen ein Zeugniß für den dichterischen und sittlichen Gehalt der Märchen ablegt. Denn das

jugendlich reine Gemüth erfaßt mit richtigem Instinct nicht nur die ihm zusagende Nahrung, sondern mehr noch die echt menschliche, für die es oft eine feinere Empfindung hat als der auf höherer Geistesstufe stehende und eben deswegen der Natur mehr entfremdete Mensch gereifteren Alters. Dabei ist aber eins als merkwürdig hervorzuheben, worauf grade die Analogie des Märchens uns führt. Gibt man einem unbefangenen jungen Gemüthe von einem Märchen eine poetische und eine Prosabearbeitung, es wird unzweifelhaft nach der letzteren greifen, und darin stimmt seine Empfindung mit der Ansicht und dem Geschmack des Forschers überein, der es immer bedauern muß, wenn ein Märchen in dichterisches Gewand gekleidet wird. Nicht nur entspricht diese Ansicht dem thatsächlichen Verhältnisse, indem das Volk selbst keine andere Märchenüberlieferung kennt als die prosaische, sondern auch der inneren Beschaffenheit, die die größte Einfachheit und Schlichtheit des Ausdruckes verlangt, und den Schmuck dichterischer Rede nicht nur entbehren kann, sondern geradezu verschmäht und verwirft.

Auch die Heldensage, die die Grundlage des nationalen Epos bildet, geht von der einfachen schlichten mündlichen Erzählung aus. Sie beruht auf dem, was die altdeutsche Sprache mære nennt (wovon unser Märchen als Deminutiv uns geblieben ist) d. h. auf der im Volke verbreiteten, allgemein bekannten Erzählung von einem sei es historischen, sei es mythischen Ereigniß. Diese Erzählungen pflanzen sich mündlich fort, gerade wie unsere Märchen und Sagen noch heut sich vererben, und an sich wäre es gar nicht undenkbar, daß auch der Stoff unserer Heldensage in mündlicher Tradition bis auf unsere Tage fortgelebt hätte. Bald aber bemächtigt sich ihrer die Dichtkunst; der Volkssänger greift aus dem allgemein bekannten Stoffe einen kleinern oder größeren Theil heraus und gestaltet ihn zum epischen Liede, welches nun, je nach der Wirkung die es hervorbringt, größere oder geringere Verbreitung gewinnt, mehr oder minder Gemeingut des Volkes wird. Diese epischen Lieder laufen nun neben der mündlichen Sagenüberlieferung her, sie bilden eine zweite Art der Sagentradition, die gesungene

neben der gesagten, die dichterische neben der in prosaischer Form erzählten.

Sage und Lied aber erfahren mannichfache Umgestaltungen im Laufe der Zeiten. Wie wir noch heute bei jeder Ueberlieferung, die von Mund zu Munde geht, allmähliche Veränderungen wahrnehmen können, so gehen solche auch mit der Sage und ihrem dichterischen Ausdruck, dem epischen Liede vor sich. Nur weniger willkürlich als in der oft absichtlich entstellenden mündlichen Wiedererzählung unserer Tage. Was ihre größere Treue und Ständigkeit erklärt, das ist die jedem einzelnen innwohnende Ehrfurcht vor dem Stoffe, der nicht als ein bloßer Unterhaltungsstoff, sondern mit religiösem Empfinden und Glauben aufgenommen und weiter getragen wird, wie derselbe religiöse Zug ja auch die überraschende Treue und Stätigkeit unserer Märchenüberlieferung erklärt. Erst wo die Ehrfurcht entschwindet, da beginnt die Ueberlieferung sich stärker und willkürlicher zu wandeln.

Aber es gibt unwillkürliche Wandlungen, von denen die Ueberlieferung selbst kein Bewußtsein hat. Mancher alte Zug der Sage verliert das Verständniß, weil die sittlichen oder religiösen Anschauungen, die ihm zu Grunde liegen, einer späteren Zeit fremd geworden. Er bleibt dann äußerlich stehen, aber die Ueberlieferung späterer Geschlechter gibt ihm eine andere Motivirung und Erklärung. So ist die Sage und Dichtung jeder Zeit ein Reflex des sittlichen und religiösen Empfindens derselben, der Ausdruck ihres Kulturlebens.

Noch mehr als in der Sagenüberlieferung selbst wird dieser verschiedene Standpunkt der Kultur sich geltend machen in ihrer poetischen Gestaltung im Liede. Das Lied des Volkssängers, so sehr es auch der Ausdruck des allgemeinen Bewußtseins, der dichterischen Empfindung der Gesammtheit ist, trägt doch einen gewissen subjectiven Zug. Schon indem der Sänger den aus dem großen Ganzen herausgegriffenen Theil zu einem kleinen Ganzen abrundet, zeigt sich seine individuelle Thätigkeit; indem er seinen Helden in Tracht und Waffen seiner Zeit vorführt, leiht er ihm das äußere Gewand derselben, wie, indem er ihn

seine Gedanken aussprechen läßt und redend einführt, er ihn zum Träger des geistigen Inhalts seiner Zeit macht. Darum eben aber erneut sich das Lied; so lange der Sagenstoff noch wirklich lebendiger Besitz des Volkes ist, so lange wird er sich immer und immer wieder gebären, ja zu gleicher Zeit kann derselbe Sagenstoff in mehrfachen Liedern, die neben einander gesungen werden, behandelt sein. Ein späteres Jahrhundert, ein späteres Geschlecht wird in einem älteren Liede nicht mehr ganz den Ausdruck seines menschlichen Empfindens, seines Kulturbewußtseins erblicken, und schafft sich daher einen neuen.

Wenn nun schon das Lied des Volkssängers nicht frei von individuellen und subjectiven Zügen ist, wie viel mehr wird solche das Produkt des Kunstdichters an sich tragen. Er stellt nicht mehr die dichterische Empfindung der Gesammtheit dar, er steht als Einzelner ihr gegenüber, und das wird den Erfolg seiner Dichtung ausmachen, in wieweit er es verstanden hat, das allgemein Empfundene zum Ausdruck zu bringen; zunächst das was seine Zeitgenossen allgemein empfinden, und je mehr dies ein rein menschliches ist, je mehr es losgelöst ist von dem Boden einer bestimmten Zeit- und Kulturanschauung, um so bleibenderen, ewigeren Werth wird es behalten.

In den hier gegebenen Andeutungen liegt die Erklärung der verschiedenen Gestaltung, welche die Heldensage zu verschiedenen Zeiten empfangen hat, und liegt zugleich die innere Berechtigung erneuter Gestaltung in verschiedenen Zeiten. Hätte ein günstigeres Geschick über unserer altdeutschen Poesie gewaltet, so würden wir in vollständiger Reihe diesen Entwickelungsgang vor uns liegen sehen. Wären die Lieder von den Nibelungen, wie sie in heidnischer Zeit gesungen wurden, aufgezeichnet worden, wären die Umgestaltungen und Neugestaltungen in Liedern uns erhalten, so würden wir dadurch einen lehrreichen Einblick nicht nur in die Geschichte unseres Epos, sondern auch in die Geistes- und Kulturentwicklung unseres Volkes gewinnen. Jetzt aber, wie die Verhältnisse liegen, ist zwischen den ersten Keimen der Sage und der Aufzeichnung derselben, die wir besitzen, ein zu gewaltiger Zeitraum als daß

wir im Stande wären, ihre Entwickelungsphasen sowohl in der Ausbildung des Stoffes wie in der dichterischen Gestaltung zu verfolgen.

Zum Glück ergänzt diese Lücke unserer Kenntniß eine der andern germanischen Literaturen, die nordische. Ihr war ein günstigeres Geschick beschieden, sie hat den heidnischen Inhalt reiner und voller ausleben können, keine jähe Unterbrechung und Zerstörung hat ihren Untergang befördert, sondern auch in christlicher Zeit hat liebevolle Freude am Alten die aus heidnischer Zeit stammenden Lieder gerettet und bewahrt.

In der kostbaren Sammlung, die unter dem Namen der älteren Edda bekannt ist, nehmen die Lieder der germanischen Heldensage, nimmt der Stoff der Nibelungensage eine bedeutsame Stellung ein. Sie können uns einigermaßen den Verlust der ältesten deutschen Heldenlieder ersetzen. Freilich nur einigermaßen, denn was wir schon bemerkten, daß jedes Lied der Ausdruck der Kultur seiner Zeit ist, das gilt auch von den Stammesverschiedenheiten. Die Nordländer, uns ursprünglich nahe verwandt, haben doch in der eigenthümlichen Welt des skandinavischen Nordens ihre besondere Entwickelung genommen. Die rauhkräftige Naturumgebung hat auch der nordischen Poesie einen rauhkräftigen Charakter gegeben. Die Kürze und Gedrungenheit des Ausdruckes, die am nordischen Menschen gegenüber der behaglichen Redegewandtheit und Redseligkeit des Südländers charakteristisch erscheint, hat in der skandinavischen Poesie vielleicht ihren Höhepunkt erreicht, so daß gradezu ein Zug zum Dunklen und Räthselhaften sich nicht verkennen läßt. Das ist auch der Grund, weswegen die altnordische Poesie ein eigentliches Epos nicht entwickelt hat, denn das Epos kann eine gewisse behagliche Breite nicht entbehren. Es braucht noch nicht nothwendig die epische Ausdrucksweise der homerischen Gesänge zu sein, die wir uns gewöhnt haben als das Ideal epischer Poesie zu betrachten, aber keinesfalls ist eine so gedrungene und sprungartige Weise, wie sie die nordischen Helden- und Götterlieder haben, als eine echt epische zu bezeichnen.

Daß die in Deutschland gesungenen Lieder diesen sprung-

artigen, zum Dunklen neigenden Charakter nicht gehabt haben ist unzweifelhaft, und das einzige Bruchstück eines altepischen Liedes, das wir besitzen, das Hildebrandslied des achten Jahrhunderts, bestätigt es. Es hält eine Mitte, die etwa der geographischen Lage entspricht, zwischen dem griechischen Epos und den nordischen Liedern epischen Inhalts. In diesen ist es nicht eigentlich darauf abgesehen, die Sage selbst in dichterischem Gewande vorzuführen, sie wird als bekannt vorausgesetzt, daher oftmals nur eine Andeutung statt einer epischen Darstellung gegeben. Ein einzelner Zug wird herausgegriffen, hell beleuchtet und ihm gegenüber alles andere in absichtliches Dunkel gestellt. Es ist eine subjectiv lyrische Stimmung, die den Grundton bildet, und neben ihr ein Zug zum Dramatischen, der in der Vorliebe für Zwiegespräche sich kundgibt, so daß manche Lieder fast ganz aus solchen bestehen, andere zwischen ihnen und epischer Erzählung wechseln.

Dies theils lyrische theils dramatische Element macht sich auch in der Form der nordischen Lieder geltend. Zwar ist es der allitterirende Vers der altgermanischen Poesie, den auch unsere deutschen Lieder, den das Hildebrandslied zeigt; aber während dieses in strophenloser Erzählung einherschreitet und je nach Bedürfniß nur größere oder kleinere Abschnitte des Sinnes macht, sind die Eddalieder durchaus in strophischer Form abgefaßt.

Was das echte und ursprüngliche von beiden ist, darüber kann kein Zweifel bestehen: die Geschichte des Epos überhaupt entscheidet sich bestimmt gegen die strophische Form. Weder die homerischen Gesänge noch die indischen Epen, weder das Epos der Franzosen im Mittelalter noch das der Spanier, endlich, um andere germanische Beispiele anzuführen, weder der altsächsische Heliand noch der angelsächsische Beowulf kennen eine strophische Gliederung. Und in der That widerspricht eine solche dem Wesen des Epos, das, wie ein mächtiger breiter Strom dahinrauschend, sich nicht in die engen gleichmäßigen Fesseln einer Strophe zwängen lassen will; es braucht freien Raum, um je

nach Bedürfniß des epischen Stoffes größere Breite oder gedrungene Darstellung walten zu lassen.

War im Norden der Hang zum Lyrischen die Ursache der Strophenform, oder umgekehrt die strophische Form der Grund zu der knappen Ausdrucksweise — das muß unentschieden bleiben; wahrscheinlich hat beides neben einander und gleichzeitig, das eine als Ausdruck des andern, sich gebildet. Es ist gewiß, in ihrer Gedrungenheit machen diese eddischen Lieder einen gewaltigen großen Eindruck, den Eindruck des Erhabenen, der durch die kühne Sprache noch gesteigert wird; aber als der völlig adäquate Ausdruck des epischen Stoffes können sie unmöglich gelten.

Für uns sind sie von unschätzbarstem Werthe, weil sie uns, in Verbindung mit prosaischen Aufzeichnungen im Norden, die Sage selbst in einer reinern und ursprünglichern Gestalt überliefern als wir sie in unserm Nibelungenliede besitzen. Namentlich ist das Verständniß des mythischen Gehaltes und der mythischen Beziehungen der Sage allein durch die nordische Fassung möglich; ohne sie würden wir die mythischen Züge der deutschen Gestaltung entweder gar nicht ahnen oder wenigstens nicht verstehen.

In einer Hinsicht aber hat sich die nordische Darstellung von dem Ursprünglichen entfernt: das ist die Anlehnung der Nibelungensage an andere Stoffe der Heldensage, von denen sie ursprünglich durchaus getrennt war. Und zwar findet diese Anlehnung sich sowohl am Anfang wie am Schluß des Cyclus von Liedern, die der Nibelungensage angehören. In der Sammlung der Edda bildet den Anfang der Heldenlieder das Lied von Völund d. h. dem kunstreichen Schmiede Wieland, von dem auch in Deutschland gesungen wurde; daran reihen sich die Lieder von Helgi dem Hundingtödter, eine Sage, die eigenthümlich nordisch scheint, wenigstens in Deutschland bis jetzt nicht nachgewiesen ist. Indeß auch wenn eine entsprechende Sage bestand, so war sie jedenfalls selbständig, und die Verbindung, in welche die Helgilieder zur Nibelungensage gesetzt sind, ist keineswegs eine ursprüngliche, sondern veranlaßt durch

das Bestreben, die einzelnen Sagen in einen cyclischen Zusammenhang zu bringen. Dem Vater Sigurds, dem Frankenkönige Siegmund, wird im Kampfe mit den Hundingssöhnen von Odin sein Speer entgegengehalten, so daß sein Schwert zerbricht und er fällt. Sterbend befiehlt er seinem Weibe Hiördis die Schwertstücke aufzuheben und dem Sohne, den sie gebären werde, zu geben. Sigurd vollzieht, als er herangewachsen, die Rache an den Hundingssöhnen.

Diese ganze Beziehung zur Helgisage kann unbeschadet des Zusammenhangs abgelöst werden. Und in gleicher Weise ist der Schluß der Nibelungensage an einen andern Sagenkreis angeschweißt, an die Sage von dem gotischen König Ermanrich, der im Nordischen Jörmunrek heißt. Gudrun, die deutsche Kriemhild, stürzt sich, nachdem sie ihre Mission der Rache erfüllt, ins Meer, aber die Wellen tragen sie an das Land des Königs Jonakur, der sie heirathet, dem sie drei Söhne gebiert. Diese stachelt sie, als sie erwachsen sind, zur Rache gegen Jörmunrek an, weil derselbe ihre und Sigurds einzige Tochter, Schwanhild, von Pferden hatte zerreißen lassen. Die Ermanrichsage, die durch frühe deutsche Zeugnisse beglaubigt ist, ist eine durchaus selbständige Sage; ihre Verbindung mit der Nibelungensage ist dadurch herbeigeführt, daß jene Schwanhild zu einer Tochter Sigurds gemacht ist und Schwanhilds Rächer zu Gudruns (Kriemhilds) Söhnen. Hebt man diese verwandtschaftliche Verbindung auf, so besteht gar kein innerer Zusammenhang mehr zwischen beiden Sagen.

Lassen wir also jene Verbindung mit andern Sagen am Anfang und Schluß bei Seite, so bilden die in der Mitte liegenden Lieder zwar nicht eine in sich geschlossene epische Dichtung, wohl aber einen Cyclus von Liedern epischen Inhalts, mit der erwähnten Hinneigung zum Lyrischen und Dramatischen, einen Cyclus, der die Hauptmomente der Sage scharf beleuchtet darstellt und dessen Lücken durch prosaische Zwischenerzählungen des Sammlers ausgefüllt werden.

Ein einleitendes Lied, die Weissagung Gripirs oder das erste Sigurdlied, gibt einen Ueberblick der Schicksale Sigurds,

der zu Gripir, dem weisen Bruder seiner Mutter, reitet und aus seinem Munde die Weissagung seiner Zukunft bis zu seinem Tode empfängt. Dies Lied ist offenbar jüngeren Ursprungs und als Einleitung zu dem ganzen Cyclus hinzugedichtet.

Erst mit dem zweiten Sigurdsliede treten wir in den eigentlichen Sagenstoff ein. Es erzählt die Erwerbung des Hortes durch Sigurd, womit aber zugleich der Fluch, der über den Hort ausgesprochen ist, auf ihn sich vererbt. Drei Götter, Odin, Loki und Hoenir, haben auf einer ihrer Weltwanderungen den Sohn Hreidmars, den in eine Otter verwandelten Ottar, erschlagen; der Vater verlangt nach germanischer Sitte Buße, die darin besteht, daß die Götter den abgezogenen Otterbalg mit Gold füllen und von außen mit Gold umhüllen sollen. Loki, der listige, soll das Gold herbeischaffen; er nimmt es einem Zwerge ab; Zwerge sind die alten Hüter des Goldes, da sie die Eingeweide der Erde bewohnen. Der Zwerg Andwari will einen Ring zurückbehalten, der ihm den Schatz wieder mehren kann; auch diesen nimmt ihm Loki, da spricht der Zwerg über den Ring einen Fluch aus. Das Lösegeld wird an Hreidmar gezahlt, eine von ihm bemerkte unbedeckte kleine Stelle mit dem Ringe Andwaris bedeckt. Des Erschlagenen Brüder, Regin und Fafnir, verlangen, ebenfalls germanischem Rechtsbrauche entsprechend, Antheil an der Buße; da der Vater es weigert, tödten sie ihn. Schon hat der Fluch seine Wirksamkeit bewiesen. Die Brüder veruneinigen sich gleichfalls: Fafnir nimmt den Schatz allein für sich und hütet ihn in Drachengestalt auf der Gnitahaide. Regin entflieht und reizt den jungen Sigurd, den er erzogen, zur Rache an Fafnir, die Sigurd auch vollzieht, indem er sich auf Fafnirs gewöhnlichem Wege in eine dazu gegrabene Erdgrube versteckt und ihn von unten durchbohrt. Regin schneidet Fafnir das Herz aus, Sigurd soll die Flamme hüten, während es brät. Er will versuchen, ob es gar sei, hält den Finger an das herabträufelnde Fett und steckt ihn, da er sich verbrennt, in den Mund; auf einmal versteht er die Sprache der Vögel. Er hört im Baume über sich sieben Adlerinnen sich unterhalten und erfährt aus ihrem Gespräche, daß Regin Ver-



rath an ihm sinne; darauf hin tödtet er Regin, beladet sein Roß mit dem Schatze und zieht seines Weges weiter.

Wir stehen hier völlig auf mythischem Boden, und mythisch, nicht historisch, ist die Grundlage dieses ersten Theiles unserer Nibelungensage. Auch in dem, was zunächst folgt, bewegen wir uns durchaus noch in einer mythischen Welt. Sigurd kommt auf seinem Wege nach der Heimat zu einem Berge, der fernhin leuchtet; beim Hinaufreiten gewahrt er, daß es eine Schildburg ist, die dies Leuchten verursacht; er reitet hinein und findet einen Gewaffneten schlafend; nachdem er ihm den Helm abgenommen, erkennt er in ihm ein Weib. Es ist die Walküre Brynhild, die Odin mit dem Schlafdorn geritzt, weil sie gegen seinen Willen einem sterblichen Manne den Sieg verliehen. Sigurd schlitzt mit seinem Schwerte den wie fest angewachsenen Harnisch und weckt sie. Sie schwören sich Eide der Treue. Sigurd verweilt längere Zeit bei ihr; dann aber reitet er weiter und kommt zu einem König am Rheine, Giuki, mit dessen drei Söhnen er Freundschaft schließt. Ihre Mutter, die zauberkundige Grimhild, bereitet einen Zaubertrank, den Gudrun, ihre Tochter, ihm kredenzt, wodurch er Brynhild vergißt und sich mit Gudrun vermählt. Hier spielen bereits ethische Motive herein, aber sie sind nicht entwickelt, sondern auf die Macht und Wirkung des Zaubers zurückgeführt.

Der älteste der drei Brüder, Gunnar, will um Brynhild werben, von deren Schönheit er vernommen; Sigurd begleitet ihn auf der Brautfahrt. Flammende Lohe umgibt Brynhildens Burg; nur dem, der hindurchzureiten wagt, will sie angehören. Gunnars Roß scheut, auch als er Sigurds Roß besteigt, weigert sich dieses; erst als Sigurd, der mit Gunnar die Gestalt vertauscht, auf ihm sitzt, da reitet es durch die Flammen. Sigurd bleibt die Nacht bei Brynhild, aber ohne sie zu berühren; das Schwert liegt als symbolisches Zeichen der Trennung zwischen ihnen. Am Morgen wechseln sie Ringe; Sigurd gibt ihr jenen Ring, an dem der Fluch haftet; er kehrt mit ihr zu Gunnar zurück, tauscht mit ihm die Gestalt und Gunnar führt Brynhild heim. Es ist ersichtlich, daß jene Schildburg, durch die Sigurd

früher geritten, identisch ist mit der umgebenden Flamme und daß er zweimal durch die Flamme reitet, einmal für sich, das zweite Mal für Gunnar. Was unser Gefühl bei dem Tausche der Gestalt am meisten verletzt, verliert sich, wenn wir Brynhilds mythisches Wesen im Auge behalten. Sie, die göttliche Schlachtenjungfrau, kann ein gewöhnlicher Sterblicher wie Gunnar nicht erringen, sondern nur ein gottentstammter Held wie Sigurd ist.

Von nun an rückt die Sage aus dem Gebiete des Mythischen ins Menschliche und damit unserer Empfindung näher. Einst waschen die beiden Königinnen Brynhild und Gudrun ihre Haare im Rhein. Brynhild geht weiter hinauf am Flusse, damit das aus Gudruns Haaren rinnende Wasser ihr Haupt nicht berühre, da sie einen vornehmeren Mann habe. Sie gerathen über diesen Rangstreit in Zorn, und in der Leidenschaft verräth Gudrun das Geheimniß, das ihr Sigurd mitgetheilt: daß er es gewesen, der für Gunnar durchs Feuer geritten und somit Brynhild bezwungen habe. Schweigend geht Brynhild heim. Sieben Tage liegt sie rachebrütend da, ohne Trank und Speise zu nehmen; endlich erhebt sie sich, sie verlangt von Gunnar und seinen Brüdern Sigurds Tod. Guthorm, der jüngste Bruder, wird angestiftet, seine Hand zu leihen; um seinen Muth zu reizen, geben sie ihm Schlangen- und Wolfsfleisch zu essen. Guthorm betritt die Kammer, in der Sigurd schläft; da erwacht der Held und vor dem leuchtenden Glanze seiner Augen entflieht der Mörder; erst das dritte Mal ist Sigurd fest entschlummert, und erst jetzt hat Guthorm den Muth ihn zu durchbohren. Aber dem Fliehenden schleudert der Sterbende sein Schwert nach, das ihn mitten entzwei schneidet. Als Gudrun erwacht, sieht sie den Leichnam des geliebten Gatten. Laut jammernd schlägt sie die Hände zusammen, daß die Rosse im Stall sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Brynhild, die ihre Wehklage hört, lacht auf von ganzem Herzen — zum letzten Mal; denn als sie Sigurd auf dem Scheiterhaufen sieht, da besteigt auch sie denselben, durchbohrt sich mit dem Schwerte,

und wird mit dem Helden verbrannt, den allein sie geliebt hat. Gunnar und Högni nehmen Sigurds Schatz an sich.

In voller Großartigkeit schließt dieser Theil der Sage ab, tief erschütternd grade durch das Reinmenschliche, das ihren Grundgedanken bildet; das Mythische blickt uns fremdartiger an, wir lassen es uns gefallen, daß das Element des Wunderbaren ins Epos hineinragt, aber es darf nicht, wenn es auf alle Zeiten seine Wirkung behalten soll, die Hebel der Handlung bilden.

Auch der zweite Haupttheil der Sage bewegt sich ganz außerhalb des Mythischen und ruht durchaus auf menschlicher Grundlage. Gudrun wird mit Atli, dem Könige von Hunaland, in zweiter Ehe vermählt. Daß derselbe zu einem Bruder Brynhilds gemacht wird, ist ohne Zweifel kein ursprünglicher Zug, sondern erst wieder aus dem Bestreben entsprungen, die Gestalten der Sage möglichst in verwandtschaftliche Verbindung zu setzen. Atli ladet seine Schwäger zum Gastgebote ein, in verrätherischer Absicht, um in den Besitz von Sigurds Schatze zu kommen, den er als Gudrun gehörig betrachtet. Vergeblich warnt Gudrun die Brüder durch Runen, die sie den Boten mitgibt, vergeblich erzählen die Frauen der Brüder ihre unheilverkündenden Träume. Die muthigen Helden treten die Fahrt an, sie rudern so mächtig, daß die Wirbel der Ruder zerbrechen. Am Ufer gelandet lassen sie das Schiff auf den Wellen treiben, sie wissen, daß keine Rückkehr ihnen beschieden ist. In hartem Kampfe gegen die Uebermacht erliegen sie, nachdem sie Atlis Verlangen nach dem Schatze zurückgewiesen. Die beiden Brüder, allein noch am Leben, werden gefangen und gebunden. Atli verheißt Gunnar das Leben zu schenken, wenn er ihm verrathe wo er den Schatz verborgen habe; aber Gunnar, durch Eid verpflichtet, sagt, er könne es nicht so lange Högni lebe. Nun wird einem Knechte das Herz ausgeschnitten, aber am Zittern desselben erkennt Gunnar, daß es Högnis Herz nicht sei. Jetzt tödtet Atli den Högni, und dieser lacht als er die Qualen des Todes erduldet. Beim Anblick seines Herzens erklärt Gunnar, nun wisse er allein die verborgene

Stätte und niemand werde sie erfahren. Da läßt ihn Atli in den Schlangenhof werfen; Gudrun aber, die treue Schwester, weiß ihm eine Harfe zu verschaffen, die er, weil an den Händen gebunden, mit den Zehen spielt, wodurch er alle Schlangen einschläfert bis auf eine, die ihn ins Herz sticht. Atli rüstet nun eine Leichenfeier für die Brüder, die zugleich den Antritt der Erbschaft bezeichnet. Gudrun tödtet ihre und Atlis beide Söhne, gibt die Herzen dem Vater gebraten zu essen, läßt ihn aus den Schädeln Meth, mit dem Blute der Kinder gemischt, trinken und enthüllt ihm dann alles was sie gethan. Des Nachts mordet sie den Trunkenen im Schlafe, zündet die Festhalle an und stürzt sich ins Meer. Ein furchtbar düsterer, aber unläugbar großartiger Abschluß des ganzen tragischen Stoffes. Daß sie in den Wellen den Tod findet, ist unzweifelhaft die Grundgestalt dieses Abschlusses; denn ihr Schicksal ist vollendet, ihre Rolle ausgespielt mit der furchtbaren Rache; erst durch die cyclische Anfügung eines andern Sagenkreises ist in der nordischen Sage ihr Leben weiter ausgesponnen.

Eins tritt uns als ein wesentlich abweichendes Motiv dieses zweiten Theiles im Vergleich mit der deutschen Sage entgegen: daß Gudrun, die deutsche Kriemhild, hier auf Seiten der Brüder steht gegen ihren zweiten Gemahl, daß die Rache für die Brüder, nicht an den Brüdern genommen wird. Es ist der altgermanische Grundgedanke der Familienzusammengehörigkeit, der Blutrache, was in der nordischen Sage das leitende Motiv bildet. Wie die Blutrache selbst etwas durchaus heidnisches, so ist heidnisch auch der ganze Geist der nordischen Siegfriedssage, keine Spur christlichen Empfindens tritt uns in ihr entgegen. Die ursprüngliche Anschauung ist es daher gewiß, ob aber diejenige, die den Stoff uns menschlich näher rückt, ist eine andere Frage. Die furchtbaren Greuel dieser letzten Scenen, die an Grausamkeit nur in der griechischen Atreussage ihres Gleichen finden, scheinen menschlich nicht hinreichend begründet; die Rache geschieht aus starrem Rechtsgefühl für die Brüder, die ihr den ersten Gatten gemordet haben, und erstreckt sich auf die eigenen Kinder, die am Verbrechen der

Habsucht, das Atli zum Morde der Brüder verleitet, völlig unschuldig sind.

Davon abgesehen hat jedoch die nordische Fassung stofflich eine schöne Abrundung und Gliederung; freilich erscheint sie nicht so einheitlich in den Liedern selbst, die zum Theil verschiedene in sich abweichende Recensionen darstellen, und im Ton und Stil, im poetischen Werth zu verschieden sind, zu verschiedenen Zeiten angehören, als daß sie, nach einander gelesen, die volle Wirkung einer großen epischen Dichtung machen könnten.

Deutsche Lieder gleichen Inhalts, die ihrem Ursprung nach in die heidnische Zeit hinaufreichten, besitzen wir nicht; das Nibelungenlied, welches uns die mittelalterliche deutsche Gestalt der Sage darstellt, gehört bekanntlich erst dem zwölften Jahrhundert an. In dieser Zeit hatte das deutsche Volk die mythischen Erinnerungen der Vorzeit schon fast ganz verloren; was ihm davon geblieben, war aus lebendigem Bewußtsein geschwunden und blieb als halb oder ganz unverstandenes nur äußerlich haften. Dazu kommt, daß, der allgemeinen naiven Darstellungs- und Auffassungsweise entsprechend, der Dichter des Nibelungenliedes dem ganzen Stoffe das Gewand seiner Zeit umlegt, grade wie man es bei Stoffen des alten oder neuen Testaments, wie man es bei griechischen und römischen Sagen auch that.

Dies Gewand hat eine doppelte Seite, eine ritterliche und eine christliche. Der Dichter, selbst dem Ritterstande angehörig, läßt die Gestalten der alten Sage nicht bloß in ritterlichem Kostüm auftreten, in ritterlichen Burgen des zwölften Jahrhunderts hausen, sondern auch ein ganz solches Ritterleben führen, wie man es damals in den höfischen Kreisen führte. Und ebenso ist alles, was den Kultus betrifft, dem christlichen Kultus jener Zeit entnommen; da geht man in die Messe, da treten Pfaffen und Bischöfe auf, da nehmen die Burgunden auf der Fahrt nach Heunenland ihren Kaplan mit, da werden Seelenmessen für die Verstorbenen gelesen u. s. w.

So äußerlich auch diese ritterlich christliche Kostümirung

Stätte und niemand werde sie erfahren. Da läßt ihn Atli in den Schlangenhof werfen; Gudrun aber, die treue Schwester, weiß ihm eine Harfe zu verschaffen, die er, weil an den Händen gebunden, mit den Zehen spielt, wodurch er alle Schlangen einschläfert bis auf eine, die ihn ins Herz sticht. Atli rüstet nun eine Leichenfeier für die Brüder, die zugleich den Antritt der Erbschaft bezeichnet. Gudrun tödtet ihre und Atlis beide Söhne, gibt die Herzen dem Vater gebraten zu essen, läßt ihn aus den Schädeln Meth, mit dem Blute der Kinder gemischt, trinken und enthüllt ihm dann alles was sie gethan. Des Nachts mordet sie den Trunkenen im Schlafe, zündet die Festhalle an und stürzt sich ins Meer. Ein furchtbar düsterer, aber unläugbar großartiger Abschluß des ganzen tragischen Stoffes. Daß sie in den Wellen den Tod findet, ist unzweifelhaft die Grundgestalt dieses Abschlusses; denn ihr Schicksal ist vollendet, ihre Rolle ausgespielt mit der furchtbaren Rache; erst durch die cyclische Anfügung eines andern Sagenkreises ist in der nordischen Sage ihr Leben weiter ausgesponnen.

Eins tritt uns als ein wesentlich abweichendes Motiv dieses zweiten Theiles im Vergleich mit der deutschen Sage entgegen: daß Gudrun, die deutsche Kriemhild, hier auf Seiten der Brüder steht gegen ihren zweiten Gemahl, daß die Rache für die Brüder, nicht an den Brüdern genommen wird. Es ist der altgermanische Grundgedanke der Familienzusammengehörigkeit, der Blutrache, was in der nordischen Sage das leitende Motiv bildet. Wie die Blutrache selbst etwas durchaus heidnisches, so ist heidnisch auch der ganze Geist der nordischen Siegfriedssage, keine Spur christlichen Empfindens tritt uns in ihr entgegen. Die ursprüngliche Anschauung ist es daher gewiß, ob aber diejenige, die den Stoff uns menschlich näher rückt, ist eine andere Frage. Die furchtbaren Greuel dieser letzten Scenen, die an Grausamkeit nur in der griechischen Atreussage ihres Gleichen finden, scheinen menschlich nicht hinreichend begründet; die Rache geschieht aus starrem Rechtsgefühl für die Brüder, die ihr den ersten Gatten gemordet haben, und erstreckt sich auf die eigenen Kinder, die am Verbrechen der

Habsucht, das Atli zum Morde der Brüder verleitet, völlig unschuldig sind.

Davon abgesehen hat jedoch die nordische Fassung stofflich eine schöne Abrundung und Gliederung; freilich erscheint sie nicht so einheitlich in den Liedern selbst, die zum Theil verschiedene in sich abweichende Recensionen darstellen, und im Ton und Stil, im poetischen Werth zu verschieden sind, zu verschiedenen Zeiten angehören, als daß sie, nach einander gelesen, die volle Wirkung einer großen epischen Dichtung machen könnten.

Deutsche Lieder gleichen Inhalts, die ihrem Ursprung nach in die heidnische Zeit hinaufreichten, besitzen wir nicht; das Nibelungenlied, welches uns die mittelalterliche deutsche Gestalt der Sage darstellt, gehört bekanntlich erst dem zwölften Jahrhundert an. In dieser Zeit hatte das deutsche Volk die mythischen Erinnerungen der Vorzeit schon fast ganz verloren; was ihm davon geblieben, war aus lebendigem Bewußtsein geschwunden und blieb als halb oder ganz unverstandenes nur äußerlich haften. Dazu kommt, daß, der allgemeinen naiven Darstellungs- und Auffassungsweise entsprechend, der Dichter des Nibelungenliedes dem ganzen Stoffe das Gewand seiner Zeit umlegt, grade wie man es bei Stoffen des alten oder neuen Testaments, wie man es bei griechischen und römischen Sagen auch that.

Dies Gewand hat eine doppelte Seite, eine ritterliche und eine christliche. Der Dichter, selbst dem Ritterstande angehörig, läßt die Gestalten der alten Sage nicht bloß in ritterlichem Kostüm auftreten, in ritterlichen Burgen des zwölften Jahrhunderts hausen, sondern auch ein ganz solches Ritterleben führen, wie man es damals in den höfischen Kreisen führte. Und ebenso ist alles, was den Kultus betrifft, dem christlichen Kultus jener Zeit entnommen; da geht man in die Messe, da treten Pfaffen und Bischöfe auf, da nehmen die Burgunden auf der Fahrt nach Heunenland ihren Kaplan mit, da werden Seelenmessen für die Verstorbenen gelesen u. s. w.

So äußerlich auch diese ritterlich christliche Kostümirung

Stätte und niemand werde sie erfahren. Da läßt ihn Atli in den Schlangenhof werfen; Gudrun aber, die treue Schwester, weiß ihm eine Harfe zu verschaffen, die er, weil an den Händen gebunden, mit den Zehen spielt, wodurch er alle Schlangen einschläfert bis auf eine, die ihn ins Herz sticht. Atli rüstet nun eine Leichenfeier für die Brüder, die zugleich den Antritt der Erbschaft bezeichnet. Gudrun tödtet ihre und Atlis beide Söhne, gibt die Herzen dem Vater gebraten zu essen, läßt ihn aus den Schädeln Meth, mit dem Blute der Kinder gemischt, trinken und enthüllt ihm dann alles was sie gethan. Des Nachts mordet sie den Trunkenen im Schlafe, zündet die Festhalle an und stürzt sich ins Meer. Ein furchtbar düsterer, aber unläugbar großartiger Abschluß des ganzen tragischen Stoffes. Daß sie in den Wellen den Tod findet, ist unzweifelhaft die Grundgestalt dieses Abschlusses; denn ihr Schicksal ist vollendet, ihre Rolle ausgespielt mit der furchtbaren Rache; erst durch die cyclische Anfügung eines andern Sagenkreises ist in der nordischen Sage ihr Leben weiter ausgesponnen.

Eins tritt uns als ein wesentlich abweichendes Motiv dieses zweiten Theiles im Vergleich mit der deutschen Sage entgegen: daß Gudrun, die deutsche Kriemhild, hier auf Seiten der Brüder steht gegen ihren zweiten Gemahl, daß die Rache für die Brüder, nicht an den Brüdern genommen wird. Es ist der altgermanische Grundgedanke der Familienzusammengehörigkeit, der Blutrache, was in der nordischen Sage das leitende Motiv bildet. Wie die Blutrache selbst etwas durchaus heidnisches, so ist heidnisch auch der ganze Geist der nordischen Siegfriedssage, keine Spur christlichen Empfindens tritt uns in ihr entgegen. Die ursprüngliche Anschauung ist es daher gewiß, ob aber diejenige, die den Stoff uns menschlich näher rückt, ist eine andere Frage. Die furchtbaren Greuel dieser letzten Scenen, die an Grausamkeit nur in der griechischen Atreussage ihres Gleichen finden, scheinen menschlich nicht hinreichend begründet; die Rache geschieht aus starrem Rechtsgefühl für die Brüder, die ihr den ersten Gatten gemordet haben, und erstreckt sich auf die eigenen Kinder, die am Verbrechen der

Habsucht, das Atli zum Morde der Brüder verleitet, völlig unschuldig sind.

Davon abgesehen hat jedoch die nordische Fassung stofflich eine schöne Abrundung und Gliederung; freilich erscheint sie nicht so einheitlich in den Liedern selbst, die zum Theil verschiedene in sich abweichende Recensionen darstellen, und im Ton und Stil, im poetischen Werth zu verschieden sind, zu verschiedenen Zeiten angehören, als daß sie, nach einander gelesen, die volle Wirkung einer großen epischen Dichtung machen könnten.

Deutsche Lieder gleichen Inhalts, die ihrem Ursprung nach in die heidnische Zeit hinaufreichten, besitzen wir nicht; das Nibelungenlied, welches uns die mittelalterliche deutsche Gestalt der Sage darstellt, gehört bekanntlich erst dem zwölften Jahrhundert an. In dieser Zeit hatte das deutsche Volk die mythischen Erinnerungen der Vorzeit schon fast ganz verloren; was ihm davon geblieben, war aus lebendigem Bewußtsein geschwunden und blieb als halb oder ganz unverstandenes nur äußerlich haften. Dazu kommt, daß, der allgemeinen naiven Darstellungs- und Auffassungsweise entsprechend, der Dichter des Nibelungenliedes dem ganzen Stoffe das Gewand seiner Zeit umlegt, grade wie man es bei Stoffen des alten oder neuen Testaments, wie man es bei griechischen und römischen Sagen auch that.

Dies Gewand hat eine doppelte Seite, eine ritterliche und eine christliche. Der Dichter, selbst dem Ritterstande angehörig, läßt die Gestalten der alten Sage nicht bloß in ritterlichem Kostüm auftreten, in ritterlichen Burgen des zwölften Jahrhunderts hausen, sondern auch ein ganz solches Ritterleben führen, wie man es damals in den höfischen Kreisen führte. Und ebenso ist alles, was den Kultus betrifft, dem christlichen Kultus jener Zeit entnommen; da geht man in die Messe, da treten Pfaffen und Bischöfe auf, da nehmen die Burgunden auf der Fahrt nach Heunenland ihren Kaplan mit, da werden Seelenmessen für die Verstorbenen gelesen u. s. w.

So äußerlich auch diese ritterlich christliche Kostümirung

ist, so leicht sie unbeschadet des Ganzen abgestreift werden könnte, so störend ist sie doch für unsern Geschmack. Indeß darüber würden wir uns hinwegsetzen, wenn nicht in tiefergreifenden Punkten die deutsche Fassung sich von dem ursprünglichen Geiste entfernt hätte.

Das trifft am meisten die mythischen Theile der Sage. Zwar sind noch eine Reihe mythischer Züge auch im Nibelungenliede geblieben: der erschlagene Linddrache, in dessen Blute Siegfried badet, wodurch er die Hornhaut bekommt und unverwundbar wird; der von den Zwergen gehütete Schatz, in dessen Besitz Siegfried gelangt und in dem die goldmehrende Wünschelruthe sich befindet; die unsichtbar machende Tarnkappe, in welche gehüllt er die Kämpfe für Gunther vollbringt; aber es fehlt die Anknüpfung an die Götter selbst, es fehlt der unheilvolle über den Ring ausgesprochene Fluch, es fehlt vor allem der deutschen Brunhild die göttliche Walkürennatur ihrer nordischen Schwester, die mythische geheimnißvolle Atmosphäre, die sie umgibt, die webende Lohe, die der kühne Held, der sie erwerben will, durchreiten muß.

Wenn durch diese Züge Brynhild in eine ungleich höhere, majestätischere Sphäre gerückt ist, so ist sie auf der andern Seite uns menschlich näher gerückt durch die frühere Beziehung zu Sigurd, die im Nibelungenliede ganz fehlt oder wenigstens so verdunkelt erscheint, daß sie ohne die Kenntniß der nordischen Sage nicht zu errathen wäre. Wohl deutet auf eine frühere Begegnung der Umstand hin, daß bei der Landung in Island Siegfried der einzige ist, den Brunhild kennt und mit Namen anredet; aber der Dichter läßt uns völlig im Unklaren, wie das zusammenhängt. Die Kämpfe, die Siegfried für Gunther vollbringt, sind aus dem Kreise des Mythischen getreten; nicht um ein Durchreiten der umgebenden Flamme handelt es sich, sondern um drei ritterliche Spiele; nicht um ein Vertauschen der Gestalt, sondern darum, daß Siegfried die Tarnkappe, dies allerdings noch ein mythischer Zug, anlegt, und für Gunther den Stein wirft und den Sprung für ihn vollbringt, wobei er ihn im Springen mit sich trägt, das letztere eine Scene, die man



ohne einen komischen Anstrich sich nicht denken kann. Der nächtliche Kampf zwischen Brunhild und Gunther trägt denselben unfreiwillig komischen Charakter und bewirkt hauptsächlich, daß Gunther als ein Schwächling physisch wie moralisch erscheint, der erst im zweiten Theile der Dichtung sich zu heldenhafter Größe emporarbeitet. Daß sich diese Nachtscene dann mit Siegfried wiederholt und hier erst Brunhildens Trotz gebändigt wird, hängt mit der Uebertragung auf den Boden ritterlicher Sitte zusammen, nach welcher dem Beilager eine Festlichkeit, ein Mahl voraufging; dadurch aber ist der Widersinn hineingekommen, daß Brunhild, wiewohl sie glauben muß, daß Gunther alle Bedingungen erfüllt habe, doch noch ihre Minne ihm verweigert.

Am meisten aber verliert die deutsche Brunhild gegenüber der nordischen in der psychologischen Weiterentwicklung, da wo in der nordischen Sage das Gebiet des Reinmenschlichen betreten wird. Wir sehen Brunhild im Nibelungenliede weinen, als sie an Gunthers Seite Siegfried gegenübersitzt, der gleichzeitig seine Vermählung mit Kriemhild feiert. Und warum weint sie? Weil, so gibt sie an, ihre Schwägerin einen nicht ebenbürtigen Mann heirathet, denn auf der Fahrt nach Island hat Siegfried Gunthern als seinen Herrn bezeichnet. Nein! sie weint in dem Gefühle aufs tiefste gekränkter Liebe, sie weint über den treulosen Mann, den sie einst geliebt, der ihr Treue geschworen, der sie verlassen hat und nun mit einer andern sich vermählt.

Wir machen dem Dichter keinen Vorwurf daraus, er hat ohne Frage von jenem früheren Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhild nichts gewußt; diesen Theil der Sage bot ihm seine Zeit schon in einer so verdunkelten und getrübten Gestalt dar. Den Grund, den er sie angeben läßt, kann er erfunden, aber auch schon in der Fassung der Sage im zwölften Jahrhundert vorgefunden haben. Ist jener Grund ihrer Thränen, den wir aus der nordischen Sage kennen, der einzig wahre, dann ist auch ihre Rache eine ganz anders motivirte. Auch sie gilt der Treulosigkeit. Sie erfährt bei dem Streite mit Kriem=

ist, so leicht sie unbeschadet des Ganzen abgestreift werden könnte, so störend ist sie doch für unsern Geschmack. Indeß darüber würden wir uns hinwegsetzen, wenn nicht in tiefergreifenden Punkten die deutsche Fassung sich von dem ursprünglichen Geiste entfernt hätte.

Das trifft am meisten die mythischen Theile der Sage. Zwar sind noch eine Reihe mythischer Züge auch im Nibelungenliede geblieben: der erschlagene Lindbrache, in dessen Blute Siegfried badet, wodurch er die Hornhaut bekommt und unverwundbar wird; der von den Zwergen gehütete Schatz, in dessen Besitz Siegfried gelangt und in dem die goldmehrende Wünschelruthe sich befindet; die unsichtbar machende Tarnkappe, in welche gehüllt er die Kämpfe für Gunther vollbringt; aber es fehlt die Anknüpfung an die Götter selbst, es fehlt der unheilvolle über den Ring ausgesprochene Fluch, es fehlt vor allem der deutschen Brunhild die göttliche Walkürennatur ihrer nordischen Schwester, die mythische geheimnißvolle Atmosphäre, die sie umgibt, die webende Lohe, die der kühne Held, der sie erwerben will, durchreiten muß.

Wenn durch diese Züge Brynhild in eine ungleich höhere, majestätischere Sphäre gerückt ist, so ist sie auf der andern Seite uns menschlich näher gerückt durch die frühere Beziehung zu Sigurd, die im Nibelungenliede ganz fehlt oder wenigstens so verdunkelt erscheint, daß sie ohne die Kenntniß der nordischen Sage nicht zu errathen wäre. Wohl deutet auf eine frühere Begegnung der Umstand hin, daß bei der Landung in Island Siegfried der einzige ist, den Brunhild kennt und mit Namen anredet; aber der Dichter läßt uns völlig im Unklaren, wie das zusammenhängt. Die Kämpfe, die Siegfried für Gunther vollbringt, sind aus dem Kreise des Mythischen getreten; nicht um ein Durchreiten der umgebenden Flamme handelt es sich, sondern um drei ritterliche Spiele; nicht um ein Vertauschen der Gestalt, sondern darum, daß Siegfried die Tarnkappe, dies allerdings noch ein mythischer Zug, anlegt, und für Gunther den Stein wirft und den Sprung für ihn vollbringt, wobei er ihn im Springen mit sich trägt, das letztere eine Scene, die man

ohne einen komischen Anstrich sich nicht denken kann. Der nächtliche Kampf zwischen Brunhild und Gunther trägt denselben unfreiwillig komischen Charakter und bewirkt hauptsächlich, daß Gunther als ein Schwächling physisch wie moralisch erscheint, der erst im zweiten Theile der Dichtung sich zu heldenhafter Größe emporarbeitet. Daß sich diese Nachtscene dann mit Siegfried wiederholt und hier erst Brunhildens Trotz gebändigt wird, hängt mit der Uebertragung auf den Boden ritterlicher Sitte zusammen, nach welcher dem Beilager eine Festlichkeit, ein Mahl voraufging; dadurch aber ist der Widersinn hineingekommen, daß Brunhild, wiewohl sie glauben muß, daß Gunther alle Bedingungen erfüllt habe, doch noch ihre Minne ihm verweigert.

Am meisten aber verliert die deutsche Brunhild gegenüber der nordischen in der psychologischen Weiterentwicklung, da wo in der nordischen Sage das Gebiet des Reinmenschlichen betreten wird. Wir sehen Brunhild im Nibelungenliede weinen, als sie an Gunthers Seite Siegfried gegenübersitzt, der gleichzeitig seine Vermählung mit Kriemhild feiert. Und warum weint sie? Weil, so gibt sie an, ihre Schwägerin einen nicht ebenbürtigen Mann heirathet, denn auf der Fahrt nach Island hat Siegfried Gunthern als seinen Herrn bezeichnet. Nein! sie weint in dem Gefühle aufs tiefste gekränkter Liebe, sie weint über den treulosen Mann, den sie einst geliebt, der ihr Treue geschworen, der sie verlassen hat und nun mit einer andern sich vermählt.

Wir machen dem Dichter keinen Vorwurf daraus, er hat ohne Frage von jenem früheren Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhild nichts gewußt; diesen Theil der Sage bot ihm seine Zeit schon in einer so verdunkelten und getrübten Gestalt dar. Den Grund, den er sie angeben läßt, kann er erfunden, aber auch schon in der Fassung der Sage im zwölften Jahrhundert vorgefunden haben. Ist jener Grund ihrer Thränen, den wir aus der nordischen Sage kennen, der einzig wahre, dann ist auch ihre Rache eine ganz anders motivirte. Auch sie gilt der Treulosigkeit. Sie erfährt bei dem Streite mit Kriem-

hild, daß Siegfried für Gunther die drei Kämpfe vollbracht, daß er es gewesen, der in der zweiten Nacht ihren Trotz gebändigt hat — das ganze Gefühl des Stolzes erwacht in ihr. Es ist aber, wie die Sage ursprünglich gefaßt war, nicht bloß gekränkter Stolz eines Weibes, sondern eines liebenden Weibes, das sich verschmäht sieht von dem einst sie liebenden, dem noch immer von ihr geliebten Manne. Daß sie nun in heißathmiger Leidenschaft ihn nicht mehr neben sich dulden kann, begreift sich; sie opfert sein Leben, damit aber ihr eigenes Lebensglück; nun ist das Leben werthlos und reizlos für sie und freiwillig macht sie ihm auf Sigurds Scheiterhaufen ein Ende. Die deutsche Brunhild lebt weiter, sie verschwindet zwar aus der eigentlichen Handlung, sie vegetirt im Hintergrunde fort, und nur aus ceremoniellen Rücksichten wird sie noch ein paarmal erwähnt; eine Rolle im Epos hat sie nicht mehr zu spielen.

Wenn hier das Nibelungenlied bedeutend im Nachtheil gegen die eddischen Lieder erscheint, so ist dagegen eher das Umgekehrte bei Kriemhild, der nordischen Gudrun, der Fall. Die nordischen Lieder scheinen den vollen Glanz der Dichtung auf Brynhild vereinigen zu wollen, und nur einmal, nach Sigurds Tode, erscheint Gudrun neben ihr in voller Größe, und ihre Klage um den Gefallenen, oder vielmehr der wortlose Schmerz, gehört zu dem Großartigsten der ganzen Heldendichtung der Edda. Dagegen im zweiten Theile der Sage steigert sich, wie wir schon andeuteten, Gudrun zum Entsetzlichen, ohne daß dasselbe durch ein Menschliches gemildert würde.

Die deutsche Kriemhild entwickelt sich allerdings auch zu gewaltiger Größe und Furchtbarkeit, aber es ist ein menschliches Moment, das sie uns auch dann, als sie erbarmungslos ihre eigenen Brüder dem Verderben preisgibt, als sie dem letzten derselben, Gunther, mit eigner Hand das Haupt abschlägt, auch dann noch als eine echt tragische Gestalt erscheinen läßt, deren Schicksal nicht mit Entsetzen allein, sondern auch mit tiefem Mitleid erfüllt. Und dies Moment ist ihre das Grab überdauernde Liebe zu dem einen Siegfried, den allein sie geliebt hat, mit dessen Morde, den die Brüder verschuldet, ihres Lebens

Glück und Freude zerstört ist. Diese von der nordischen Fassung wesentlich abweichende Motivirung des zweiten Theiles ist das einzige Moment, in welchem der Einfluß christlicher Anschauung sich tief einschneidend zeigt; denn sie beruht auf der innigen Verbindung von Mann und Weib im Gegensatz zu den Familienbanden; das Band der Ehe galt der christlichen Anschauung für das innigere, es beruht auf dem alttestamentlichen Grundsatz: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen.“

Ist jene nordische Fassung die ursprünglich heidnisch-germanische, so ist die des Nibelungenliedes die unserer Anschauung menschlich näher stehende. Diese Treue Kriemhildens, der sie alles opfert, hat etwas großartiges, das parallel steht dem großartigen Handeln der nordischen Brynhild nach Sigurds Tode; ob Kriemhild schließlich ihr Leben durch den alten Hildebrand verliert, wie das Nibelungenlied berichtet, oder ob sie freiwillig sich ins Meer stürzt, macht keinen wesentlichen Unterschied. Gewiß ist der freiwillige Tod das großartigere, und erst dadurch rückt sie ganz zur Höhe der nordischen Brynhild heran.

Die Mängel des Nibelungenliedes liegen größtentheils, wie wir sahen, in der unvollkommenen und verdunkelten Gestalt der Sage, die der Dichter kannte. Ich zweifle keinen Augenblick, daß, wenn er die Sage von Brunhild in reinerer Fassung gekannt hätte, er sich die herrlichen poetischen Motive derselben zu Nutze gemacht haben würde. Andere Mängel liegen in der ihm wie seinen Zeitgenossen unbewußten Uebertragung auf ritterlichen und christlichen Boden; ein weiterer in der Einkleidung in eine strophische Form, in die bekannte Nibelungenstrophe. So gut dieselbe für unsern Balladen- und Romanzenstil sich eignet, so wenig paßt sie wie jede Strophe überhaupt für eine eigentlich epische Dichtung. Sie zerreißt beständig den epischen Faden, sie veranlaßt zu unnöthigem Ausspinnen, um den Raum der Strophe zu füllen, an andern Stellen zu gewaltsamen Zusammendrängen, zu Flickworten und Flickgedanken, die namentlich so oft in der vierten Zeile matt nachhinken. Daß der

Dichter den Reim anwandte, war natürlich, denn seine Zeit kannte keine andere dichterische Form, und seine Anwendung an sich würde den Werth und die Größe der Dichtung nicht beeinträchtigt haben, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die allitterierenden Verse der nordischen Lieder mächtiger und markiger wirken.

Kann sonach das Nibelungenlied ebensowenig wie die eddischen Lieder allen Anforderungen, die wir an epische Poesie stellen, genügen, kann keine von beiden Fassungen als eine dem inneren Werthe der Sage vollkommen gleichstehende betrachtet werden, so lag es nahe, daß in unserer Zeit, die den alten Sagenstoff neu belebt in sich aufnahm, an eine befriedigendere Lösung gedacht wurde. Und zwar in doppelter Weise: in Form des Dramas und in Form des Epos. Zur dramatischen Behandlung lockte vor allem die unverkennbar dramatische und tragische Anlage des Ganzen, insbesondere die Schlag auf Schlag sich entwickelnde tragische Katastrophe des zweiten Theiles. Sie ist in unserer neuen Literatur die ältere: sehen wir von der sehr unbefriedigenden Bearbeitung von Raupach ab, so sind als die am besten gelungenen Versuche zu bezeichnen die Dramen von E. Geibel und Fr. Hebbel. Wir wollen hier, wo wir es nur mit der epischen Gestaltung zu thun haben, nicht näher auf sie eingehen. Die Schwierigkeit der dramatischen Behandlung und der Grund, weswegen auch jene hochbegabten Dichter es nicht völlig vermocht haben, den Stoff auf unserer Bühne einzubürgern, liegt, was den ersten Theil betrifft, wohl in dem bedenklichen Punkte, der die Katastrophe herbeiführt. Wie sehr verschleiert und verhüllt er auch werden möge, er bleibt im Drama ungleich anstößiger als im Epos. Ferner in dem Hineingreifen des Wunderbaren, das von dem nicht opernhaften Drama unserer Zeit fast ganz ausgeschlossen ist. Was den zweiten Theil angeht, so beruht die Schwierigkeit der Dramatisirung auf der Häufung einzelner Kämpfe, die zwar tragisch sich steigern, aber der dramatischen Behandlung widerstreben und den Dichter nöthigen, die Hauptsache hinter die Bühne zu verlegen.

Das wunderbare Element der Sage rechtfertigt dagegen den Gedanken einer Behandlung des Stoffes als Oper, wie sie Dorn und mit großartigerem Fluge Richard Wagner versucht hat. Doch auch darauf können wir hier nicht uns einlassen; wir wollen vielmehr nur noch die epische Behandlung, die die Nibelungensage in neuester Zeit erfahren hat, kurz charakterisiren.

1867 erschien eine Dichtung von Wilhelm Wegener 'Siegfried und Kriemhilde', die wenig bekannt geworden zu sein scheint. Es ist nicht sowohl eine völlig neue Bearbeitung des Stoffes, als vielmehr eine Umarbeitung des Nibelungenliedes, mit Ausscheidung der schwächeren Partien, Beseitigung der Längen, Hineinziehen der nordischen Fassung für diejenigen Theile der Sage, die im Nibelungenliede verdunkelt erscheinen, damit zusammenhängend bessere Motivirung, so namentlich in Brunhilds Charakter, endlich das Hineinverweben christlicher Anschauung, die im Nibelungenliede äußerliche Färbung ist, wie Hebbel ähnliches auch versucht hat. Indeß damit sind doch keineswegs alle Mängel, welche das Nibelungenlied vom Standpunkt der epischen Kunst zeigt, beseitigt, und ich zweifle, ob man an einer solchen halben Arbeit auf die Dauer Befriedigung finden wird; es ist eben nicht ein Werk aus schöpferischem Geiste geboren, sondern bleibt ein Flick- und Stückwerk, das die Kritik geschaffen hat.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Dichtung Wilhelm Jordans, deren erster Theil den Titel 'Siegfried' führt, und deren zweiter 'Hildebrands Heimkehr' kürzlich erschienen ist. Jordan gibt eine völlig neue Dichtung nach Inhalt und Form. Er wählte als Form die Allitteration, dieselbe also, die die altgermanischen Lieder hatten, die die eddischen Lieder an sich tragen. Es ist nicht zu leugnen, daß er die Form mit außerordentlichem Geschick, ja mit Meisterschaft handhabt, daß er es verstanden hat, alle die Mannigfaltigkeit, all das Malerische hineinzulegen, das ein episches Versmaß haben muß, wie dies etwa der griechische Hexameter besitzt. Und doch wird man den fremdartigen Eindruck nicht los. Wollte Jordan eine neudeutsche Dichtung im altgermanischen Geiste liefern, wollte er uns die

durch ein ungünstiges Schicksal verloren gegangenen alten Lieder herstellen, dann war jene Form berechtigt, ja nothwendig. Aber das hat Jordan keineswegs beabsichtigt, sein Lied ist für moderne Menschen, getränkt mit dem Herzblut philosophischer Anschauung, sittlicher Gedanken, die durch das Christenthum hindurchgegangen. Er hat den alten Sagenstoff in einem Sinne erfaßt, wie er unsern heidnischen wie unsern christlichen germanischen Vorfahren ferne gelegen hätte. Warum also dann jene uralte Form germanischer heidnischer Poesie? Es ist richtig, wir haben keinen neuhochdeutschen epischen Vers, wie wir kein wahres Epos haben. Daß der Hexameter unser epischer Vers nicht sein könne, hat man mehr und mehr erkannt; die Nibelungenstrophe ist nur durch falsche Auffassung ihres Wesens zu größeren epischen Dichtungen verwendet worden; also etwas neues mußte geschaffen werden. Verwarf Jordan den Reim, wofür wir an sich keinen zwingenden Grund finden können, so lag noch keineswegs die Nothwendigkeit der Allitteration vor, sondern ein reimloser Vers, dem man alle Freiheit der rhythmischen Bewegung geben, in welchem man Reim und Allitteration als Schmuck verwenden konnte, lag immer noch näher als die Einführung einer unserm Bewußtsein thatsächlich entrückten rhythmischen Form.

Unsere geläuterte Auffassung vom Wesen des Epos, unsere vollständigere Kenntniß der Quellen der Sage, unsere Erkenntniß ihres mythischen und historischen Zusammenhanges, unsere Fähigkeit zu objektiviren — das alles gab dem modernen Dichter einen bedeutenden Vorsprung vor den nordischen Sängern wie vor dem Dichter des Nibelungenliedes. Jordan hat es verstanden, ein kunstvoll gegliedertes, von großen sittlichen Gedanken durchdrungenes Epos zu schaffen; er hat bei allem Eingreifen des Wunderbaren die Charaktere doch auf echt menschliche Grundlage gebaut und aus ihr erwachsen lassen. Wie Goethe in seiner Iphigenie die griechische Schicksalsidee in Harmonie gesetzt hat mit der Freiheit menschlichen Handelns und sittlichen Wollens, so Jordan gegenüber den Schicksalsmächten der altgermanischen Welt. Nicht der Fluch, der am Golde

haftet, ist es bei ihm, der Helden und Heldinnen seiner Dichtung in tragisches Verderben reißt, sondern die Schuld, die der Mensch selbst durch Vermessenheit auf sich ladet und die in furchtbar tragischer Weise sich rächt. Dadurch ist das Ganze der Sage uns erst wahrhaft menschlich nahe gerückt: mit diesen Gestalten fühlen wir uns in unserm Empfinden verwandt und vertraut, und darum ist die Wirkung ihrer Schicksale auf unser Gemüth eine um so mächtigere und tiefere. Man sage nicht, daß damit der Dichter in einen durch und durch heidnischen Stoff, der selbst unter dem christlichen Firniß des Nibelungenliedes seinen heidnischen Charakter nicht verleugnet, christliche Ideen hineingetragen; es sind vielmehr allgemein menschliche Ideen, allerdings durch den reinen Aether christlicher Moral hindurchgegangen, aber doch nur Weiterbildung des sittlichen Keimes, der im altgermanischen Heidenthum selbst lag. Die Selbstverleugnung und Bezwingung mächtiger Leidenschaft, die am Schlusse des Jordanschen Siegfriedsliedes von Kriemhield gefordert wird und die sie wirklich übt, ist zwar als sittliches Gesetz vom Heidenthum nicht geübt worden; daß sie aber an sich dem Geiste des Heidenthums fremd und unbekannt gewesen, wird man nicht behaupten können. Freilich muß durch die sittliche Höhe, die Kriemhildens Charakter hier erreicht, die Frage rege werden: ob das Weib, das an der Leiche des Geliebten in edler Selbstbezwingung mit der Todfeindin sich versöhnt, ob dasselbe Weib nun noch die Aufgabe haben kann, der Rache zu leben, ob nicht vielmehr durch jenen Akt innerer Befreiung auch zugleich die Sühne für den geliebten Todten vollbracht ist.

Wenn wir sonach in der geistigen und sittlichen Erfassung des Stoffes vollständig mit dem Dichter einverstanden sind, so sind wir allerdings in andern Beziehungen es wenigstens nicht in gleichem Maße. Es scheint, daß die mustergültige Gestaltung des homerischen Epos einen doch vielleicht zu großen Einfluß auf den Dichter geübt hat. Die Götterberathung im ersten Gesange möchten wir als einen solchen aus dem antiken Epos entnommenen Zug bezeichnen, der uns nicht im Sinne des germanischen Epos scheint. Auch will mich bedünken, als wenn

in der epischen Ausschmückung des Guten etwas zu viel geleistet worden wäre, als wenn eine größere Einfachheit, ein größeres Maßhalten im Farbenschmuck dem Ganzen zum Vortheil gereicht hätte. Wir könnten uns eine Gestaltung der Sage denken, die, in gleichem Geiste gehalten, aber schmuckloser, vielleicht noch besser dem Sinn der alten Sage entspräche und doch dem Bedürfnisse des modernen Menschen gerecht würde. Dennoch stehen wir nicht an, die Jordanschen Nibelungen weitaus als den gelungensten Versuch zu bezeichnen, der in unseren Zeiten gemacht worden ist: die Nibelungensage in wahrhaft dichterischer epischer Weise in all ihrer Großartigkeit und Ursprünglichkeit uns nahe zu rücken.

III.

Wolframs von Eschenbachs Parzival

als psychologisches Epos.

Wenn ich mir Ihre Aufmerksamkeit für den größten unter den höfischen Epikern des deutschen Mittelalters, für Wolfram von Eschenbach, und für das größte seiner Werke, den Parzival, erbitte, so bin ich zwar sicher, Ihnen damit weltbekannte Namen zu nennen, weniger sicher jedoch darüber, daß alle unter Ihnen seine Werke gelesen haben. Es liegt mir, indem ich dies nicht durchaus zu hoffen wage, nichts mehr fern, als damit einen Vorwurf gegen die Gebildeten unseres Volkes zu erheben. Die Productionskraft unserer Zeit, die Zersplitterung unserer geistigen Interessen macht es leider zur Nothwendigkeit, uns häufig mit abgeleiteten Quellen zu begnügen. Mancher glaubt schon ein Uebriges gethan zu haben, wenn er das Nibelungenlied in Simrocks oder einer andern Uebersetzung gelesen, und glaubt dadurch in den Besitz des dichterischen Geistes des Mittelalters gelangt zu sein, das im Uebrigen nicht einmal so sehr das Hineinversenken verlohne.

Und doch kennt, auch wer das Nibelungenlied wirklich gelesen und sich nicht bloß mit dem Auszuge bei Vilmar genügen läßt, höchstens die eine Seite unseres alten Lebens und Dichtens, die, zurückreichend in die sagenhaften Zeiten der Völkerwanderung, trotz aller Wandlungen der Zeitalter ihren Grundcharakter beibehalten hat. Aber wie das Mittelalter dachte und fühlte auf dem Punkte seiner höchsten und reichsten Entwicke-

lung — das lehrt uns wie vielleicht wenig andere Werke Wolframs Parzival, dem, wie allen großen Dichtungen, das innewohnt, daß neben seinem die Zeit überragenden und bleibenden Inhalt er doch auch ein Spiegelbild und treuer Abdruck des Jahrhunderts ist, dem der Dichter angehörte.

Wenige Dichter haben es unternommen, die höchsten Fragen, die die Seele des Menschen bewegen, sein Verhältniß zu Gott, zum Gegenstande einer Dichtung zu machen. Und die es thaten, waren große Dichter, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch einer kleinen Dichternatur in den Sinn kommen könnte, die Pygmäenarme nach einem solchen Ziele auszustrecken.

Es wäre ein anziehender Vergleich zwischen dem Werke des großen Florentiners, der Divina Commedia, zwischen Goethe's Faust und zwischen Wolframs Parzival, und es möge mir am Schlusse gestattet sein, einen betrachtenden Blick auf diese drei Werke insgesammt zu werfen, die, bei der Eigenart jedes einzelnen, doch durch einen gemeinsamen Grundzug in Verbindung mit einander treten und ein gutes Stück des Ringens der Menschheit darzustellen geeignet sind.

Unter den Dreien ist Wolfram der älteste, um ein Jahrhundert Dante, um sechs Jahrhunderte Goethe voraus. Zu einer Zeit geboren, da das staufische Haus unter Friedrich Barbarossa seinen Glanz entfaltete, durch Geburt dem niedern Ritterstande angehörig und in dem Gedankenkreise dieses Standes groß geworden, ist Wolfram ein Repräsentant der hohen und idealen Auffassung des Ritterthums, das zu jener Zeit durch die Kreuzzüge den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht hatte — und dies ist die individuelle Seite seines Wesens — aber auch der Repräsentant des menschlichen und religiösen Fühlens seiner ganzen Zeit!

Bei wenigen Dichtern ist so klar ersichtlich, wie der dichterische Genius die Kluft zwischen Bildung und Unbildung zu überbrücken vermag. Wir dürfen uns von dem Durchschnitt der Bildung der damaligen Ritterschaft keine hohe Vorstellung machen: es war schon viel, wenn ein Ritter in seiner Jugend eine Schule durchlaufen und sich dort einige classische Kenntnisse angeeignet

hatte. Die Erziehung der meisten beschränkte sich auf die ritterlichen Uebungen des Standes, und Lesen und Schreiben war für den größeren Theil schon eine wirkliche Kunst. Und zu diesen gehörte auch Wolfram: bei einem Dichter eine für uns besonders auffallende Erscheinung, und doch nicht vereinzelt stehend; so erzählt uns auch Ulrich von Liechtenstein, daß er einen Brief seiner Dame mehrere Tage lang ungelesen mit sich herumtragen mußte, weil sein des Lesens kundiger Begleiter nicht zur Hand war.

Uns fällt es schwer, uns eine Vorstellung zu machen von der Geistesentwickelung eines Menschen, dem die Hauptquellen, aus denen uns die Nahrung für Geist und Gemüth zufließt, verschlossen sind. Wir werden uns kaum bewußt, wie unser Geist sich beständig weitet und ausdehnt durch die zahllosen Eindrücke, die er aus der Welt der Bücher empfängt. Aber das helle Kindesauge, welchem die Lettern des Buches noch räthselhafte Zeichen sind, blickt um so unbefangener und frischer ins Leben hinein, das sich vor ihm aufthut; in origineller Weise spiegelt sich in ihm die Welt, und was als kindliche Naivetät uns überrascht und erfreut, ist der Ausdruck dieser originellen Weltbetrachtung. Wenn die Welt, die der enträthselte Buchstabe uns erschließt, unsern Blick nach innen vertieft, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie uns viel von der Eigenthümlichkeit und Originalität unseres Wesens abstreift, daß die Sinnesschärfe, die Gabe natürlicher Beobachtung dadurch geschwächt und beeinträchtigt wird.

Und so originell, so naturwüchsig, so frisch in die Welt hineinblickend wie ein Kind, ist Wolfram, dem der unmittelbare Einblick in die Bücherwelt verschlossen war. Was frommt es dem Gedanken nachzugehen, wie dieser Dichtergeist unter günstigeren Bedingungen des Daseins sich entwickelt hätte, zu beklagen, daß nicht ein sonnigeres Schicksal alle seine Keime zu herrlichen Blüthen entfaltete — wir dürfen uns freuen und müssen bewundern, daß ein Dichter im Wesentlichen auf dem Grunde seines eigenen Geistes sich zu solcher Größe entwickeln konnte.

Der damalige geistige Verkehr war doch ein mannigfach anderer als heutzutage. Es war noch kein so überwiegend lesendes und schreibendes Zeitalter wie das unserige. Die mündliche Mittheilung und Ueberlieferung herrschte noch vor, da wurde gesagt und gesungen auf den Märkten der Städte, in den Rittersälen der Burgen und auf der freien Landstraße. Damals konnte auch ein ungelehrter Dichter, wie Wolfram, der mitten im wogenden Leben stand, einen Schatz von allerlei Wissen in sich aufsammeln, wenn er nur einen offenen Sinn dafür mitbrachte. Daraus erklären sich die zahlreichen Anspielungen auf Dinge aller Wissensgebiete, wie wir sie bei unserem Dichter finden. Er hat darin eine Aehnlichkeit mit Jean Paul, der, freilich auf gelehrtem Wege, die seltsamsten Gegenstände zu Vergleichen und Bildern heranzieht, oft wunderbar schönen und tiefsinnigen, die die geniale Combinationskraft des Dichters bekunden, aber ebenso oft barocken und verschrobenen. Und auch darin berührt sich Wolfram mit unserm vielleicht größten deutschen Humoristen, daß über dem tiefen Ernste der Idee, die dem Gedichte zu Grunde liegt, die heitere lachende Gestalt des Humors gaukelt und schaukelt. Mit gesundem Humor weiß er über seine eigene Lage zu scherzen, die keineswegs eine glänzende war, denn wiewohl aus ritterlichem Stande, war er doch nichts weniger als mit Glücksgütern gesegnet; sein einziger Reichthum war die Kunst, die ihm Gott gegeben, war der goldene Born der Dichtung, der aus seinem Herzen sprudelte. Aber auch auf die Gestalten seines Werkes dehnt er die humoristische Betrachtung aus, und wie es dem echten Humor geziemt, auch in tiefernsten Situationen, wo dann durch den schelmischen Ausdruck das Mitgefühl durchblickt und aus dem lachenden Auge die Thräne blitzt.

Wenn wir uns nach der stofflichen Grundlage seines Parzival umsehen, so werden wir durch den Dichter selbst auf die damals üppig entwickelte Literatur unsers westlichen Nachbarlandes, auf Frankreich, geführt. Frankreich, in dem das Ritterthum sich zuerst entfaltet hatte, entwickelte auch am frühesten die Blüthe mittelalterlicher Kunstdichtung. Durch den häufigen

Verkehr der Nationen, der eine Folge der Kreuzzüge war, wurde diese Literatur auch in Deutschland bekannt und verbreitet.

Es ist ein alter Zug des germanischen Wesens, dem Fremdländischen nur zu leicht sich anzuschließen. Die germanischen Völker haben, als sie romanisches Gebiet einnahmen, sehr rasch ihre eigene Sprache aufgegeben und die der Besiegten angenommen. Freilich war es zunächst nur ein Abstreifen eines Gewandes, ein Anlegen eines fremden Kleides, aber doch im Laufe der Jahrhunderte nicht ohne Einfluß auf die Denkart.

Diese Nachgiebigkeit des deutschen Geistes, und nicht allein dem Französischen gegenüber, zeigt auch die Entwickelung unserer Literatur. Es hat wenig Epochen gegeben, in denen der deutsche Genius, ganz sich selbst folgend, sich entfaltet hat. Bis ins zwölfte Jahrhundert hat die deutsche Poesie, wenn wir von der durch das Christenthum vermittelten antiken Welt absehen, sich frei von ausländischem Einflusse gehalten: die nationale Sage, auf alten Traditionen beruhend und durch neue Stoffe wachsend und sich erweiternd, bildet den Grundstock der wenn auch nicht geschriebenen, so doch gesungenen Poesie.

Die französische Literatur unterbrach und durchbrach diese gesunde und natürliche Entwickelung. Nicht zum Vortheil unserer Dichtung; denn weder waren die Dichterstoffe, die aus Frankreich eindrangen, großartig und bedeutend, noch war ihre dichterische Gestaltung von schöpferischer und belebender Wirkung.

Hier aber zeigt sich recht neben der Schattenseite, die in der leichten Aneignung des Fremden vorliegt, die Glanzseite des deutschen Geistes, seine ungleich tiefere, wir möchten sagen philosophische Anlage, die den rohen Stoff zum Gefäße tiefer und bedeutender Gedanken macht. Den fremden Dichtungen verstanden, wie W. Grimm es schön ausdrückt, unsere Dichter die deutsche Seele einzuhauchen, verstanden sie umzubilden und zu vergeistigen, die Charaktere zu vertiefen, selbst die Plattheiten so gut es ging zu heben und zu beseitigen.

Auch die Franzosen sind nicht die Erfinder jener Stoffe, die aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt wurden: die eigentliche Heimat jener Erzählungen ist die Bretagne, sie ge-

hören dem keltischen Volksstamme an, dessen Reste auf den britischen Inseln fortlebten und von denen ein Theil nach der Bretagne zurückgewandert war. Es sind keltische Märchen und Sagen, die aus der Bretagne nach Frankreich kamen und hier von französischen Dichtern die Gestaltung erhielten, in welcher sie Deutschland überkam.

Ein Dichter ragt in Frankreich durch Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit hervor: Chrestien de Troies, der fast alle bedeutenden Stoffe dieses Sagenkreises behandelte und dessen Gedichte den Hauptstoff der Nachahmung für die deutschen Dichter boten.

Chrestien verdient das Lob eines verständigen und gefälligen Dichters, der aus der Menge der von ungeheuerlicher Phantasie strotzenden keltischen Sagen- und Märchenüberlieferung mit Geschmack und Besonnenheit ausschied und das Ausgeschiedene in klarer und planer Weise darstellte. Aber ein bedeutender dichterischer Geist war er so wenig wie ein anderer seiner französischen Zeitgenossen.

Seine Dichtung von Perceval ist uns erhalten, und damit die eine der Quellen, auf welchen Wolframs Parzival nach des Dichters eigener Aussage ruht. Die andere, auf die sich Wolfram beruft, die Dichtung des Provenzalen Guiot scheint verloren, und doch wäre gerade sie für die Beurtheilung des deutschen Gedichtes die wichtigere, da Wolfram deutlich zu verstehen gibt, daß er mehr Guiot als Chrestien gefolgt sei.

So lange diese zweite Quelle uns unzugänglich ist, bleibt unentschieden, wie viel der deutsche Dichter von seinem Eigenen hinzuthat, und wie viel er nicht nur stofflich, sondern auch in den Ideen vorgebildet und vorgearbeitet fand. Indeß, wir kennen nachgerade genug Belege von dem Verhältniß französischer Quellen und deutscher Bearbeiter, um, auch ohne im Besitz von Guiots Werke zu sein, nach Analogie ziemlich sicher urtheilen zu können. Ueberall ist es nur das Stoffliche, das mit großer, beinahe zu großer Gewissenhaftigkeit die deutschen Dichter befolgen, während sie die sittlichen Gedanken je nach Maßgabe ihrer Kraft hineinlegen.

Wie sollte es nun anders, ja nicht in viel höherm Maße



der Fall sein bei einem Dichter, der an sittlicher Hoheit und Würde seine Zeitgenossen überragt, der Gedanken an die Spitze seines Werkes stellt, wie sie der schon damals sehr frivolen französischen Poesie nur allzufern lagen! Wahrlich, wenn der Provenzale Guiot unserm Wolfram nicht nur den Stoff bot, sondern auch die leiteuden und sittlichen Gedanken, dann war er ein Phänomen unter seinen Landsleuten — und dann ließe es sich allerdings zur Noth erklären, daß er ganz unverstanden blieb, daß sein Werk spurlos untergehen konnte, weil er in einsamer Größe so weit seine Nation überragte. Allein die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme liegt auf der Hand, wenn wir den Geist der französischen wie provenzalischen Dichtung im zwölften Jahrhundert betrachten.

Die Gestalt, in welcher Wolfram bei Guiot und Chrestien den Stoff vorbereitet fand, ist schon keine einfache mehr, sondern durch verschiedene Stufen der Entwickelung hindurchgegangen. Den Mittelpunkt bilden, wie ich soeben andeutete, keltische Märchen, und zwar nicht ein einziges, sondern mehrere. Gewisse Züge, die auch in unseren deutschen Märchen mehrfach wiederkehren, beweisen die ursprüngliche Unabhängigkeit der einzelnen Theile. So hat eine Jungfrau gelobt, sie werde nicht eher lachen, als bis sie den tapfersten Helden gesehen, und ein Ritter, er werde nicht eher ein Wort reden als bis jenes geschehen sei. Dieser Zug, episodisch eingefügt, mußte von Haus aus einen selbständigen Abschluß haben und ein Märchen für sich bilden. Ein anderer Zug ist die nur durch eine bestimmte Frage mögliche Erlösung eines Menschen, die zum Knotenpunkt der Erzählung geworden ist; wieder ein anderer die drei Blutstropfen, die auf den Schnee gefallen sind, und so mancher andere.

Wie Shakespeare in seinen Dramen häufig mehrere Stoffe in einander arbeitete, von denen jeder seine Lösung in sich trägt, und die von ihm zu einem reich verschlungenen Gewebe vereinigt sind — so verwuchsen diese ursprünglich getrennten Märchen in ein Ganzes. Sie fanden einen historischen Mittel- und Anlehnungspunkt an König Artus, dem Nationalhelden von Wales, der mit seinem Hofe, mit seiner Tafelrunde der tapfer-

sten Ritter zum Ideal eines ritterlichen Königs wurde. Mit ihm wurde daher auch der Held des Märchens in Verbindung gesetzt, an seinen Hof mußte er kommen, um die ritterliche Weihe zu erhalten.

Dazu trat nun aber ein entschieden christliches Element, in welchem das Zeitalter der Kreuzzüge sich spiegelt. Nach dem Vorbild der geistlichen Ritterorden und zunächst des Templerordens, der im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts gestiftet worden war, fingirte man eine geistliche Ritterschaft, die unter dem unmittelbaren Einfluß göttlicher Macht stand und der die Pflege eines idealen Ritterthums anvertraut war. Aeußerlich fand diese Ritterschaft ihren Mittelpunkt in dem Heiligthum des Grals.

Der Gral — das Wort bedeutet im Altromanischen eine Schüssel — bezeichnete einen kostbaren Edelstein, über dessen Ursprung und Herkunft die Traditionen auseinander gingen. Während nach der einen er die aus einem großen Edelstein geformte Schüssel war, deren Christus sich beim Abendmahl bediente, war er nach einer andern ein Stein, der beim Sturz Lucifers, als dieser gegen Gott sich empörte, aus dessen Krone herabgefallen war. Diesem Gral wohnten wunderbare Kräfte bei, er spendete was man von ihm verlangte, Speise und Trank, Kleidung und Geräthe, sein Anblick machte den Tod unmöglich, und ihn immer aufs neue zu erblicken, verlieh ein nicht endendes Leben.

Sie sehen, auch hier befinden wir uns ganz auf dem Boden des Märchens — das alle Gaben spendende Gefäß, es lebt in unseren deutschen Märchen als das bekannte Tischchen-deck-dich noch heute fort. Aber hier ist Alles in den Schleier der Mystik, des Geheimnisses eingehüllt. Kein Sterblicher, außer wen Gott dazu berufen, vermag die in tiefster Waldeinsamkeit gelegene unfindbare Stätte zu entdecken, wo im Dienst des Grals und des geistlichen Ritterthums eine auserwählte Schar von Männern und Frauen lebt.

Durch die Combination dieser verschiedenen nationalen und christlichen Sagenelemente war zunächst ein leicht erkennbarer

Gegensatz, und damit zunächst der Keim zu einer psychologischen Vertiefung des Stoffes gegeben. Auf der einen Seite der im Glanze des Weltlebens prangende Hof des Königs Artus, das Bild idealer weltlicher Herrlichkeit, auf der andern der mystische, um den Gral geschlossene Kreis; dort das Ringen nach der höchsten weltlichen Ritterschaft, hier der Kampf um geistige und geistliche Güter.

Endlich lehnte dieses geistliche Sagenelement sich an bestimmte locale Verhältnisse an: wie die keltischen Märchen um den historischen Artus sich gruppirten, so die Gralsage um das fürstliche Haus von Anjou. Diese Localisirung in Anjou finden wir nicht bei Chrestien, wohl aber bei Wolfram. Und woher sollte sie dieser entnommen haben, wenn nicht aus Guiots verlorenem Werke? Wie wäre ein deutscher Dichter darauf gekommen, das Haus Anjou zum Mittelpunkt seiner Erzählung zu machen? Aber ein französischer oder provenzalischer Dichter konnte es thun, denn gerade damals war jenes Haus durch Heinrich II von England, den Sohn Gottfrieds von Anjou-Plantagenet, zu hohen Ehren und glänzender Machtstellung gelangt. Heinrich und seine Gemahlin Eleonore begünstigten und pflegten die Poesie; die schöne, wenn auch leichtsinnige Frau finden wir in den Liedern der Troubadours verherrlicht und gepriesen, ihr Sohn Richard Löwenherz tritt selbst in den Reihen der Troubadours auf. Was war natürlicher, als daß ein an Heinrichs Hofe lebender Dichter seinen Herrn und Gönner dadurch zu feiern suchte, daß er sein Geschlecht mit einer berühmten Sage in nächste Verbindung brachte?

Für die innere Entwickelung der Sage ist diese Localisirung auf französischem Boden ohne sonderliche Bedeutung, aber auch sie ist eine der Entwickelungsphasen, welche die Sage zu durchlaufen hatte, ehe sie in die Hand des deutschen Dichters kam, der dazu berufen war, sie unsterblich zu machen.

In den Märchen aller Zeiten und Völker ist der sittliche ethische Zug nicht zu verkennen, namentlich darin, daß eine höhere Gewalt, sie möge nun Gott oder Fee, d. h. Schicksal, Fatum, heißen (denn aus Fata ist ja das Wort Fee entstanden),

daß eine höhere Gewalt, sage ich, dem Guten seinen Lohn, dem Bösen seine Strafe zuwägt. Insofern war es ein günstiger Zufall, daß gerade Märchen die Grundlage der Parzivaldichtung bilden. In den einzelnen Theilen, aus denen sie zusammengewachsen war, liegen überall verstreute Keime sittlicher Gedanken — aber es bedurfte einer schaffenden, dichterischen Kraft, um aus diesem Zerstreuten ein einheitliches Gesammtbild, durchdrungen von einem großen Gedanken, zu gestalten.

Eine solche Kraft war weder Chrestien de Troies, noch, wenn nicht alle Zeichen trügen, der Provenzale Guiot. Erst dem deutschen Dichter blieb es vorbehalten, die Sage zum Träger einer tief psychologischen, allgemein menschlichen Idee zu machen.

In welchem Sinne Wolfram sie erfaßte, das hat er gleich in den beiden Eingangsversen seines Gedichtes klar und bündig ausgesprochen.

Ist zwîvel herzen nâchgebûr
Daz muoz der sêle werden sûr

oder wie Simrock übersetzt:

'Wo Zweifel nah dem Herzen wohnt,
Das wird der Seele schlimm gelohnt.' *

Wie über der Höllenpforte Dante seine unsterblichen Worte den Eintretenden begrüßen läßt, so spricht hier der Dichter in markiger gedrungener Spruchform den Grundgedanken seines Werkes aus.

Was haben wir unter Zweifel zu verstehen? Das Wort bedeutet zunächst jede Unentschlossenheit, Ungewißheit, Schwanken, aber nicht nur im Urtheil, wie wir es brauchen, sondern ebenso in unserer Seele: daher ist es Mangel an Festigkeit und Beharrlichkeit, namentlich das Schwanken zwischen Gutem und Bösem. Wenn Tugend und Laster um die Herrschaft in des Menschen Seele sich streiten, so droht der Seele eine große

* Besser entspräche dem Sinne:

'Wo Zweifel nahe wohnt dem Herzen,
Das bringt der Seele bittre Schmerzen.'

Gefahr. Noch größer aber ist dieselbe, wenn der Zweifel sich gegen Gott wendet, wenn der Mensch vom Glauben abfällt und die Finsterniß in seiner Seele Macht gewinnt. Möglich, daß dem Dichter hier die Worte aus dem Briefe Jacobi (I, 6—8) vorschwebten: 'Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht, denn wer da zweifelt, der ist gleich der Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebt wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas vom Herrn empfangen werde. Ein Zweifler ist unbeständig in allem seinem Wesen!'

Stände Wolfram auf dem Boden der Anschauung, daß der Zweifel den Menschen auf ewig verderbe, dann wäre er ein Gesinnungsgenosse der mittelalterlichen Theologen, die jeden anders Denkenden als Ketzer verdammten und verurtheilten. Doch daß dies nicht der Fall ist, lehrt die psychologische Entwickelung seines Helden. Der Zweifel birgt die Gefahr für die Seele, er bringt ihr bittere Schmerzen, aber er ist nicht nur eine natürliche, sondern vielleicht nothwendige Entwickelungsstufe des Menschen; nur darf der Mensch auf ihr nicht beharren, sondern er muß in heißem innern Kampfe seiner Herr werden. Dann erst, geläutert und gereinigt aus diesem Kampfe hervorgegangen, ist er des höchsten Preises werth, den er auch in der gläubigen Herzenseinfalt der Jugendreinheit nicht zu erringen vermochte.

Es liegt nicht in meiner Absicht und würde zu weit führen, den Inhalt des Parzival an Ihnen vorübergehen zu lassen. Nur auf denjenigen Punkten gestatten Sie mir kurz zu verweilen, die für die Darlegung der Idee des Gedichtes von Bedeutung sind.

Das Gedicht beginnt, wie die meisten höfischen Epen, mit einer Art Vorgeschichte, in welcher der Vater des Helden uns vorgeführt wird. Es ist Gahmuret, ein jüngerer Sohn aus dem Hause Anjou, und nach dem Erbrecht seines Landes erblos, daher er auf Abenteuer in die Welt hinauszieht. In heidnischem Lande erwirbt er Hand und Reich der Mohrenkönigin Belacane, die ihm einen Sohn gebiert, der die Zeichen seiner Abkunft von einem weißen Vater und einer schwarzen

Mutter darin trägt, daß er zur Hälfte weiß und zur Hälfte schwarz ist.

Die Sehnsucht nach ritterlichen Thaten treibt den unruhigen Mann aber aus seinem idyllischen Leben; heimlich verläßt er mit Zurücklassung eines Briefes die Mohrin, kehrt nach Frankreich zurück und befreit eine Fürstin Herzelöude, deren Reiche und Besitz ihm als Kampfpreis zugesprochen wird. Daß er dies annimmt, könnte ernste sittliche Bedenken gegen den Dichter selbst hervorrufen; doch wir müssen uns vergegenwärtigen, daß das Ehebündniß mit einer Heidin als nichtig und ungiltig betrachtet wurde.

Aber auch hier läßt ihn im Glück der unruhige Thatendrang nicht rasten und treibt ihn hinaus in die Ferne heidnischer Länder, wo er von feindlicher Lanze seinen Tod findet.

Gebrochenen Herzens hört die Gattin die Trauerkunde, weinend drückt sie den Knaben an sich, der wenige Tage nachher das Licht der Welt erblickt — er ist das einzige Pfand der Liebe, das der geliebte Mann ihr gelassen.

Um ihn vor gleichem Schicksal zu bewahren, zieht sie sich mit dem Knaben und getreuen Dienern in tiefste Waldeinsamkeit zurück, und befiehlt aufs strengste jede Erwähnung und Andeutung ritterlichen Lebens zu vermeiden.

Hier wächst der junge Parzival auf, und die Schilderung dieser Kindheit in friedlicher Waldesstille ist das reizendste Stück Romantik, das wir aus mittelalterlicher Poesie kennen. Mit selbstgeschnitztem Bogen und Pfeil schießt er auf die Waldvöglein; aber wenn sie dann todt vor ihm liegen, deren Gesang vorher so fröhlich der kleinen Kehle entquoll, dann bricht er in Weinen aus. Lauschend steht er unter den Bäumen und horcht den süßen Liedern, die ihm in räthselhafter unverstandener Sehnsucht die kleine Brust schwellen und ausdehnen. Mit Thränen im Auge läuft er nach Hause, und wenn ihn die Mutter erschrocken fragt, ob ihm Jemand etwas gethan? da weiß er ihr keine Antwort zu geben, keinen Grund zu sagen, wie's bei den Kindern noch heut ist, fügt der Dichter hinzu,

der hier das feinste psychologische Verständniß der Kindesseele bekundet.

Der Mutter aber geht die Sache im Kopfe herum und einstmals, wie sie ihn wieder im Walde stehen und nach den Vöglein sehnsüchtig aufblicken sieht, glaubt sie's gefunden zu haben und befiehlt ihren Leuten mit Netzen und Stangen sie zu würgen und zu fangen. Aber die Vöglein waren 'baß beritten' und gar mancher kam mit dem Leben davon, um auch nachher seine fröhlichen Lieder anzustimmen.

Die Mutter hat geirrt, wenn sie meint mit den Vöglein die Ursache seiner sehnsüchtigen Stimmung beseitigt zu haben; was die Sehnsucht ihm erweckt, liegt in ihm, es ist das erwachende, wenn auch ihm selbst räthselhafte Verlangen nach der Welt, die hinter jener Waldeinsamkeit liegt, nach der Welt, zu der ihn die vom Vater ererbte Art hinzieht. Daß der Anblick der Natur diese Stimmung der Sehnsucht weckt, ist wieder ein feiner Zug psychologischen Verständnisses.

Der Knabe fragt: was haben denn die Vöglein verbrochen? und bittet um Frieden für sie. Die Mutter küßt ihn und empfindet wohl, daß sie Unrecht gethan, Unschuldige entgelten zu lassen, was doch in der Menschenseele selbst liegt. Dabei spricht sie Gottes Namen aus, an dem sie sich durch den Mord seiner kleinen Geschöpfe zu versündigen fürchtet. Der schnell fassende Knabe greift diesen Namen auf: 'Höre, Mutter, was ist Gott?' Und die Mutter läßt sich nicht auf Definitionen ein; Alles, was sie ihm sagt, ist, daß er licht wie der Tag sei und einst Mensch geworden: 'Den rufe an in deiner Noth, seine Treue verläßt dich nicht. Aber ein Anderer ist finster, der Hölle Wirth, der Inbegriff der Untreue, von dem wende deine Gedanken ab.'

Damit hat sie den Knaben zu neuem Sinnen veranlaßt. Wie er die nächsten Tage, auf dem Blatte pfeifend, durch den Wald geht, hört er Hufschläge und da kommt ihm der Gedanke: 'Ei, wenn das der Teufel wäre! der sollte mir kommen! Meine Mutter schildert ihn freilich als schrecklich, aber ich glaube, das rührt nur davon, daß sie selbst so furchtsam ist.'

Plötzlich sieht er drei Ritter heransprengen in hellglänzender Rüstung. Nun meint der Knabe nicht anders, als das müsse Gott sein, den ihm die Mutter ja so licht geschildert hat, und er fällt im Wege auf die Kniee. Verwundert halten die Ritter, die in Verfolgung eines Gegners begriffen sind, bei dem seltsamen Knaben, und lassen sich mit ihm in ein Gespräch ein.

In kindlicher Neugier betrachtet er den schimmernden Kettenpanzer. 'Ei', meint er, 'Ringlein tragen meiner Mutter Dienerinnen auch, aber nicht so fest aneinander gereiht.' Er hört den Führer sich als Ritter bezeichnen — und als er fragt, was das sei, ein Ritter, da vernimmt er zum ersten Mal den Namen des Königs Artus, der rechte Ritterschaft verleiht.

Ganz voll von dem neuen Anblick, fliegt er zur Mutter hin und erzählt, was er erlebt. Die Mutter ist aufs höchste bestürzt — was sie sorglichst vermeiden wollte, nun ist es geschehen, und widerstandslos bricht die in dem Knaben wohnende Natur sich Bahn; er verlangt hinaus in die Welt, er will zum König Artus und ein Ritter werden.

Die Mutter in rührender Mutterliebe ersinnt eine neue List: sie legt ihm Narrenkleider an, weil sie hofft, von der Welt verspottet und gehöhnt, werde der Knabe bald zu ihr zurückkehren. Gewiß, es ist Egoismus, was sie so handeln läßt, aber der verzeihlichste und rührendste, der einer Mutter, indeß kurzsichtig wie aller Egoismus. Wie er fortreitet, läuft sie ihm nach, verfolgt ihn mit den Augen, so weit sie kann — und als er ihr entschwunden, da bricht sie zusammen, der jähe Tod macht ihrem treuen mütterlichen Sorgen ein Ende.

Sie hat ihm Lehren mit auf den Weg gegeben, und die wörtliche Befolgung derselben, wobei er gewöhnlich am Schluß hinzufügt: 'so hat meine Mutter gesagt, so hat meine Mutter mir gerathen', läßt ihn in verschiedener Weise verstoßen und fehlen.

Er findet auch wirklich nachfragend den Hof des ersehnten Artus, der ihn zum Ritter machen soll. Seine erste That ist der Kampf mit dem rothen Ritter, gegen den er keine anderen Waffen mitbringt, als den kindlichen Jagdspieß, den er im Walde

daheim geschwungen. Aber diese erste That, kostet, ohne daß er es ahnt, einem Verwandten das Leben, wie der erste Schritt in die Welt dem treuesten Herzen, das für ihn schlug, den Tod brachte.

Unter den Lehren, die ihm die Mutter gegeben, ist eine: daß er dem Rath eines alten Mannes stets folgen solle. Nun kommt er zu einem edlen Greise, zu Gurnemanz, der in dem seltsamen Wesen des jungen Mannes doch den tüchtigen Kern erkennt und es unternimmt, ihn in ritterliches Leben und Denken einzuführen. Nicht nur, daß er ihn die Waffen führen lehrt, die er dem todten Ritter abgenommen (womit er unwissend eines der schwersten Verbrechen, Beraubung einer Leiche, auf sich geladen) — wichtiger als diese äußerliche Belehrung ist, daß er ihm sagt, wie er im Leben zu handeln, sich zu führen und zu reden habe. Er verbietet ihm, bei jedem kleinen Anlaß von seiner Mutter zu reden, auf die sich beziehend er jede Rede schloß — und wie schön fügt hier der Dichter hinzu: 'Wohl schwieg von der Mutter seine Lippe, aber nicht sein Herz.'

Eine der ertheilten Lehren ist von großer Bedeutung für die weitere Entwickelung der Schicksale Parzivals: die einfache Lehre, er solle nicht zu viel fragen, wird geradezu verhängnißvoll für ihn, indem er in kindlicher Einfalt sie einseitig und verkehrt befolgt.

Von dem edlen Greise scheidend, gelangt er in eine von feindlichem Heere belagerte Burg. Die Königin des Landes, Condwir Amur — der Name bedeutet, sinnreich gewählt, 'Ideal der wahren Liebe' — verheißt dem Ritter und Befreier ihre Hand und das Reich, und so vermählt sich mit der lieblichen Jungfrau der eben zum Jüngling heranblühende Parzival.

Womit aber sonst die ritterlichen Erzählungen abzuschließen pflegen, das ist hier erst der Ausgangspunkt einer reichen Entwickelung. Auch ihn treibt wie den Vater das ungestillte Sehnen nach Thaten, daneben der verzeihliche Wunsch, nach seiner so plötzlich verlassenen Mutter sich umzusehen, aus den Armen der Liebe, zugleich aber und mehr noch die von ihm selbst nicht geahnte höhere Bestimmung, die ihm zugedacht ist.

Von Keinem begleitet kommt er in die unmittelbare Nähe der unfindbaren Gralsburg. Hier empfängt ihn der zum Tode verwundete Herr des Hauses, der Gralkönig Anfortas, der, weil er, die Satzungen nicht achtend, im Dienste weltlicher Minne gekämpft hatte, von vergifteter Lanze tödtlich getroffen, aber durch den Anblick des lebenspendenden Grals ein kümmerliches Dasein, zwischen Tod und Leben schwankend, fristet.

Der Jüngling wird aufs beste aufgenommen. Während er an der Seite des Wirthes sitzt, springt durch die Thür des Saales ein Knappe herein, der eine bluttriefende Lanze trägt. Bei ihrem Anblick brechen alle Anwesenden in lauten Jammer aus, denn es ist dieselbe Lanze, die ihren König durchbohrt hat. Der König beschenkt seinen Gast mit einem Schwerte und erzählt, daß er dasselbe oft im Kampfe geführt, ehe das Unglück ihn erreichte.

Alles vernimmt und sieht Parzival mit Staunen, Alles fordert ihn auf zu fragen, was dies bedeute, aber er gedenkt der Lehre des weisen Alten, nicht viel zu fragen — und er schweigt. Die wunderbare Bewirthung durch den gaben= und wunschverleihenden Gral dünkt ihn wie ein Zaubermärchen — aber er wagt nicht zu fragen.

Und doch konnte nur Fragen nach der Ursache der unheilbaren Krankheit des Königs diesen genesen machen, denn die räthselhafte Schrift, die von Zeit zu Zeit am Gral erschien, und in der wir unschwer einen Nachklang der Inschrift erkennen, welche König Belsazar sah und Daniel ihm deutete — sie hatte verkündet, es werde ein unbekannter Ritter kommen, und wenn derselbe, ohne direct dazu aufgefordert zu sein, nach dem Grunde der Krankheit frage, dann sei der König erlöst.

Parzival fragt nicht, er verabschiedet sich von Anfortas und geht zur Ruhe auf prächtigem Lager. Im Traum senden ihm, wie der Dichter schön sagt, künftige Leiden ahnungsvoll ihre Boten. Als er am Morgen erwacht, ist die menschliche Umgebung verschwunden, verödet steht das herrliche Schloß, das er verwundert durchläuft; unten an der Treppe harrt gesattelt sein Roß, die Lanze an die Säule gelehnt; er sitzt auf und ein

scheltender, aber unsichtbarer Knappe, der hinter dem Hinausreitenden die Zugbrücke niederfallen läßt, ruft ihm zu, warum er seinen Schnabel nicht gerührt und gefragt habe.

Während so Parzival ein Glück verscherzt, von dem er selbst keine Ahnung hat, ist König Artus mit seinem Hofstaate aufgebrochen, um Parzival zu suchen und an seinen Hof zurückzuführen.

Ein leichter Schnee ist gefallen: eine von Artus' Jagdfalken verwundete wilde Gans, die darüber hingelaufen, hat Blutspuren darauf hinterlassen. Drei rothe Tropfen auf dem weißen Schnee mahnen den dieses Weges reitenden Parzival an sein liebes Weib daheim, dem diese Farben gleichen. Er versinkt in Träumen und Sinnen, er merkt nicht, daß von Artus' Hofe einer der besten Ritter auf ihn lossprengt, um eine Lanze mit ihm zu brechen. Zum Glück macht Parzivals Roß eine Wendung; sobald die Blutstropfen, die wie mit Zaubermacht seine Sinne gebannt, seinen Augen entschwunden sind, kehrt ihm die Besinnung wieder und im Augenblick ist der Gegner niedergeworfen. Aber die holde Erinnerung lenkt sein Auge aufs neue zu den rothen Tropfen zurück, und so besteht er, wie im Traume, noch ein zweites Anrennen des Seneschalls des Königs.

Endlich reitet der Preis und Stolz des Hofes, Gawan, heraus, und als dieser den in Gedanken versunkenen Ritter erblickt, ahnt er, der in der Liebe manche Erfahrung gemacht, was der Grund seines Versunkenseins ist. Mit einem Tuche verhüllt er die Blutstropfen, und alsbald kehrt Parzival die Besinnung zurück; von Gawan geleitet, kommt er an Artus' Hof und wird feierlich in die Tafelrunde aufgenommen.

Was er in kindlicher Sehnsucht geträumt, von Artus die Ritterschaft zu gewinnen, das hat er erreicht. Er steht scheinbar auf der Höhe irdischer Herrlichkeit — da naht sein Unheil.

Von der Gralsburg entsendet, erscheint eine Botin, welche mit herben Schmähworten Parzival anfährt und erklärt, daß die Tafelrunde durch einen solchen Genossen geschändet und entehrt sei; ohne Mitgefühl habe er dem unglücklichen Anfortas

gegenüber die erlösende Frage unterlassen und sein eigenes Glück verscherzt.

Staunend hört Parzival diese Vorwürfe. Was er verloren hat in der Einfalt der Jugend, wird ihm klar. Und doch, welcher Schuld kann er sich anklagen? Hat er nicht entsprechend der Lehre der treuen Mutter, den Rath des alten weisen Mannes befolgt — und dies soll sein Verbrechen sein?

Aber die Schuld ist auf ihn geworfen und er außer Stande, ihre Nichtigkeit darzuthun; er fühlt die Nothwendigkeit, aus dem Kreise dieser Ritter zu scheiden, auf deren Ehre kein leisester Makel haften darf. Nicht eher will er in ihre Mitte zurückkehren, als bis er seine Unschuld dargethan.

So zieht er hinaus in die Welt, freudlos und freundlos. Zur gleichen Zeit, aber nicht mit ihm, der edle Gawan, den, ebenfalls unschuldig, ein anderer Bote des Meuchelmordes geziehen hat.

Umsonst spricht Gawan beim Abschied Parzival Muth und Trost zu, und wünscht ihm Gottes Hülfe in den schweren Kämpfen, die seiner harren. 'Wehe, was ist Gott?' erwidert Parzival — so fragte er einst kindlich die Mutter; wie anders, wie düster verzweifelnd klingt jetzt die Frage aus seinem Munde! 'Was ist Gott? Wäre er gewaltig, solchen Spott hätt' er uns Beiden nicht gegeben. Ich habe ihm treu gedient mein Leben, nun kündige ich ihm den Dienst auf; wenn er Haß hat, den Haß will ich tragen. Dich aber, Gawan, möge eines reinen Weibes Liebe im Kampfe behüten!'

Im Bewußtsein, daß ihm schwer Unrecht geschieht, empört er sich gegen Gott. Nicht seiner Hülfe will er ferner vertrauen, der Gedanke an das theure Weib daheim ist der einzige Stern in der Nacht seines Zweifels; und auf diesen Schutzgeist der Liebe, nicht auf Gott, verweist er daher den Freund.

Der Dichter läßt seinen Helden nun längere Zeit in den Hintergrund treten, und an seine Stelle rückt Gawan ein, das Spiegelbild aller ritterlichen höfischen Tugend und feiner Sitte, ein Ideal des nach der höchsten weltlichen Ehre strebenden Menschen.

Auch ihm wird auf seinen Abenteuern, durch die wir ihn nicht begleiten können, die Pflicht auferlegt, den Gral zu suchen — aber er findet ihn nicht. Und warum nicht? Weil sein Streben im Weltlichen und Irdischen aufgeht, weil ein solcher Sinn nicht befähigt, die hohen Mysterien des Göttlichen zu schauen.

Wie die weltliche Herrlichkeit von Artus im Gegensatze steht zu der geistlichen des Grals, so bildet Gawan, das Ideal unter den Rittern der Tafelrunde, einen innerlichen Gegensatz zu Parzival, dem Gott suchenden, aber jetzt an Gott verzweifelnden. Den Zweifler, dessen Seele düstere Schatten umziehen, zum hervortretenden Helden zu machen, wäre nicht gut gethan gewesen: der Dichter hat Recht, daß er ihn verschwinden läßt, und nur zuweilen im Hintergrunde taucht er auf, damit wir sehen, wie er inzwischen kämpft und kämpft, siegt und siegt, aber ohne Frieden zu finden. Wenn er am Schlusse des Gedichtes uns die lange Reihe von Fürsten aufzählt, die er besiegt, so sehen wir, daß diese Zeit des Zurücktretens ausgefüllt war von rastlosem Handeln, aber es wäre ermüdend gewesen, wenn der Dichter all diese Kämpfe uns wirklich vorgeführt hätte.

Nach jahrelangem Umherirren kommt er an eine Klause, wo eine Verwandte von ihm, Sigune, an der Leiche des Geliebten ihr Leben einsam vertrauert und verweint. Schon früher hatte zweimal sein Weg ihn zu ihr geführt, auch sie hatte ihn gescholten, daß er bei seinem Besuche auf der Gralsburg die erlösende Frage nicht gethan. Jetzt aber, wo sie ihn trauernd, verzweifelnd sieht, weicht aller Unwille tiefem Mitleide. Wohl ist auch sie des Mitleids werth, die in jugendlichem Uebermuthe den Geliebten in Kampf und Tod gesendet und nun in vergeblicher Reue ihr Leben verzehrt.

Trauernd zieht er von der Trauernden weiter: er trifft einen alten Ritter, der mit Weib und Töchtern auf einer Pilgerfahrt begriffen ist. Von ihnen vernimmt er, daß es Charfreitag ist; in seiner Gottverachtung hat Parzival all diese Zeit nicht nach den heiligen Festen gefragt, hat sein Fuß keine Kirche, kein Kloster betreten. Von dem Ritter aufgefordert, sich ihm

anzuschließen, schlägt das Parzival aus — er fühlt, daß er schlecht passe in die Gesellschaft von Menschen, die in frommem Glauben Den lieben, den er haßt.

Und doch ist die Begegnung nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben. Als er allein weiter reitet, hängt er dem Gedanken nach, ob nicht Gott doch Hülfe senden könne, die seine Trauer zu besiegen vermöge? 'Wenn heute der Tag ist, wo er der Menschheit geholfen, so helfe er auch mir, und zeige meinem Rosse den Weg!' Und so legt er den Zügel auf den Hals des Rosses, und dieses führt ihn, wie von Gottes Hand gelenkt, der Stätte zu, wo er Frieden finden soll.

An einem Quell im Walde wohnt der Einsiedler Trevrizent, ein Bruder des Gralkönigs Anfortas, nach dessen Verwundung er der Welt entsagte, um in hartem, entbehrungsreichem Eremitenleben Gottes Verzeihung für den unglücklichen Anfortas zu erflehen. Aus seinem Munde empfängt Parzival ersehnten Trost für seine schmerzzerrissene verzweifelnde Seele, aus seinen Lehren erkennt er, daß mit Trotz Gott nichts abgerungen werden könne, und er demüthigt seinen im Bewußtsein der Unschuld stolzen Geist. Zugleich erfährt er hier alle Geheimnisse des Grals, aber auch Alles, was er unwissend gefehlt: wie sein stürmischer Abschied der treuen Mutter das Herz zerbrach, wie sein erster Speerwurf einen Blutsverwandten getödtet, wie ihm hohes Heil beschieden war, das er durch die unterlassene Frage verscherzte.

Entsühnt zieht er nach zweiwöchentlichem Aufenthalt bei dem Einsiedler von dannen — es ist die Zeit seiner innern Wandlung, die jetzt anbricht; die sich vollziehende Wandlung aber hat der Dichter wiederum in den Hintergrund gerückt, aus dem er den Helden erst nach längerer Zeit wieder hervortreten läßt.

Aber noch sind ihm zwei schwere Prüfungen beschieden. Ohne daß Einer den Andern kennt, kämpfen Parzival und Gawan, die treuesten Freunde, mit einander. Und noch schwerer ist der darauf folgende Kampf mit dem eigenen Bruder, dem

heidnischen Halbbruder Feirefiß, dem Sohne Gahmurets und Belacanens.

Mit diesem an Artus' Hof zurückgekehrt, wird er dort von derselben Gralsbotin aufgesucht, die ihn einst durch ihre Botschaft in Verzweiflung und Gotteshaß gestürzt; von ihr empfängt er die beruhigende Nachricht, daß die mystische Inschrift ihn zum Könige des Grals erkoren habe. Dorthin bricht er auf, dorthin eilt auch, durch Boten benachrichtigt, sein Weib mit seinen beiden Kindern, und nach langer Trennung vereinigt, feiern die Gatten ein seliges Wiedersehen.

Die Heiligkeit und Reinheit der Ehe, die auch in den Satzungen des Gralsordens einen Hauptpunkt bildet, unterscheidet Wolframs Auffassung wesentlich von der seiner dichtenden Zeitgenossen. Wenn wir sehen, wie frivol die meisten derselben in diesem Punkte denken und ihre Helden handeln lassen, so können wir diese sittlich reine Auffassung unserm Dichter nicht hoch genug anrechnen.

Daß er aber den Hüter des mystischen Heiligthums, den König des Grals, vermählt sein läßt, das zeigt einen, wir möchten sagen, reformatorischen Zug in Wolframs Geiste. Kein ascetisches Mönchthum ist ihm die Aufgabe des Menschen im Dienste der höchsten idealen Gedanken, sondern Theilnahme am berechtigten Glücke des Lebens. Daher ist auch der büßende Einsiedler Trevrizent nicht im Stande, das schwere Leid vom Bruder zu nehmen; nicht das Gebet hilft, wenn es nicht von der That begleitet ist, und nutzlos ist eine unthätige ascetische Frömmigkeit.

Parzival, der nach schwerem Ringen, innerm und äußerm Kampfe Frieden wieder gewonnen, thut die entscheidende Frage. Es begreift sich, daß diese Frage lediglich als ein Symbol zu verstehen, daß ihr eine tiefgreifende Bedeutung nicht beizulegen ist. Sie ist der alte stehen gebliebene Märchenzug, dem nur durch die Verbindung mit dem Seelenleid des Helden ein tieferer Sinn zukommt; im Uebrigen bildet ihre wirkliche Vollziehung nur den äußeren Abschluß eines innerlich bereits vollzogenen Processes.

Dürfen wir zweifeln, daß in der Seele des Dichters ähnliche Kämpfe vor sich gegangen? Gewiß nicht, so wenig wir an Dante's Seelenkämpfen, so wenig wir an Goethe's faustischem Ringen zweifeln werden.

Auch in Dante sehen wir die dreifache Abstufung, nur nicht an einem von ihm substituirten Helden, sondern am Dichter selbst sich vollziehen. Die Periode kindlicher Reinheit, idealer Liebe, dargestellt in seiner Vita Nuova, dem Seelengemälde seiner idealen Jugendliebe zu der früh geschiedenen Beatrice — die Periode des innern Zweifelns, durch seine philosophischen Studien bezeichnet, die ihm Trost für den schweren Verlust gewähren sollten und doch nicht gewährten, dargestellt in seinem Convito — und endlich die Rückkehr zu Gott in seinem großen Werke, der Divina Commedia, nachdem er als Vision die Schrecken der Verdammniß geschaut und das reinigende Purgatorium durchwandert, die Rückkehr an der Hand der Geliebten, die verklärt, von allem Irdischen befreit und gereinigt, ihm entgegentritt.

In der alten Faustsage fehlt jedes versöhnende Element, und nur die schreckensvollen Consequenzen der stolzen unersättlichen Wissensgier der Menschenseele treten uns entgegen — erst Goethe hat die Versöhnung, die Entsühnung hineingelegt. Aber der Faust ermangelt der ersten Stufe, und wo die Tragödie beginnt, erscheint der Held bereits von den tiefsten Qualen der Seele zerrissen. Durch die Welt des Herzens und die größere des Lebens hindurchschreitend, schuldbeladen und langsam entsühnt, wird auch er an der Hand des Ewigweiblichen zum Göttlichen hinangezogen!

Auch im Parzival ist die Gewalt der reinen Weibesliebe auf das Gemüth des Mannes der eine wesentliche Factor, der ihn durch alle Kämpfe des Lebens geleitet und ihn gegen alle Versuchung derselben schirmt. Die Trennung von dem geliebten Weibe ist der eine Schmerz, der auf Parzivals Seele lastet, wie die Sehnsucht nach dem einmal verscherzten Gral der zweite.

In allen drei großen Dichtungen aber ist ernstes Ringen

und heißer Kampf ein entsühnendes, reinigendes Moment. Nur im Morgengrauen einer sagenhaften Vorzeit wurzelt die Kunde von einem Paradiese, das in ungetrübtem Genießen die Menschheit beglückt — im Tageslicht der Geschichte wandelt der Mensch nicht, ohne daß der Zweifel seine Seele bedrängt und quält, und den höchsten Preis und dauernden Frieden erringt nur, wer durch die Nacht des Zweifels sich wieder zum Lichte der Wahrheit hindurchgekämpft hat.

IV.

Tristan und Isolde.

Nicht ohne Bedenken habe ich mich entschlossen, Tristan und Isolde zum Gegenstande meines diesjährigen Vortrages zu wählen. Denn ich bin mir bewußt, daß mancher meiner Hörer dieses Thema als ein für solchen Kreis nicht ganz geeignetes ansieht. Ich theile diese Ansicht nicht und habe darum jedes Bedenken fallen lassen. Ist doch dieser Stoff von den menschlich uns berührenden der menschlichste, da er die Leidenschaft der Leidenschaften, in welcher des Menschenherzens höchste Wonne und tiefstes Weh beschlossen ist, zum Gegenstande und Mittelpunkte hat. Vielleicht gelingt es mir — und dies war für mich das entscheidende Motiv bei der Wahl — die Sage von dem Schatten der Unsittlichkeit zu befreien, der in der Vorstellung vieler sie umlagert.

Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte und den Entwickelungsgang dieser altberühmten Sage Ihnen darzulegen, die in die Litteraturen aller modernen Kulturvölker hineingreift, und zu der nicht nur das Mittelalter, sondern auch die Dichter der Neuzeit immer und immer wieder zurückgekehrt sind — dies allein schon ein Zeichen, wie unwiderstehlich der Zauber des Stoffes ist, wie sehr er den Dichter reizt, sein ganzes menschliches Empfinden in ihn hineinzulegen.

Die Sage von diesem gefeiertsten aller Liebespaare des gesammten Mittelalters ruht auf keltischer Grundlage. Sie ist also bei demselben Volksstamme heimisch, der die verbreitetste

Sage ritterlichen Inhalts, die von Artus, erzeugt und entwickelt hat.

Die Grundlage der Tristansage ist eine mythische. Zahlreiche Züge noch in den späteren, von dem ursprünglichen Charakter sich schon weit entfernenden höfischen Gestaltungen des Stoffes bestätigen dies. Vor allem ist an den Zaubertrank zu erinnern, der die davon trinkenden unauflöslich an einander kettet; ferner an den Kampf mit dem Drachen, dem der Sieger die Zunge ausschneidet; an die Heilkunst Isoldens, die allein im Stande ist, den todwunden Tristan zu retten. Solche Züge begegnen in Mythen und Sagen der verschiedensten Zeiten und Völker.

Ihrem Stoffe nach ist daher die Sage uralt; aber ihre dichterische Gestaltung und Behandlung vermögen wir nicht über die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück zu verfolgen. Damals war es nicht jener dunkle mythische Hintergrund, was diesen Stoff bald zum populärsten und beliebtesten machte, sondern mit Hintansetzung des mythischen Gehaltes wurde der Stoff jetzt zum Ausdruck der damaligen Zeit- und Lebensanschauung.

Es war das Zeitalter des Frauendienstes, des Minnecultus. In der keine Schranken kennenden und achtenden Leidenschaft des Liebespaares Tristan und Isolde fand jenes Zeitalter sich selbst mit seinen eignen Empfindungen wieder, in ihrer Liebe das Ideal der Liebe überhaupt.

Stellt sonach die Tristansage in dieser Auffassung den Höhepunkt des Minnedienstes dar, so die gleichfalls keltische Artussage den des Ritterthums. Tristan das Ideal des Liebenden, Artus das Ideal des Ritters. Ritterthum und Frauendienst sind die beiden das ganze Zeitalter bewegenden und erfüllenden Momente. Es war daher begreiflich, daß in der Tristansage die Beziehung zum Ideal des Ritterthums nicht fehlen durfte, daß die ursprünglich durchaus selbständige Tristansage an die Artussage angelehnt wurde. Aber diese Anlehnung war und blieb eine äußerliche und hat den eigentlichen Kern der Sage unberührt gelassen.

An der Spitze der mittelalterlichen Völker, welche Ritterthum und Frauendienst auf ihre Fahne schrieben, steht Frankreich. Hier zuerst empfing beides seine feinere höfische Ausbildung. Frankreich bemächtigte sich auch der von den bretonischen Nachbarn überkommenen Tristansage und gestaltete sie im Sinne der Zeit um.

Es hat zahlreiche Bearbeitungen dieses Stoffes in der französischen Literatur gegeben, theils rhapsodische, die nur eine einzelne Branche des Stoffes umfaßten, theils solche, die eine Gesammtdarstellung versuchten. Jene sind unzweifelhaft die älteren, sie setzen aber voraus, daß der Stoff als Ganzes schon populär war, weil nur dann der Rhapsode, der Jongleur einen einzelnen Theil zur Behandlung herausgreifen konnte.

Wohl eine Gesammtdarstellung war die uns verlorene von Chrestien de Troies, dem fruchtbarsten und gewandtesten Bearbeiter bretonischer Stoffe in französischer Zunge. Ein seltsames Schicksal hat die zahlreichen Werke dieses Dichters, darunter auch solche, die für uns von geringerem Interesse sind, uns erhalten, und seine Tristandichtung, die für uns besonders anziehend wäre, untergehen lassen.

Auch von andern französischen Dichtungen, die die Sage behandeln, besitzen wir merkwürdiger Weise nur Fragmente, keine einzige vollständig. Daß sie untergegangen seien weil sie wenig verbreitet und abgeschrieben wurden, ist bei der Popularität und Beliebtheit des Gegenstandes nicht anzunehmen, und so bleibt nur die Annahme übrig, daß, weil der Stoff ebenso beliebt war, die handschriftlichen Exemplare aufgebraucht wurden, grade wie wir von manchen älteren beliebten Druckwerken deswegen nur so wenige Exemplare besitzen, weil sie geradezu zerlesen wurden.

Die uns nur theilweise erhaltenen Dichtungen der Trouveres Berox und Thomas sind älter als Chrestiens verlorenes Werk. Dieses würde für uns, was die Auffassung der Sage angeht, das meiste Interesse haben, weil der Dichter den Höhepunkt verfeinerter Darstellung in Frankreich bezeichnet.

Erhalten ist uns der altenglische Sir Tristrem, der in einer

einfachen schlicht volksthümlichen Darstellung den Stoff vorträgt; erhalten ist uns die auf französischer Quelle beruhende altnordische Tristansage. Wichtiger aber für die im Geiste der Zeit aufgefaßte Sage sind uns die deutschen Dichtungen.

Schon im zwölften Jahrhundert, etwa zwischen 1170—1180, bearbeitete den Stoff ein hildesheimischer Ritter, Eilhart von Oberge, nach einem französischen Originale, das uns nicht erhalten ist, das jedoch mit der einen uns erhaltenen stofflich im großen und ganzen stimmte. Auf eine durchgehende ethische Erfassung des Stoffes ist es bei Eilhart nicht abgesehen. Er begnügt sich, wie auch die französischen Dichter thun, den Stoff in einer beinahe trockenen Einfachheit wiederzugeben.

Ganz anders der zweite deutsche Dichter, der im ersten Jahrzehent des dreizehnten Jahrhunderts ihn behandelte: Gottfried von Straßburg. Da er in der That der einzige ist, der wirklich in bestimmter Tendenz und mit klarem Bewußtsein die Sage zum Ausdruck seiner sittlichen Anschauung gestaltet, so darf eine Darlegung der Sage, die sich hauptsächlich auf den ihr innewohnenden sittlichen Gehalt richtet, Gottfrieds Dichtung mit vollem Rechte zum Ausgangspunkte nehmen, unbekümmert darum, wieweit er stofflich von andern Darstellungen in einzelnen Zügen abweicht. Denn alle diese Abweichungen treffen den Kern der Sage nicht.

Auch Gottfried arbeitete, wie sein Vorgänger Eilhart, nach einer französischen Quelle, von der uns jedoch nur Fragmente erhalten sind. Dieselben gehören leider dem zweiten Theile der Sage an und decken sich nur noch an einer kleinen Stelle mit demjenigen, was Gottfried gearbeitet hat. Dadurch ist uns eine eingehende Vergleichung benommen [1]. Doch sehen wir auch im weitern Verlaufe der Fragmente, für welchen wir Gottfried nicht mehr vergleichen können, den französischen Dichter im Wesentlichen nur seinen Stoff, ohne eine vorblickende ethische Erfassung und Beherrschung desselben wiedergeben, so daß das Verhältniß Gottfrieds zu seiner Quelle ein ganz ähnliches ist wie bei seinem großen Rivalen Wolfram, der auch den sittlichen Gehalt seines Parzival in seinen Quellen nicht entwickelt

An der Spitze der mittelalterlichen Völker, welche Ritterthum und Frauendienst auf ihre Fahne schrieben, steht Frankreich. Hier zuerst empfing beides seine feinere höfische Ausbildung. Frankreich bemächtigte sich auch der von den bretonischen Nachbarn überkommenen Tristansage und gestaltete sie im Sinne der Zeit um.

Es hat zahlreiche Bearbeitungen dieses Stoffes in der französischen Literatur gegeben, theils rhapsodische, die nur eine einzelne Branche des Stoffes umfaßten, theils solche, die eine Gesammtdarstellung versuchten. Jene sind unzweifelhaft die älteren, sie setzen aber voraus, daß der Stoff als Ganzes schon populär war, weil nur dann der Rhapsode, der Jongleur einen einzelnen Theil zur Behandlung herausgreifen konnte.

Wohl eine Gesammtdarstellung war die uns verlorene von Chrestien de Troies, dem fruchtbarsten und gewandtesten Bearbeiter bretonischer Stoffe in französischer Zunge. Ein seltsames Schicksal hat die zahlreichen Werke dieses Dichters, darunter auch solche, die für uns von geringerem Interesse sind, uns erhalten, und seine Tristandichtung, die für uns besonders anziehend wäre, untergehen lassen.

Auch von andern französischen Dichtungen, die die Sage behandeln, besitzen wir merkwürdiger Weise nur Fragmente, keine einzige vollständig. Daß sie untergegangen seien weil sie wenig verbreitet und abgeschrieben wurden, ist bei der Popularität und Beliebtheit des Gegenstandes nicht anzunehmen, und so bleibt nur die Annahme übrig, daß, weil der Stoff ebenso beliebt war, die handschriftlichen Exemplare aufgebraucht wurden, grade wie wir von manchen älteren beliebten Druckwerken deswegen nur so wenige Exemplare besitzen, weil sie geradezu zerlesen wurden.

Die uns nur theilweise erhaltenen Dichtungen der Trouveres Berox und Thomas sind älter als Chrestiens verlorenes Werk. Dieses würde für uns, was die Auffassung der Sage angeht, das meiste Interesse haben, weil der Dichter den Höhepunkt verfeinerter Darstellung in Frankreich bezeichnet.

Erhalten ist uns der altenglische Sir Tristrem, der in einer

einfachen schlicht volksthümlichen Darstellung den Stoff vorträgt; erhalten ist uns die auf französischer Quelle beruhende altnordische Tristansage. Wichtiger aber für die im Geiste der Zeit aufgefaßte Sage sind uns die deutschen Dichtungen.

Schon im zwölften Jahrhundert, etwa zwischen 1170—1180, bearbeitete den Stoff ein hildesheimischer Ritter, Eilhart von Oberge, nach einem französischen Originale, das uns nicht erhalten ist, das jedoch mit der einen uns erhaltenen stofflich im großen und ganzen stimmte. Auf eine durchgehende ethische Erfassung des Stoffes ist es bei Eilhart nicht abgesehen. Er begnügt sich, wie auch die französischen Dichter thun, den Stoff in einer beinahe trockenen Einfachheit wiederzugeben.

Ganz anders der zweite deutsche Dichter, der im ersten Jahrzehent des dreizehnten Jahrhunderts ihn behandelte: Gottfried von Straßburg. Da er in der That der einzige ist, der wirklich in bestimmter Tendenz und mit klarem Bewußtsein die Sage zum Ausdruck seiner sittlichen Anschauung gestaltet, so darf eine Darlegung der Sage, die sich hauptsächlich auf den ihr innewohnenden sittlichen Gehalt richtet, Gottfrieds Dichtung mit vollem Rechte zum Ausgangspunkte nehmen, unbekümmert darum, wieweit er stofflich von andern Darstellungen in einzelnen Zügen abweicht. Denn alle diese Abweichungen treffen den Kern der Sage nicht.

Auch Gottfried arbeitete, wie sein Vorgänger Eilhart, nach einer französischen Quelle, von der uns jedoch nur Fragmente erhalten sind. Dieselben gehören leider dem zweiten Theile der Sage an und decken sich nur noch an einer kleinen Stelle mit demjenigen, was Gottfried gearbeitet hat. Dadurch ist uns eine eingehende Vergleichung benommen [1]. Doch sehen wir auch im weitern Verlaufe der Fragmente, für welchen wir Gottfried nicht mehr vergleichen können, den französischen Dichter im Wesentlichen nur seinen Stoff, ohne eine vorblickende ethische Erfassung und Beherrschung desselben wiedergeben, so daß das Verhältniß Gottfrieds zu seiner Quelle ein ganz ähnliches ist wie bei seinem großen Rivalen Wolfram, der auch den sittlichen Gehalt seines Parzival in seinen Quellen nicht entwickelt

fand, sondern aus eigner dichterischer Kraft denselben hineinlegte.

Gottfried von Straßburg gehörte nicht dem Ritterstande an, doch auch nicht dem Bürgerstande im heutigen Sinne des Wortes. Seine Familie gehörte zum Straßburger Patriziat, und er selbst bekleidete in seiner Vaterstadt im Jahre 1207 das einflußreiche und wichtige Amt eines Stadtschreibers[2]. Eine solche Stellung erforderte einen kenntnißreichen, lebenserfahrnen und gewandten Mann.

In ersterer Hinsicht übertrifft Gottfried weitaus die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen. Während Wolfram nicht einmal lesen konnte, verstand Gottfried nächst Werken der Muttersprache auch solche in lateinischer und französischer Sprache. Und nicht bloß in äußerlicher Weise hatte er einen Blick in die antike Welt gethan, sondern sie ist wirklich in ihm lebendig geworden. In seiner eignen Natur lag etwas, das ihn befähigte die von heiterem Glanze umflossenen dichterischen Schöpfungen des klassischen Alterthums in sich aufzunehmen.

Zeigt sich äußerlich seine Beziehung zur Antike in den nicht seltenen Anspielungen auf mythologische Dinge, die uns fast an unsere klassische Litteratur im 18. Jahrhundert erinnern, so innerlich noch weit mehr in dem lebensfrohen, frischsinnlichen Wesen und Charakter seiner Dichtung. Es ist etwas von der heiteren Sinnlichkeit des Griechenthums in ihm, und das entkleidete Bild der Schönheit uns vorzuführen scheut er sich so wenig als ein griechischer Künstler es gethan hat.

Wenn die meisten mittelalterlichen, auch deutschen Dichter, unter der Macht und dem Gewicht ihres Stoffes stehen, so steht Gottfried demselben frei, beinahe mit ihm spielend, gegenüber. Ihn bindet nicht die übermäßige Scheu und Ehrfurcht vor der Ueberlieferung, sondern er wagt es, Kritik an der Sage zu üben und aus verschiedenen ihm bekannten Versionen diejenige auszuwählen, die nach seiner Ansicht den Sinn der Sage am besten trifft. Wir werden bei der Analyse des Stoffes Gelegenheit haben, auf einen charakterischen Zug der Art aufmerksam zu machen.

Haben wir Gottfried eben als einen an Kenntnissen seinen Zeitgenossen überlegenen Mann bezeichnet, so steht er an Lebenserfahrung den besten und ausgezeichnetsten derselben mindestens gleich. Er hat in die Tiefen der menschlichen Seele geblickt, ihre Irrwege sind seinem Auge erschlossen, und indem er sie uns bloßlegt und uns mit ihm hineinblicken lehrt, zeigt er sich als der Herzenskündiger, der der echte Dichter sein soll und muß.

Seine Gewandtheit endlich verräth sich vor allem in seiner Behandlung der Sprache. Sie ist ihm nicht eine lästige Fessel, mit der und unter der er zu ringen hat, sondern ein Instrument voll Wohllaut und Harmonie, das er mit Meisterhand zu spielen versteht und dem er, je nachdem der Stoff es erfordert, die Klänge tiefsten Ernstes, schelmischen Humors, beißenden Spottes zu entlocken weiß.

Auch darin bildet er einen merkwürdigen Gegensatz zu Wolfram, der an Sprachgewalt sich nicht entfernt mit Gottfried vergleichen läßt, wie denn überhaupt diese beiden Dichter sich so schroff gegenüberstehen wie nur die beiden Weltanschauungen können, deren Vertreter sie sind.

Gottfried beginnt seine Dichtung mit einem kunstvollen strophischen Eingang, in den er den Namen Dietrich, ohne Frage eines Gönners, als Akrostichon verwoben hat. Während Wolfram in dem an tiefsinnigen Bildern reichen Eingang seines Parzivals uns gleich den Grundgedanken seines Werkes ausspricht, hat Gottfried vielmehr das Verhältniß, in welchem der Dichter zu seinem Publikum und den Beurtheilern seines Werkes steht, zum Anknüpfungspunkt genommen. Er betont darin die dem Künstler nothwendige Anerkennung, die aber durch Tadelsucht und die Neigung der Menschen, gehässig alles zu verkleinern und herabzuziehen, dem strebenden Künstler und Dichter erschwert wird. Diesem kunstkritischen Eingang schließt sich aber ein zweiter an, in welchem er seinen Stoff im allgemeinen charakterisirt. Bezeichnend ist hier für seine lebensfreudige und heitere Weltanschauung, daß er die Liebe, die den Mittelpunkt der nachfolgenden Erzählung bildet, auch in ihrem Leid als die Süßigkeit und Würze der Freude hinstellt. Die Erzählung

selbst von den zwei Liebenden, die durch die Liebe den Tod gefunden und darum in der Erinnerung fortleben, wird wie die meisten mittelalterlichen Romane durch eine Vorgeschichte eingeleitet, in welcher das Leben der Eltern des Helden berichtet ist. Auch der feinfühlige Gottfried hat an dieser Anlage eines epischen Gedichtes, die, indem sie ab ovo beginnt, das Wesen des wahren Epos zerstört, keinen Anstoß genommen.

Der junge parmenische Fürst Riwalin hat bei einem Feste am Hofe des Königs Marke von Cornwales und England dessen schöne Schwester Blanscheflur (Weißblume) erblickt und ist in Liebe für sie erglüht, die sie auch erwidert. Als er todwund von einer Heerfahrt zurückkehrt, kommt sie verkleidet an sein Lager und gibt im Schmerze über den wie es scheint unvermeidlichen Verlust des Geliebten sich ihm ganz hin. Doch noch gesundet er, und die beiden Liebenden genießen ihres Glückes, bis Kunde aus dem eignen Lande Riwalin heimruft. Blanscheflur entschließt sich ihm als Gattin zu folgen. Aber nur kurz währt ihr Glück; im Kampfe gegen die ins Land eingefallenen Feinde findet er den Tod.

Hier zeigt zum erstenmale der Dichter seine tiefe Kenntniß der Menschenseele. Während sonst andere Dichter bei solchem Anlaß lange Todtenklagen einflechten, sagt er nur: ihre Augen wurden in all diesem Leide nicht naß. Ja wie kam das? unterbricht er sich. Ihr Herz war versteinert, kein Klagewort entrang sich ihrem Munde. In wortlosem Schmerze verharrt sie vier Tage. Dann gebiert sie einen Sohn und stirbt.

Der getreue Marschall Riwalins, Rual, und sein Weib nehmen sich der Erziehung des elternlosen Kindes an, das, weil sein Leben auf so traurige (triste) Weise angefangen, den Namen Tristan erhielt. Daß diese Deutung des Namens den ursprünglichen Sinn desselben nicht trifft, braucht, da er ein keltischer ist, nicht erst bemerkt zu werden; das Wortspiel wie andere der Art rührt ohne Frage nicht erst von Gottfried her, sondern fand sich schon in seiner französischen Quelle, für einen französischen Dichter mußte dieser Calembour in der That besonders nahe liegen.

Der Knabe wird in allen ritterlichen Dingen unterwiesen und erhält im Sinne der Zeit die feinste Erziehung. Dazu gehört nach der Ansicht Gottfrieds natürlich auch eine litterarische Bildung. Aber er macht doch dabei die Bemerkung: als Tristan die Lehre der Bücher anfing, das war seine erste Abkehr von der Freiheit. Als er eben mit Freuden zu blühen begann, da fiel der Sorgen Reif ihn an, der mancher Jugend Schaden thut und trübet ihren frohen Muth. Der Bücher Lehren und ihr Zwang war seiner Sorgen Anfang. Darin liegt wieder eine feine Beobachtung: daß die natürliche Lebensfrische durch den Verkehr mit der Bücherwelt eine Einbuße erleidet.

Ein norwegisches Schiff, das der neugierige Knabe betreten hat, entführt ihn. Doch ein über dasselbe hereinbrechender Sturm veranlaßt die Schiffsleute, die darin Gottes Strafe für den begangenen Raub erblicken, ihn am Ufer auszusetzen.

Es ist die Küste von Cornwales; sein Oheim, der König Marke, grade auf einer Jagd begriffen. Und hier tritt der Jüngling mitten in die Jagdgesellschaft hinein und nimmt in unvergleichlicher Gewandtheit und Redefertigkeit an der grade bevorstehenden Zerlegung eines Hirsches theil, so daß der König und alle Anwesenden von ihm entzückt sind und er alsbald zum Jägermeister ernannt wird. Bei nächster Gelegenheit entwickelt er dann eine gleiche Kunst und Gewandtheit im Saitenspiel, sowie in der Beherrschung fremder Sprachen, mit denen er auf die Probe gestellt wird. Kurzum, er erscheint in jeder Hinsicht als das Ideal eines fein erzogenen, jungen Mannes.

Inzwischen hat der treue Marschall Rual sich auf den Weg gemacht, um den Entführten wiederzufinden. Er gelangt auch glücklich an Markes Hof, erzählt dort die wahre Abstammung Tristans, der nun vom Könige zum Erben eingesetzt und zum Ritter geschlagen wird.

Diese in den Rittergedichten stehende Partie bietet Gottfried wieder Anlaß, seine geistige Ueberlegenheit zu zeigen. Nicht auf Schilderung der ritterlichen Ausrüstung verwendet er Zeit und Kraft, sondern er erbittet sich die Hülfe seiner

dichtenden Zeitgenossen und Vorgänger, eine besonders berühmte Stelle, an der namentlich das treffende, noch heute mustergültige ästhetische Urtheil über jene Dichter zu bewundern ist. Statt mit äußerem Schmucke rüstet er seinen Helden mit vier ritterlichen Tugenden aus, ohne deren Begleitung ein würdiger Ritterschlag nicht denkbar ist. Und statt sich bei einer Beschreibung des darauf folgenden Turniers aufzuhalten, weist er die Schilderung des einzelnen mit der Bemerkung ab: wie viel Speere sie zerbrachen, das sollen die Knappen sagen, die die Splitter hinterher auflasen. Man sieht, es ist diesem Dichter gar nicht um die äußere Schilderung des Ritterlebens zu thun, sondern die Seelenvorgänge zu zeichnen, das muß als seine eigentliche Aufgabe betrachtet werden.

Wir übergehen die Heimfahrt Tristans und die Rache, die er an dem Mörder seines Vaters, dem Herzog Morgan, nimmt, indem er demselben das Haupt abschlägt. Nach Cornwales zurückgekehrt, vernimmt er, daß der starke Morold von Irland den Zins, bestehend aus dreißig edlen Knaben des Landes, gefordert hat, mit dem Hinzufügen, daß, wenn man ihn weigere, man einen Kampf mit ihm bestehen müsse. Tristan erbietet sich dazu. Nach einer Sitte, die auch im Norden allgemein war und in deren Auftreten hier sich germanischer Einfluß verräth, geschieht der Zweikampf auf einem kleinen Eiland im Meere, wohin die beiden Kämpfer ohne Begleitung jeder auf einem Nachen fahren. Während Morold sein Schifflein bei der Ankunft festbindet, läßt Tristan das seinige auf den Wellen treiben und gibt auf Morolds Frage die stolze Antwort: es werde doch nur einer von ihnen am Leben bleiben, und für den reiche der eine Nachen aus. Im Kampfe wird Tristan von Morold mit einem vergifteten Schwerte verwundet; er selbst versetzt seinem Gegner den Todesstreich und erfährt von dem Sterbenden, daß nur die Königin Isolde von Irland die giftige Wunde heilen könne. Morold stirbt, ein Stück von Tristans Schwerte bleibt in seinem Haupte stecken. Morolds Leiche wird von seinen wehklagenden Begleitern nach Irland zurückgebracht; die in seinem Haupte gefundenen Schwertsplitter heben Isolde

und ihre Tochter, die denselben Namen führt, sorgfältig auf. Es wird verkündet, daß jeder aus Cornwales, der Irlands Boden betrete, das Leben verlieren solle.

Die Freude über Tristans Sieg und über die damit verbundene Befreiung von dem Zinsjoche wird durch seine sich immer gefährlicher zeigende Verwundung stark getrübt. Kein Arzt kann helfen, und Tristan entschließt sich, als armer Spielmann verkleidet, Isoldens Hülfe zu suchen.

Mit seinen Begleitern in der Nähe von Dublin angekommen, läßt er sich von ihnen auf einem Boote aussetzen, in das er nur seine Harfe mitnimmt. Vom Strande aus gewahrt man das Boot, in welchem man keinen Menschen erblickt, aber Harfenspiel und Gesang ertönt daraus. Man fährt auf das Boot zu, und Tristan weiß das an seiner Person schon erregte Interesse durch eine erdichtete Erzählung seiner Vergangenheit zu steigern, so daß er in die Stadt gebracht wird, wo das Gerücht von seiner Harfenkunst bald an den Hof dringt. Die Königin läßt den Spielmann, der sich mit Umkehr seines Namens Tantris nennt, kommen und verspricht ihn zu heilen, wenn er ihre Tochter im Harfen und in Sprachen unterrichten wolle. Er geht gern darauf ein und ist in zwanzig Tagen genesen.

Dies ist die erste Begegnung zwischen Tristan und Isolde, die indeß keinerlei nähere Beziehung zur Folge hat. Vielmehr verlangt Tristan nach einiger Zeit heim unter dem Vorwande, daheim ein liebes Weib zu haben, dessen er bei längerem Ausbleiben verlustig gehe. Doch leuchtet aus der Schilderung, die er nach seiner Rückkehr von Isoldens Schönheit macht, eine mehr als gewöhnliche Wärme hindurch. Aller Männer Sinne sollen nach Irland schauen: da finden Augen Wonne, sehen sie die neue Sonne nach ihrem Morgenrothe, Isolden nach Isote, sich von Dublin erheben, dem Herzen Freude geben. Wer Isolden schaut ins Angesicht, der fühlt geläutert Herz und Muth, gleichwie die Gluth dem Golde thut.

Der für Liebe wenig empfängliche Marke wird von dieser glühenden Schilderung nicht berührt. Aber seine Umgebung,

auf die Tristan erwiesene Gunst neidisch, sucht ihn zu bestimmen eine Frau zu nehmen, damit der sie alle verdrängende Neffe das Reich nicht erbe. Tristan wird als Brautwerber vorgeschlagen, weiß aber die Hoffnung seiner Feinde, daß er auf dieser gefahrvollen Reise das Leben verlieren werde, dadurch zu trüben, daß er verlangt, es sollen zwanzig der ihm feindlichen Barone ihn auf der Fahrt begleiten.

Bei diesem Anlaß polemisirt der Dichter gegen eine andere Fassung der Erzählung, wonach eine Schwalbe, die ein Haar Isoldens im Schnabel trägt, in König Markes Saal geflogen sei, worauf er erklärte, er werde keine andere als die heirathen, der dies Haar gehöre, und Tristan dem gemäß sich auf die Reise begeben muß.

Gottfried wendet ein die Unmöglichkeit, daß eine Schwalbe zum Bau ihres Nestes Material aus Irland nach Cornwales tragen sollte, und die Lächerlichkeit, daß jemand aufs gerathewohl ausziehe, um nach einem Haar in der weiten Welt zu suchen. Beide Einwendungen haben etwas nüchternes. Jene Züge sind alte Märchen- und Sagenzüge. Und wirklich kommt das Schwalbenhaar in Eilhards Gedichte vor. Gottfried ist also im Unrecht wenn er darin eine Verfälschung der richtigen Ueberlieferung erblickt. Vielmehr ist eher das umgekehrte zu behaupten: ein französischer Dichter, dem der alte Sagenzug mißfiel, änderte ihn ab. Gottfried, auch wenn er diese Aenderung nicht schon vorfand, was unzweifelhaft der Fall war, konnte jene alte Fassung nicht brauchen. Bei ihm muß in Tristans Seele die Empfänglichkeit für Isoldens Schönheit schon da sein, noch ehe er aus ihrer Hand den verhängnißvollen Zaubertrank empfängt.

In Irland angekommen, läßt Tristan seine Gefährten zurück und besteigt allein ein Schifflein. Wieder mit einer erdichteten Geschichte führt er sich ein. Er findet das Land in Jammer und Noth. Ein Drache verwüstet dasselbe. Der König hat dem Befreier die Hand seiner Tochter gelobt. Tristan unternimmt den Kampf und erlegt das Unthier. Er schneidet ihm die Zunge aus und steckt sie ein, wird aber von dem gif-

tigen Aushauche desselben ohnmächtig. Dies benutzt der Truchseß der Königin, um sich des erlegten Drachen zu bemächtigen und sich als Sieger bei Hofe einzuführen. Die Frauen jedoch, die ihm eine solche Heldenthat nicht zutrauen, forschen auf dem Kampfplatze nach und entdecken den ohnmächtigen Ritter, den sie durch ihre Heilkunst zum Leben und Bewußtsein zurückrufen. In der zwischen Tristan und dem Truchseßen zu fällenden Entscheidung über ihre Ansprüche gibt die von Tristan aufgewiesene Drachenzunge den Ausschlag.

Aber vorher schon hat die junge Isolde an des Spielmanns Tantris Schwerte eine Lücke bemerkt, hat sie mit dem aufbewahrten Splitter verglichen und ist zu der Gewißheit gekommen, daß er der Mörder Morolds sei, auch erkennt sie die Uebereinstimmung der Namen Tristan und Tantris. Voll Begierde ihren Oheim zu rächen, eilt sie mit gezücktem Schwerte auf den im Bade sitzenden Tristan los, wird aber von ihrer Mutter besänftigt. Nicht ein leises Gefühl von Liebe für Tristan regt sich in ihr, das sie zu bekämpfen hätte, um der Verwandtenpflicht zu genügen; nur den Kampf zwischen ihrem Zorne und ihrer Weiblichkeit führt uns der Dichter vor, aber nichts deutet eine Empfindung an, die die nachherige Gluth ahnen ließe. Tristan bringt seine Werbung um Isoldens Hand im Namen seines Oheims vor. Die Werbung wird angenommen und damit eine dauernde Versöhnung zwischen beiden Ländern besiegelt.

Tristan rüstet sich zur Heimkehr mit Isolden. Ihre Begleiterin ist Brangäne, eine Verwandte, der die alte Königin einen Zaubertrank mitgibt mit der Weisung, denselben Marken und Isolden zum trinken zu geben, aber wohl zu achten, daß kein anderer davon genieße. Isolde trauert über den Abschied von der Heimat. Tristan will sie trösten; aber auch jetzt noch ist der Gedanke an den von ihm verschuldeten Tod ihres Oheims so mächtig in ihr, daß sie ihn zurückweist, wenn er in traulicher Weise tröstend den Arm um sie legt. Ihn bezeichnet sie als den Urheber ihres Kummers und ihrer Sorge, da er sie in fernes Land führe, ohne daß sie wisse, was aus ihr werden

solle. Und als er ihr entgegenhält, daß sie, wenn er nicht zum Vorschein gekommen, den Truchseßen hätte nehmen müssen, und ob das der Dank dafür sei, daß er sie von demselben befreit, da erwidert sie, echt weiblich schmollend: es wäre doch noch besser gewesen, sie hätte den Truchseßen genommen und wäre daheim geblieben, denn es würde nicht lange gedauert haben, so hätte sie ihn zu einem tüchtigen Manne gemacht.

Während sie so sich unterhalten, läßt sich Tristan zu trinken bringen. Ein kleines Mädchen weist auf in der Nähe stehenden Wein. Es ist der Minnetrank. Tristan nimmt ihn und gibt Isolden davon zu trinken. Sie trinkt ungern und zögernd; auch er trinkt. In diesem Augenblick tritt Brangäne ein; ein einziger Blick zeigt ihr was geschehen. Sie wird todtenbleich; niemand ein Wort sagend, schleudert sie das Gefäß in die See, und schließt ihr jammerndes Selbstgespräch mit den Worten: O weh Tristan und Isolde, dieser Trank ist euer Tod!

Jetzt ist der Dichter auf seinem eigensten Gebiete, dem der psychologischen Schilderung angekommen. Tristan und Isolde fühlen die Wirkung des Trankes mit jeder Sekunde glühender und mächtiger. Des Mannes erste Empfindung ist, sich loszureißen. Er denkt an die Treue, die er seinem Oheim schuldig ist, an seine Ritterehre. Aber die Minne wirft alle guten Vorsätze über den Haufen. Auch in Isoldens Herzens kämpft es, nicht ein Kampf mit der Pflicht, wie in Tristans Seele, sondern zwischen der plötzlich erwachten glühenden Leidenschaft und der früheren Abneigung gegen Tristan. An dem abwechselnden Erbleichen und Erröthen ahnt jedes zuerst den Seelenzustand des andern.

Echt weiblich ist es Isolde, die zuerst das lösende Wort, das Geständniß einleitet. Sie erinnert ihn an die Vergangenheit, wie er zuerst nach Dublin gekommen, wie er sie in Saitenspiel und Sprachen unterrichtet, an den Drachenkampf u. s. w.: Ach, sagt sie dann seufzend, hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte euch damals im Bade getödtet. Und als er fragt was ihr fehle, läßt sie ihn im Unklaren und sagt nur: 'Was ich sehe, thut mir weh, mich ärgert Himmel und See.' Mit

ihrem Ellenbogen lehnt und stützt sie sich an ihn. Das war, bemerkt der Dichter fein, der Anfang ihrer Kühnheit. Ihre lichten Augen füllen sich heimlich mit Thränen, ihr Herz beginnt zu quellen, ihr süßer Mund zu schwellen, ihr Haupt senkt sich nieder. Tristan umfängt sie, doch noch nicht wie ein Liebender, und fragt aufs neue 'was fehlt euch, Herrin?' Und wieder mit französischem Wortspiele läßt sie ihn das Geheimniß errathen. 'Lameir bekümmert mir den Muth, lameir ist was mir leide thut.' Er versteht den dreifachen Sinn des Wortes, lameir das Meer, lameir das Bittere, lameir die Liebe. Aber sich selbst noch vor der Gewißheit scheuend, fragt er zuerst: 'Ich glaube, schöne Isot, Meer und Bitter thun euch Noth.' 'Nein, Herr, was saget ihr? Der beiden keines wirret mir: lameir alleine thut mir weh.' Da drängt es auch ihn rückhaltlos seine Leidenschaft ihr zu gestehen. Die Schranke ist gebrochen, und erschrocken beobachtet Brangäne die Wirkung der Liebe an beiden.

Die treue Brangäne, von ihnen ins Vertrauen gezogen, weiß die Schuld zu verhehlen, und der arglose Marke ahnt nicht, welch unerhörter Verrath von dem ihm nächst stehenden an ihm geübt worden.

Schon aber trägt das Schuldbewußtsein böse Frucht. Isolde fürchtet Brangänen als Mitwisserin ihres Geheimnisses. Sie gibt zwei Knechten den Auftrag, der in den Wald geschickten Brangäne das Leben zu nehmen und als Wahrzeichen die ausgeschnittene Zunge mitzubringen. Auch diese Scene, roh wie sie uns erscheint, ist ein uralter epischer Zug. Die Knechte lassen sich durch Brangänens Flehen rühren, schenken ihr das Leben und täuschen die Königin durch die einem Hunde ausgeschnittene Zunge. Isolde, der die Knechte Brangänens letzte Worte berichten, in denen sie im Moment des Todes an das der Königin gebrachte Opfer erinnert, wird von tiefster Reue ergriffen. Sie droht den Knechten ans Leben zu gehen, wenn sie Brangänen nicht wiederschaffen. Da gestehen sie den wahren Sachverhalt und alles wendet sich zum Guten. Die alte Freund-

schaft zwischen Isolden und Brangänen ist mehr denn je befestigt.

Sollen wir die Liebenden durch das Gewebe von Ränken und Listen begleiten, wie sie nur Liebende ersinnen können, die, von unaustilgbarer Leidenschaft an einander gekettet, die Wegräumung der ihnen entgegenstehenden Schranken mit allen Mitteln versuchen? Der Einblick in die Einzelheiten kann nur die oft gemachte Beobachtung bestätigen, daß das Weib, einmal vom Wege der Sitte ablenkend und den Pfad der Schuld betretend, sogar noch rücksichtsloser wird als der Mann. Wir sehen den bis dahin thatkräftigen Tristan, das Bild eines nicht nur fein erzogenen, sondern auch energischen und echt ritterlichen Jünglings, fortan abgekehrt von jedem Handeln im Leben, mit Ausnahme des einen Zweckes, der sein Leben nun ganz ausfüllt.

Den Höhepunkt erreicht Isoldens frivoles Spielen mit allem was heilig und ehrwürdig ist in jener berühmten freigeisterischen Scene vom Gottesurtheil. Der König Marke beschließt, da er immer noch zwischen Schuld und Unschuld der Liebenden schwankt, auf den Rath seiner Fürsten ein Concilium nach London zu berufen, auf welchem er dann über die Untreue seiner Gemahlin klagt. Isolde wird zur Verantwortung vorgeladen. Sie vertheidigt sich und ist zu einem Gottesgericht bereit. Es wird ihr aufgegeben, das glühende Eisen zu tragen: eine der geläufigsten Formen des Gottesurtheils, wobei der Beklagte ein glühendes Eisen in der Hand tragen mußte, und nur, wenn seine Hand unverletzt blieb, als unschuldig erkannt ward. Es wird der Gerichtstag nach sechs Wochen festgesetzt. An dem bestimmten Tage erscheint Tristan, als Pilger verkleidet, und als die Königin von der Schiffbrücke ans Land soll, trägt der vermeintliche Pilger sie hinüber, wobei er auf ihren Rath wie von ungefähr mit ihr hinfällt, so daß nun Isolde dreist schwören kann, daß außer ihrem Gemahl dem König Marke kein anderer Mann als jener arme Pilger sie umarmt habe. Sie trägt darauf zur Bestätigung ihres Eides das glühende Eisen — und bleibt unversehrt. Da, setzt der freigeisterische Dichter hinzu, zeigte sich, daß Christus windschaffen

wie ein Aermel ist d. h. daß die christliche Religion nach beiden Seiten gekehrt werden kann. Er hatte ein Recht, über den Aberglauben des Mittelalters zu spotten, daß durch solche unsinnige Mittel die Wahrheit erforscht werden könne; er zeigt sich damit auf der Höhe der Aufklärung seiner Zeit stehend; aber für unser Gefühl verletzend ist es, daß er auch hier kein Wort des sittlichen Ernstes und Zornes hat über die frivole Art, wie hier die Heiligkeit des Eides gehandhabt wird.

Der leichtgläubige König ist aufs neue zufriedengestellt und beruhigt, bis bei nächstem Anlaß ihm wieder die Augen aufgehen. Er läßt die Liebenden kommen, und mit einer Ruhe und Leidenschaftlosigkeit, die an dem vielgeprüften Manne zu bewundern ist und die einen beabsichtigten Gegensatz zu der maßlosen Leidenschaft des Liebespaares bildet, erklärt er ihnen, er sei nun überzeugt von ihrer Liebe; er wolle sie daran nicht hindern, aber er könne es nicht länger mit ansehen. Ihre Strafe besteht darin daß sie gemeinsam verbannt werden. Nur sein Schwert, seine Harfe, sein Jagdgeräth und einen Jagdhund nimmt Tristan mit. So ziehen die Liebenden in die Waldeinsamkeit.

Die Schilderung der Liebesgrotte, in welcher sie, abgeschieden von aller Welt, leben, gehört zu den meisterhaftesten Stellen der ganzen Dichtung und zeigt einen Zauber der Sprache, eine Plastik der Darstellung, wie ähnliches in der gesammten altdeutschen Poesie kaum begegnet. Es ist eine Idylle von solcher Schönheit, daß auch in den andern Litteraturen es keine schönere gibt. Selbst die beigefügte allegorische Deutung der Minnegrotte, so wenig Allegorie in unserem Geschmacke ist, zeigt eine solche Sinnigkeit und Feinheit der Empfindung, daß sie nichts weniger als störend hier erscheint.

Einst aber jagt der König in der Nähe. Die Liebenden hören den Jagdlärm und glauben sich verrathen. Sie beschließen in ihre Grotte zurückzukehren, und um im Falle des Entdecktwerdens auch jetzt zu täuschen, legen sie sich von einander abgewandt zur Ruhe, Tristans Schwert trennt das Lager. Diese symbolische in vielen Sagen wiederkehrende Trennung durch das

Schwert täuscht den König, der durch ein Fenster von oben die beiden erblickt. Ein Sonnenstrahl fällt auf das Antlitz der schlafenden Isolde; der König, hingerissen von ihrer Schönheit, fühlt die alte Liebe zu ihr in seinem Herzen erwacht, und von der Treue und Unschuld des Paares durch das trennende Schwert sich überzeugt haltend, ruft er sie an den Hof zurück.

Indessen, wie zu erwarten, muß er auch jetzt bald erfahren daß er sich betrogen. Mit eignen Augen überzeugt er sich von ihrer Untreue und geht, um Zeugen zu holen, schweigend von dannen. Noch ehe er jedoch zurückgekehrt, sind die Liebenden durch Brangäne gewarnt worden und nehmen Abschied von einander, so daß Marke und seine Begleiter Isolden allein finden.

Tristan zieht in die Welt hinaus. So wie er von der seine Thatkraft lähmenden Nähe seiner Liebe befreit ist, erwacht auch in ihm die ritterliche Mannesnatur. Er zeichnet sich in einem Kriege des römischen Reiches, an dem er theil nimmt, durch Tapferkeit aus. Auch in Arundel, einem zwischen Bretagne und England gelegenen Herzogthum, macht er einen Krieg mit und schließt mit dem jungen Herzog einen Freundschaftsbund.

Er lernt dessen Schwester, die Isolde die Weißhändige heißt, kennen und findet Gefallen an ihrer Schönheit. Sie erinnert ihn schon durch den Namen an seine blonde Isolde, die schöne Königin von Irland. Es ist eine Art Wahlverwandtschaft, was seiner Neigung zu der neuen Isolde, die diese mit dem Gefühle echter inniger Mädchenliebe erwidert, einen mehr und mehr warmen Charakter gibt. Wenn er in den hier gedichteten Liedern im Refrain Isolde besingt, so weckt er damit bei allen die Vorstellung, es sei die weißhändige gemeint; in ihm selbst aber ist der Grundton seines Empfindens und Dichtens doch immer diejenige, an die er mit unauflöslichen Banden gekettet ist.

Dazwischen erwacht das Gefühl, er begehe eine Untreue an ihr, indem er eine andere Neigung aufkeimen lasse. Mit sophistischen Gründen sucht er sich zu beschwichtigen. Die Treue gegen Isolde bringe ihm nur Unglück, darum wolle und müsse

er sie aufgeben. Auch sei er viel übler daran als die blonde Isolde; sie sehne sich nicht so nach ihm wie er nach ihr; sie habe zum Troste ihren Herrn und Freund Marke. Wenn sie sich wirklich nach ihm sehne, warum sende sie ihm keinen Boten?

Mit solchen armseligen Beschönigungen weiß er das, was nach seiner innersten Ueberzeugung Untreue ist, abzuwälzen, während indeß Isolde die Blonde in Leid und Sehnsucht sich verzehrt, aber doch in die Trennung sich ergibt, weil der Geliebte in der Ferne geschützt sei vor den Gefahren, die ihre Nähe ihm bringe. Wie ist auch hier die verschiedene Natur des Mannes und des Weibes mit feinstem Verständniß dargelegt! Isolde geht auf in dem einen Gefühl, und auch in der Trennung beherrscht sie kein anderes. Tristan erwacht durch die Trennung zu einem Leben, das auch anderen Empfindungen Raum gibt, der Mannesenergie — und das ist das Erwachen seiner besseren Natur — aber auch Raum gibt dem Gefallen an einem anderen Weibe, einer Neigung, die, von sinnlichem Wohlgefallen ausgehend, durch das Mitleid für das Mädchen, das er von Liebe für sich ergriffen sieht, sich mehr und mehr zur Liebe entfaltet.

Man sieht, wir stehen an einem psychologischen Wendepunkt der Erzählung. Leider bricht hier Gottfried ab; er hat sein Werk nicht vollendet. Wir wissen nicht, hat der Tod ihn verhindert, oder hat er die Möglichkeit aufgegeben, das Werk zu einem ihn befriedigenden Abschlusse zu führen. Unsere Litterarhistoriker neigen mehr zu der ersten Annahme hin.

Für die psychologische Entwicklung bieten uns die beiden Fortsetzer seines Werkes nur wenig. Wir halten daher nicht für nöthig, auf die mannigfachen Abenteuer und Episoden einzugehen. Nur das Verhältniß zu der weißhändigen Isolde verlangt noch eine kurze Erörterung. Nach beiden Fortsetzungen, die auf verschiedenen Quellen beruhen, entschließt sich Tristan, die weißhändige Isolde zu heirathen. Aber es ist nur ein Ehebund von rein äußerlicher Art, der nicht wirklich zum Abschluß gelangt. Was ihn davon zurückhält, ist die in ihm immer wieder erwachende Treue gegen Isolde die Königin. Von Sehn-

sucht getrieben wagt er sich in der Kleidung eines Narren an Markes Hof, und es gelingt ihm auch diesmal den Gemahl und die Späher zu täuschen.

Endlich wieder zurückgekehrt, hat er im Kampfe von vergiftetem Speer die Todeswunde erhalten. Er sendet einen Getreuen zur Königin Isolde, die von ihrer Mutter die Heilkunst geerbt hat, und bittet, sie möge kommen, um ihn zu retten. Wenn sie komme, solle der Schiffer ein weißes Segel aufhissen, komme sie nicht, ein schwarzes.

Isolde macht sich sofort auf den Weg. Das Schiff naht dem Hafen. Die weißhändige Isolde steht lange hinausspähend am Fenster. In ihrem Herzen kämpft die Hoffnung, den geliebten Mann gerettet zu sehen, und der Schmerz, daß die Retterin ihre Nebenbuhlerin ist. Endlich taucht das Segel auf. Tristan fragt, welche Farbe es habe. Da faßt der Dämon der Eifersucht sie an. Schwarz, sagt sie. Schwarz? widerholt er und sein Herz bricht. Umsonst ruft Isolde jammernd, sie habe ja nur gescherzt, das Segel sei weiß — der Todte erwacht nicht wieder.

Die Leiche wird auf die Bahre gelegt, Isolde sitzt trauernd daneben. Da tritt die Königin Isolde ein und sagt: Warum sitzt ihr bei dem Todten, den ihr getödtet habt? Geht hinweg! Und damit stürzt sich die Königin auf die Leiche, kein Laut mehr dringt von ihren Lippen — auch ihr ist das Herz gebrochen.

König Marke erfährt erst jetzt, welch unlösbares Schicksal die beiden durch den Liebestrank an einander gekettet hat. Er läßt sie in einem Kloster in Marmorsärgen neben einander bestatten. Auf Tristans Grab pflanzt er einen Rosenstrauch, auf dem Isoldens eine Weinrebe. Rose und Rebe wachsen über den Gräbern zusammen, auch jetzt noch die untrennbare Verbindung der Liebenden bezeugend. Auch das ist ein alter sagenhafter Zug, daß die Seelen Verstorbener in Blumen und Pflanzen fortleben, die die Natur und den Charakter der Verstorbenen bewahren.

Ihrem Grundcharakter nach gehört die Sage von Tristan und Isolde in jene große Klasse von Sagen, die wir mit dem allgemeinen Namen der Liebessage bezeichnen können. Den Mittelpunkt bildet ein Liebespaar, dessen Vereinigung irgend welche Hindernisse im Wege stehen. Der Grundcharakter und zugleich die verschiedene Gestaltung des Motivs wird uns klar, wenn wir einige der bekanntesten als Typen uns vergegenwärtigen. Ich erinnere an Hero und Leander, an Pyramus und Thisbe, an Romeo und Julie.

In der erstgenannten Sage ist das trennende ein rein äußerliches, das feindliche Element des Meeres, das Asien von Europa, aber nicht die Liebe trennt. Doch der Neid der Götter gönnt den Liebenden nicht ihr Glück. Im Sturme, der den Liebenden nicht verhindert, hinüberzuschwimmen, erlischt die Fackel, die sein Leitstern war, und in den Wellen geht er unter. Hero gibt sich freiwillig den Tod.

In der Pyramussage ist das äußere Hinderniß noch vorhanden, in der die Liebenden trennenden Wand, aber gepaart mit einem andern bereits ethischen, der Feindschaft der Familie.

Dies Motiv ist das alleinige geworden in der Sage von Romeo und Julie. Die Liebenden achten in beiden Fällen die ihnen gezogenen Schranken nicht, gehen aber in Folge dessen tragisch unter.

Wenn Hero und Leander die äußerste Rechte bezeichnen, so Tristan und Isolde die äußerste Linke. In dem Kampfe gegen die Elemente liegt kein sittliches Motiv, dessen Bekämpfung dem Menschen zur Schuld gereichte. Auch der Kampf gegen die menschlich und sittlich nicht gerechtfertigte Familienfeindschaft ist noch keine tragische Schuld, denn jene Feindschaft ist keine sittliche Ordnung, gegen welche die Leidenschaft der Liebenden sich auflehnt.

Eine wirkliche Schuld aber laden Tristan und Isolde auf sich, deren Liebe gegen die sittliche Weltordnung ankämpft, ohne welche Staat und Familie nicht bestehen können. Ihre Schuld, die demnach die größte, die allein eine wirkliche Schuld ist, wird freilich gemildert durch den Umstand, daß ein Zaubertrank

die unselige Leidenschaft in ihnen erzeugt. Sie sind dadurch menschlich nicht mehr frei, sie stehen unter dämonischer Gewalt. Wüßten sie darum, so wären sie in unsern Augen gerechtfertigt, denn sie müßten in fatalistischer Ergebung in die Nutzlosigkeit eines Kampfes gegen das Schicksal sofort die Waffen strecken. Aber sie wissen nicht darum; sie fühlen nur, wenn auch sich unerklärlich, plötzlich die Macht einer gewaltigen Leidenschaft, die früheren Haß in das Gegentheil verkehrt. Ihre menschliche Freiheit ist also nicht dadurch aufgehoben, sie haben das Recht und die Pflicht, gegen die Leidenschaft anzukämpfen. Freilich sehen wir, schon weil die Natur des von ihnen genossenen Trankes uns kein Geheimniß ist, die Erfolglosigkeit ihres Ankämpfens und ihre baldige Niederlage voraus. Wäre Tristan noch der thatkräftige Jüngling, er könnte vor König Marke hintreten, ein offenes Geständniß seiner Liebe ihm ablegen und dadurch alles zu einem guten Ende führen. Er könnte es um so mehr, als ja Marke noch von keiner Liebe zu Isolden, die er noch gar nicht kennt, ergriffen ist, um so mehr, als auch die Schönheit des Weibes ja noch keineswegs nothwendig Liebe im Herzen des Mannes erweckt. So *könnte* Tristan thun — wenn er noch schuldlos vor den König hinzutreten vermöchte. Das Gefühl der Liebe auch für die einem andern Manne zugeschworene ist noch keine Schuld. Aber daß er von dieser Liebe sich zu Untreue und Verrath, zum Mißbrauch des ihm anvertrauten Hüteramtes hat hinreißen lassen — das ist die Schuld, mit der Tristan bereits dem Könige unter die Augen tritt und die er ihm nicht gestehen kann und darf. Das Schuldbewußtsein nimmt ihm den Mannesmuth und die Thatkraft, die allein hier retten konnte.

Der tragische Ausgang dieser Leidenschaft, die auf ihrem weiteren Wege Schuld über Schuld häuft, kann uns nicht zweifelhaft sein. Die Liebenden müssen untergehen. Nicht das kann sie freisprechen, daß eine ihnen überlegene Macht, wie sie der Zaubertrank symbolisch darstellt, über sie verfügt und von vornherein das Ziel bezeichnet, so wenig als das Schicksal, das in der griechischen Tragödie waltet, den Menschen von der Ver-

antwortlichkeit seiner Thaten freispricht und ihn zum willenlosen Werkzeug der Götter macht.

Ein Irrthum war es gewesen, der ihre Leidenschaft ins Leben rief; an einem Irrthum geht ihre Liebe zu Grunde. Auch das ist ein übereinstimmender Zug in den hieher fallenden Sagen.

Deutlich ist das in der Pyramussage. Pyramus hält, getäuscht durch das blutige Gewand, Thisbe für todt und nimmt sich das Leben; die überlebende Thisbe, die ihn wirklich todt erblickt, folgt ihm in den Tod nach.

Romeo glaubt, Julie sei gestorben, trinkt an ihrem Sarge den Giftbecher, und die aus dem Scheintode erwachte Julie tödtet sich freiwillig.

So ist es der Irrthum bezüglich des Segels, der Tristan den Tod gibt; nur ist es hier nicht der Gedanke, die Geliebte sei todt, was ihn tödtet, sondern der, daß sie ihn nicht mehr liebe, daß sie nicht zu seiner Rettung herbeieile, und über dem durch Irrthum gestorbenen Geliebten bricht auch ihr das Herz.

In Hero und Leander ist die im Sturme erlöschende Fackel das dafür eintretende Motiv: mit der Fackel, dem Symbol der Liebe, erlischt auch der Muth in dem Herzen des Schwimmers, und er geht in den Wellen unter, wie bei der Kunde von dem gleichfalls symbolischen Segel Tristans Herz bricht.

Die dabei mithandelnden Wesen dienen in den meisten dieser Sagen dem Zufall, nicht Absicht führt den Irrthum herbei. Nur die Tristansage macht eine Ausnahme, indem hier die weißhändige Isolde absichtlich das falsche Segel nennt. Dazu bietet eine Analogie nur die deutsche Leandersage in dem deutschen Volksliede von den zwei Königskindern, 'die hatten einander so lieb, sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war gar zu tief.' Hier ist es ein 'loses Nönnchen', welches die Fackel auslöscht und dadurch den Untergang des Königssohnes herbeiführt.

Mit dem Irrthum, der ihren Tod veranlaßte, ist aber auch die Schuld der Liebenden gesühnt; vereint ruhen sie bei einander im Schoße der Erde. Die Trennung, welche die sittliche

Weltordnung erheischte, überdauert das Leben nicht, und die symbolischen Abbilder ihrer Seelen, die Rose und die Rebe, umschlingen sich und verwachsen mit einander über ihren Gräbern.

Ist sonach die Tendenz der Tristansage so wenig eine unsittliche zu nennen, als die der Pyramussage oder der Sage von Romeo und Julie, so ist noch die Frage zu erörtern: ist diese Tendenz etwa erst vom Standpunkte einer geläuterten sittlichen Anschauung in die Sage hineingelegt? Wir haben gleich im Eingange die Sage als eine auf volksthümlicher Grundlage beruhende bezeichnet, wir haben wiederholt auf einzelne Züge hingewiesen, welche uraltes Sageneigenthum sind. In Volkssage und Volksepos aber finden wir überall die sittliche Gerechtigkeit gewahrt; der tragische Ausgang allein beweist, daß die Volksüberlieferung durchaus das Gefühl für die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung sittlicher Weltordnung sich erhalten hat.

Anders steht es freilich, wenn wir uns fragen, ob auch unsere mittelalterliche Kunstdichtung, ob auch Gottfried von Straßburg in diesem Sinne die Sage erfaßte und darstellte. Eigentlich kann hier nur von Gottfrieds Auffassung die Rede sein; denn er allein läßt in den eingeflochtenen Betrachtungen und Reflexionen eine klare Lebensanschauung durchblicken.

Daß Gottfried nicht in dem nach unserer Ansicht der Sage innewohnenden Sinne dieselbe erfaßte, ergibt sich aus seinen Betrachtungen deutlich genug. In seinen Augen erscheinen Tristan und Isolde völlig schuldlos, weil sie der Macht des Minnezaubers unterliegen, gegen die niemand ankämpfen kann. Besonders charakteristisch hierfür ist das, was er an die Zurückberufung der Liebenden aus der Minnegrotte anknüpft. Daraus daß Marke von der Schönheit Isoldens, die er vom Sonnenlichte verklärt schlafen sieht, wieder ergriffen wird, daß er, der mit eigenen Augen sich oft von der Untreue überzeugt, doch nun durch das symbolisch sie trennende Schwert sich täuschen läßt, nimmt der Dichter Anlaß, alle Schuld auf Marke zu häufen. Er hält ihm vor, wie thöricht es sei, ein Weib hüten, ihre Liebe erzwingen zu wollen. Die Weiber thäten am

liebsten das, was ihnen verboten sei; das sei ihnen von Eva angeboren. Nirgends aber wird ein Wort des Tadels an Tristan und Isolde verwendet.

Vom Standpunkte der laxen Moral jener Zeit war diese Auffassung gewiß natürlich, und darum grade ist Gottfrieds Tristan ein so lebendiges und treues Gemälde der damaligen Zeit, wie es kaum ein zweites gibt. Da ist es begreiflich, daß er und Wolfram sich feindlich berühren mußten; denn sie beide sind Vertreter zweier großer Strömungen, die durch die Menschenwelt hindurchgehen, des Realismus und Idealismus.

Was jedoch in jener Zeit des Jugendalters der Menschheit, die wie alle Jugendalter voll von Extremen ist, schroff und unvermittelt neben einander steht, das hat in dem sittlichen Bewußtsein moderner Zeiten sich versöhnt. Die beiden großen Vertreter jener beiden Strömungen in unserer klassischen Litteratur, Goethe und Schiller, haben ihre Naturen ergänzend und austauschend, den Versöhnungsbund zwischen Realismus und Idealismus besiegelt.

Ein moderner Dichter, der die Tristansage oder einen ähnlichen Stoff bearbeitet, darf nicht auf dem Standpunkte Gottfrieds stehen bleiben. Daß in unserm Jahrhundert die Tristansage zuerst wieder durch die Romantiker (A. W. Schlegel, Immermann) aufgenommen wurde, ist bezeichnend; waren doch grade in den romantischen Kreisen die freigeisterischen Ansichten von der Berechtigung der Leidenschaft zu Hause. Beide Romantiker haben nur Ansätze gemacht. Immermanns Tristan gehört zu dem Schönsten was dieser Dichter geschaffen; er ist Fragment geblieben, wie Gottfrieds Werk, aber wohl aus verschiedenem Grunde. Immermann zog der Mittelpunkt des Stoffes, der Liebestrank, mächtig an, ihn hat er mit all dem berauschenden Glanze der Romantik umkleidet, aber er hatte nicht die Kraft, das Ganze zu Ende zu führen. Neuerdings haben Hermann Kurz und Karl Simrock ihren Uebersetzungen der Gottfriedischen Dichtung einen Schluß hinzugefügt, der freilich im Stil sich viel mehr an die mittelalterliche Auffassung anschließen mußte. Bekanntlich hat auch Richard Wag-

ner den Stoff behandelt und zu einem sinnlichglühenden Tongemälde gestaltet. Ob er damit den wahren Sinn der Sage getroffen, ob überhaupt eine solche Darstellung erheben kann, bezweifle ich.

Soll die Dichtung, soll vor allem die dramatische Dichtung ihr Recht und ihre Pflicht, die Seele zu reinigen, nicht aufgeben, so darf sie hier am wenigsten den Grundgedanken einer tragischen Schuld fahren lassen, sondern muß ihn zum Mittelpunkte dieses Gemäldes machen. Der Dichter führe uns tief in die Irrwege des menschlichen Herzens, in den unergründlichen Schacht der Leidenschaft hinein, er zeige uns den ehrlichen Kampf eines edlen Herzens mit dieser Leidenschaft, zeige uns sein Unterliegen nach vergeblichem Ringen, und wir werden von seinem Gemälde um so mehr erschüttert werden, je mehr das eigene Leben an uns selbst und an andern uns diese Irrwege kennen gelehrt hat. Mitleid wird uns erfüllen bei dem tragischen Untergang, den wir als Nothwendigkeit erkennen, und mit dem idealsten Dichter unsers Volkes werden wir gestehen, daß dann die Kunst ihre Aufgabe gelöst hat:

Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Die größre Hälfte — wol! aber keineswegs alle, wie es die mittelalterlichen Tristandichtungen, wie es so manche der modernen vom Standpunkt der Freigeisterei der Leidenschaft gethan. Auch wenn wir in diesem und allen ähnlichen Stoffen einen noch so großen Antheil der dämonischen Macht der Leidenschaft, dem Willen der Götter, des Schicksals, der Zauberkraft beimessen — immer bleibt genug was die eigenste Schuld des von Leidenschaft zerrissenen und geblendeten Menschenherzens ist und seinen tragischen Untergang zu einer sittlichen Nothwendigkeit macht.

Anmerkungen.

1 Die Uebereinstimmungen zwischen der altnordischen Prosa und Gottfried bezeugen jetzt, daß auch in den früheren Theilen Gottfried sich stofflich treu an seine Vorlage anschließt.

2 Dies ist jetzt zu berichtigen, da die richtige Lesart cidelarius ist, nicht rodelarius, mithin gar nicht Gottfried von Straßburg in jener Urkunde gemeint ist.

V.

Die Treue in deutscher Sage und Poesie.

Als im Jahre 59 unserer Zeitrechnung friesische Gesandte bittend nach Rom kamen, betraten dieselben auch das Theater des Pompejus. Sie erkundigten sich nach dem im untern Raume sitzenden Publikum, nach den Plätzen der Ritter, der Senatoren, unter denen sie einige Männer in fremder Tracht erblickten. Neugierig fragten sie, wer diese wären, und erfuhren, es seien Gesandte der Stämme, die sich durch Tapferkeit und Treue gegen Rom ausgezeichnet. Da riefen sie aus: 'Kein Sterblicher steht, wenn es Waffen oder Treue gilt, den Germanen voran!' stiegen herunter und nahmen unter den Senatoren Platz [1].

In so frühe Zeit zurück reicht der Ruf deutscher Treue, und seitdem vergeht kein Jahrhundert, das nicht glänzende Züge derselben aufzuweisen hätte. Sie ist eine hervortretende nationale Tugend der Germanen, und nicht erst, seitdem in unserm Jahrhundert nach schwerem Drucke das nationale Bewußtsein wieder erwacht, ist deutsche Treue gewissermaßen zum Sprichwort geworden. Es kann nicht meine Aufgabe sein, aus Deutschlands Geschichte jene Züge von Treue zu sammeln, und zu einem Ehrenspiegel unsers Volkes zu vereinigen. Aber wie in des deutschen Volkes Poesie und Sage die Treue lebt und leuchtet, das sei mir gestattet in Umrissen vorzuführen.

Noch vollkommener und herrlicher, dünkt mich, als in seiner Geschichte spiegeln sich in seiner Poesie die edelsten Eigenschaften eines Volksstammes. Im Wesen der Poesie liegt der Zug zum

Idealen: was als das Höchste und Herrlichste die Seele erfüllt, das stellt sie idealisirt dar und schafft Gestalten, in denen, was in wirklicher Erscheinung uns nur unvollkommen entgegentritt, zur Vollendung gesteigert ist. Die Eigenschaften und Tugenden, welche das Volksbewußtsein für die edelsten ansieht, werden daher auch in der Poesie am liebsten dargestellt werden, sie mögen nun ihren Ausdruck in Gestalten der epischen, oder im subjectiven Empfinden der lyrischen Poesie haben. Ist dies schon bei dem bewußten Schaffen des Kunstdichters der Fall, in wie viel höherem Grade bei den Gebilden der Volkspoesie, welche recht unmittelbar als der Ausfluß des nationalen Geistes betrachtet werden dürfen. In der Volkspoesie, in der Volkssage also werden wir zunächst für deutsche Treue Belege zu suchen haben. Sie bezeichnen, wenn wir so sagen dürfen, den objectiven Idealismus der Nation, in ihnen idealisirt unbewußt das Volk die Eigenschaften, die es am höchsten hält, am meisten liebt, und sie fallen daher stärker ins Gewicht als das, was der subjective Idealismus der Kunstdichter schafft und bildet.

Ehe wir jedoch an dem Quell deutscher Sage und Poesie schöpfen, werden wir die Bedeutung des Wortes Treue zu untersuchen haben. Das gothische triggva bezeichnet Vertrag, Bund, und dient zur Uebersetzung von διαθήκη, testamentum; das alte, das neue Testament wird durch die alte, die neue Treue wiedergegeben. Es ist der Vertrag, der Bund, den Gott mit dem Menschen geschlossen, das Versprechen, welches er dem Menschen gegeben, sich seiner zu erbarmen. Auch im Althochdeutschen hat das Wort triuwa noch die Bedeutung von Vertrag, Friedensvertrag, und in diesem Sinne kommt es in den germanischen Volksrechten als treuga, treuwa oft genug vor. Von dieser concreteren Bedeutung ist auch dem Mittelhochdeutschen noch etwas geblieben, indem triuwe sehr gewöhnlich die Bedeutung eines gegebenen Versprechens hat. Jemand die Treue geben, heißt ihm etwas versprechen, gewöhnlich mit Handschlag [2]. Daher läßt ein Dichter, um die Treue einer gestorbenen Frau zu bezeichnen, auf ihrem Sarge ein goldenes Ringlein, zwei in einander geschlungene Hände darstellend, abbilden [3].

Die Treue leisten, behalten, heißt das gegebene Versprechen halten [4]; der Gegensatz davon ist die Treue brechen, d. h. die gegebene Verpflichtung nicht erfüllen [5]. Hier berührt sich der Begriff Treue mit dem stärkeren des Eides [6]. Der gebrochene Eid ist Meineid, falscher Eid, und so steht auch der Treue gegenüber der Mein: Treue und Ehre glänzen um so heller, je trüberen Schein Mein und Laster (Verrath und Schande) geben [7]. Des gebrochenen Eides walteten bei den Griechen die Erinnyen; auch unsere Vorfahren dachten von Meineid, von gebrochener Treue nicht geringer. Dem Orte, wo Verrath geübt worden war, haftete zum ewigen Gedächtniß der Schandthat der Name an: zum meineidigen Baume hieß eine Stätte, wo unter einem Baume Meineid begangen ward, und ähnlich nannte man den Treubruch, den Genelun an Roland und seinen Genossen übte, den pinrât, den Verrath unter dem Tannenbaume, weil unter diesem sitzend der Verräther mit den Feinden verhandelt hatte [8].

Wer ein Versprechen gibt, verpfändet, versetzt seine Treue, oder setzt sie zu Pfande [9]. Bei den Alten, sagt ein Dichter des 14. Jahrhunderts, war es Brauch, daß, wenn ein Mann seine Treue zu Pfande setzte, man darauf hin Burgen und Lande vertraut und Niemand widersprochen hätte [10]. — Wie man das Pfand einlöst, so löst man die Treue durch Erfüllung dessen, was man versprochen hat [11]. Dieselbe Ausdrucksweise ist auch beim Eide gebräuchlich: den Eid lösen heißt dasjenige erfüllen was man zu thun geschworen hat [12]. Wer das Pfand nicht einlöst, läßt es verstên, d. h. zu lange stehen, bis der bedungene Termin vorüber ist; und so kann man auch die Treue, das gegebene Versprechen, pfandes verstên lassen [13]. Der Mann voll Treue und Ehre läßt eher allen irdischen Besitz [14], ja das Leben, als daß er sein Wort, seine Treue bricht oder nicht auslöst: er fühlt, daß wenn er des Treuebruches sich schuldig macht, er moralisch todt ist [15].

Der Gegensatz ist Untreue d. h. in diesem concreteren Sinne gebrochenes Wort, Verrath. Wer die belagerte Burg dem Feinde verräth, begeht Untreue [16], während Treue gute Burgen bewahren hilft [17]. Untreue ist es, wenn Hagen den

arglos vertrauenden Siegfried auf der Jagd beim Brunnen mit dem Speer von hinten durchbohrt, und dieser Tod heißt daher ein ungetreuer Tod, ein Tod, den die Untreue herbeigeführt hat [18].

Aus dem Festhalten am gegebenen Versprechen entwickelt sich der allgemeinere Begriff von Zuverlässigkeit, Charakterfestigkeit, Aufrichtigkeit, während Untreue das Gegentheil davon bezeichnet. Uns ist fast nur dieser rein ethische Gebrauch des Wortes geblieben; doch klingt in einigen Wendungen der concretere Sinn nach. Auch wir kennen noch den Ausdruck Treue halten, wobei der Gedanke eines gegebenen Versprechens im Hintergrunde steht, und ebenso den Gegensatz: die Treue brechen. Aber verloren ist uns die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung, wenn wir sagen: meiner Treue, welches eigentlich nichts anderes bedeutet als: bei meinem Worte; und selbst in der Form nicht mehr erkennbar in dem nur wenig mehr gebräuchlichen traun im Sinne von wahrlich, welches, nichts anderes als der Dat. plur. des Substant. Treue, in der alten Sprache triuwen lautet und hier etwa dieselbe Bedeutung hat, wie unser meiner Treue.

In allen Lebensverhältnissen sehen wir die Treue bei den Germanen eine bedeutsame Stellung einnehmen. Vor allem aber ist es ein Verhältniß, in welchem die Treue am häufigsten und schönsten sich zeigt: im Verhältniß des Mannes zu seinem Herrn. Das Lehenswesen, welches, erst von den Germanen geschaffen, vielleicht das eigenthümlichste germanische Rechtsinstitut ist, erscheint durchdrungen von dieser hohen Idee der Treue. Die Mannentreue selbst mit dem Tode zu besiegeln, war nicht nur etwas häufig vorkommendes, sondern so zu sagen, ein altgermanischer Grundsatz. Schande und Schimpf ist es, sagt Tacitus [19], für das ganze Leben, lebendig die Schlacht verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen. Ihn zu vertheidigen und zu schützen und auch eigene Heldenthaten seinem Ruhme zu opfern, ist erste, heiligste Pflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Hier ist des Wortes Treue nicht ausdrücklich erwähnt; und doch ist es nichts anderes als die germanische Mannentreue, die zu Schutz und Schirm des Herrn

Brod, der golden Wort hat in dem Munde, und falschen Hort im Herzensgrunde [70].

In beständigem Kampfe gegen die Untreue wird die Treue gedacht und der Sieg der ersteren von den Dichtern oft beklagt. Reinmar von Zweter [71] kommt auf ein Feld vor einem grünen Walde geritten und findet unter einem schönen Zelte die Treue sitzen, die ihre Hände windet und Gott ihr Leid klagt. Ein anderer Dichter trifft zwei Jungfrauen unter einer Linde, es ist Frau Treue und Frau Wahrheit; sie klagen sich ihre Noth. Ihr Vater hieß der Rath, ihre Mutter war die Scham. Sie beschließen beide das Land wieder zu verlassen, in welchem, seit sie geschieden, Sünde und Schande zu Hause sind. Während sie reden, kommt ein Bote zu ihnen, Namens Wankelbold, und kündigt ihnen im Auftrage der Untreue, der Lüge, des Hasses und des Neides die Fehde an [72]. Einem Dichter träumt, er sehe im Schlafe, wie die Treue die Untreue mit einer Ruthe schlug. Die Untreue rief um Hülfe, und es kamen viele Helfer, Fürsten, Grafen, Ritter, so daß die Treue entfliehen muß. Die Untreue läuft ihr nach, die Treue zieht ihre Kleider aus und legt schlechtes Gewand an, damit man sie nicht erkenne. Darauf kommt der Dichter auf ein Gefilde und hört die Treue jämmerlich klagen. Die Untreue verhöhnt sie und speit sie an. Die Treue wendet sich an Gott um Hülfe. Gott fragt sie, ob sie nicht auf Erden bleiben könne; sie erwidert, die Untreue verjage sie. Da antwortet Gott: auch mir hat einst die Untreue ebenso gethan und mich ans Kreuz verrathen. Mein Gericht wird sie in die Hölle stoßen, sage der Untreue, einst werde es sie gereuen, und sage ihr, du wollest bei mir bleiben [73]. Treue zieht auf der Straße einher, Untreue kommt ihr entgegengeritten; die Treue erschrickt, als sie das Heer erschaut, das die Untreue begleitet, und denkt: Wo soll ich hin? Auf der Untreue Befragen, wer sie sei, erwidert sie: Ich bin die Treue, und will Gott es klagen, daß ich so vernachlässigt werde und euch die Straße räumen muß. Untreue sprach: Schweig! du mußt vor mir weichen! Die Treue sprach: Das klag' ich Gott, der soll zwischen uns richten [74]. Einmal bat die Untreue die Treue in ihr Haus zu

kommen: Geh mit mir hinein in mein Gemach, du sollst mir rathen, wie die Menge mir hold werde. Die Treue sprach: Ich habe nichts mit dir zu schaffen. Wer mit mir fährt, dem wird Ehre zu Theil. Worauf die Untreue auseinandersetzt, daß ihr die Großen der Welt hold seien, und der Dichter ein betrübendes Bild von der Untreue der Welt entwirft [75]. Umgekehrt ladet auch die Treue die Untreue ein: seit Treue Untreue zu Hause bat und man die Ehre der Schande vermählt, seitdem steht es schlecht in der Welt [76]. Den Sieg der Untreue beklagt die Ehre [77]. Treue und ihre Gefährten sind aus dem Lande verjagt [78]. Frau Treue wird aus der Thüre gestoßen, an den Häusern der Leute erbettelt sie mit Mühe ihr Brod und steht verhungert da; niemand will sie aufnehmen und ihr Herberge geben [79]. Nur selten findet sie Schutz bei einem Großen der Welt [80]. Untreue ist so mannichfalt, sie macht mich grau und alt. Treue ist ein seltener Gast, wer sie findet, der halt sie fast [81]. Sonst kam eine schöne Jungfrau mit ihren Gespielinnen an den Hof, die hieß Bescheidenheit, begleitet von Wahrheit, Treue und Barmherzigkeit, jetzt aber sind sie alle vertrieben [82].

Schon hier sahen wir häufig die Untreue persönlich auftreten; auch sie wird in gleicher Weise vermenschlicht. Ihre Verkörperung, wie sie sich in dem ungetreuen Menschen darstellt, schildert der wilde Alexander [83]: Ein Wunder fährt durch die Welt, es hat Sirenensang, Pfauenfarbe und Hasenschnelligkeit, die Haut des Schafes und des Fuchses Brust, einen Wolfsleib und Hennenfuß, Kameelsrücken und Natternschwanz. Das ist der ungetreue Mann, der zahllose Falschheit begeht, in seinem Munde trägt er einen vergifteten Pfeil. Die Untreue hat großen Anhang in der Welt [84]; ihre Schwester ist die Schlechtigkeit [85], sie selbst ist die Amme aller Sünden, ihr Heer geht über Meer, soweit die Welt reicht [86]. Die Habsucht hat eine Kammerfrau, die heißt Bosheit, Untreue ist ihre Rathgeberin, Kargheit ihre Kellnerin u. s. w. [87].

Die Tugenden unter dem Bilde von Kleidern darzustellen, war eine im Mittelalter sehr beliebte Allegorie. Wie die Kleider den Schmuck des Leibes bilden, so die Tugenden den Schmuck

der Seele [88]. Die Tugenden sind der Seele Gewand, sagt schon ein Dichter des 12. Jahrhunderts [89]. Die Treue ist das beste Kleid, das man an sich legen kann, sie schmückt mehr als alle edlen Stoffe; wie schön man sich gekleidet hat mit Gold, mit Seiden und mit aller reichen Pracht, und wohnt da keine Treue bei, so ist es doch nichts werth gegen einen Biedermann, der arm zwar ist, jedoch von treuem Muthe, der soll doch mehr Ehre han, als der Untreue trotz all seinem Gute [90]. Treue, Zucht und Ehre kleiden besser als Scharlachgewand [91]. Treue ist das beste Ehrenkleid in der Fremde [92]. Treue ist ein neues Kleid: welcher Ritter sie an sich legt, der kann nicht besser sich bekleiden. Die Kleider der heiligen Martina sind Tugenden, ihr Kranz besteht aus sechs Blumen, unter denen sich auch die Treue befindet [93]. Gott hat Maria sieben Kleider gegeben, von denen das sechste stäte Treue heißt [94].

Auch unter dem Bilde von Waffen werden die Tugenden, wird auch die Treue gedacht. Treue ist ein Schild, den jeder Mensch haben soll, Niemand laß ihn fahren, denn er kann leiten an den Thron, wo die Engel singen [95]. Die Tugenden waffnen den Mann gegen die Untugenden: die Fahne reicht ihm der Sinn, das Schwert das Recht, den Sattel die Stätigkeit, denn weder Lieb noch Leid soll den Mann hin und her neigen [96]. Wir finden ferner die Treue unter dem Bilde einer Farbe: Christi Kleid hat zwanzig Farben, die erste davon ist die Treue [97]; oder eines Spiegels: Treue ist ein Spiegel, den der Mann vor sich in all der Welt hier trägt [98]; oder einer Kammer: in der von dem Dichter des heiligen Georg [99] fingirten Tugendburg befinden sich viele Kammern, welche die Seligkeit mit dem Pinsel Ehre malt. Die erste Kammer heißt Stätigkeit, dieselbe ist so stark gebaut, daß man in dreißig Jahren nichts davon abhauen könnte, kein Wurf oder Schuß einer Belagerungsmaschine vermag hinauf zu reichen; sie trägt die Inschrift, daß der Kämmerer nur die Beständigen einlasse, aber keinen Wankelbold. Daneben ist die Kammer Treue, vor welcher der Ungetreue, ohne Einlaß zu finden, draußen stehen bleiben muß. Und endlich erscheint sie unter dem eigenthümlichen Bilde einer Latwerge, welche aus



fünf Pigmenten zusammengesetzt ist, nämlich aus den Tugenden Treue, Zucht, Milde, Mannheit und Maß [100].

Neben dem begeisterten Lobe der Treue, welches aus vielen der angeführten Stellen durchklingt, sieht man doch aus den zahlreichen Klagen, daß die wirklichen Zustände im mittelalterlichen Deutschland dem Ideal von Treue wenig entsprachen, welches die Dichtung hinstellte. In der Welt voll Untreue und Arglist tröstet den Trauernden aber der Aufblick zum Himmel, wo dem Treuen sein Lohn, dem Ungetreuen seine Strafe zu Theil wird. Untreue ist ein solcher Hort, der stiften kann Raub, Brand und großen Mord, und werthen Mann gar unwerth macht, und Frauen weiset aus der Seligkeit Hut. Untreue ist aller Untugend voll, sie kann zur Hölle leiten Mann und Frauen wohl, die nimmer kämen sonst dahin, wenn sie nicht Untreue hätten in dem Muthe. Gott hegt der Untreue Haß, er wollt' und hieß, daß man getreu hier sei. Wer Treue hat, o glaubt mir das, der wird zuletzt von allen Sorgen frei. Gott will, daß Treue zu ihm fahr', Untreue gehört zur Höllenschar. Wer Treue hat, den will Gott nehmen ins Himmelreich, daß er dort fröhlich sei [101]. Treue führt in den Himmel, Untreue in die Hölle [102]. Die von der Untreue verstoßene Treue nimmt Gott in seinem Himmel auf [103]. Treue ist hier der Ehren Hort und trägt dort im Himmelreich die Krone [104]. Treue und Wahrheit geben im Himmelreich großen Sold und gewinnen das ewige Leben [105]. Untreue und Uebermuth führen zur Hölle [106]; alle die Treue entbehren, die wird der Höchste aller Seligkeit berauben [107]. Unter den vier Stricken, mit welchen der Teufel gleich einem Jäger nach Bruder Berthold [108] die armen Menschen fängt, ist Untreue der erste, und mit keinem Strick fängt er so viel als mit diesem. Weil sie arm sind, sinnen sie auf mancherlei Untreue, und der Teufel flicht ihnen manchen Haft in seinen Strick, daß er sie mit mancherlei Listen fange.

Und doch — so mannichfache Klagen über Untreue auch herübertönen — das lebendige Gefühl für Treue verleugnet sich nicht in unserer alten Poesie. Ein Volk, das in seiner Sage so leuchtende Gestalten der Treue aufzustellen vermochte, das

in ihr die Untreue mit dem Brandmal ewiger Schande kennzeichnete, mußte von dem hohen Werthe der Treue durchdrungen sein. Und an diesem Bewußtsein wie an Zügen, die dasselbe kundgeben, hat es unserem Volke in alter wie in neuer Zeit nicht gemangelt, und soll es, so Gott will, auch in Zukunft nicht gebrechen.

Wann aber und wo wäre mehr Anlaß, der Treue zu gedenken und von Treue zu sprechen, als an dem Tage, den wir heute feiern, wo wir mit treuem Herzen vor unsern theuren Landesherrn treten und des Himmels Segen für ihn und sein ganzes Haus erflehen. Die deutsche Mannentreue sehen wir in den Sagen wie in der Geschichte unseres Volkes besonders hervorleuchten; die Anhänglichkeit der Mannen an den angestammten Herrn ist ein Grundzug, ist einer der schönsten Züge germanischen Wesens. Im Sturm der Schlacht den Fürsten zu schirmen, galt schon zu Tacitus Zeiten den Germanen für die heiligste Mannenpflicht. Stehen wir nicht zurück hinter unsern Vorfahren! Auch wer nicht mit dem Schwert in der Hand für seinen Fürsten zu kämpfen den Beruf hat, findet in seinem Wirkungskreise vielfältigen Anlaß, germanische Mannentreue zu bethätigen. Und je ernster der Mahnruf der Zeit an das Ohr schlägt, um so mehr hat ein Jeder Gelegenheit, zu beweisen und zu bewähren, daß im Sturm und Drang des Lebens der deutsche Mann auch heute noch seinem Fürsten die Treue zu halten versteht.

Anmerkungen.

1 Tacit. Annal. XIII, 54.

2 ich gibe iu mîne triuwe und sicherlîche hant Nib. B. 2340, 1. des gib ich dir die triuwe mîn Ecke 207, 5 Hagen.

3 Wigalois 211, 24.

4 triuwe leisten Nibel. 1705, 1; mhd. Wörterbuch 3, 107, 18; triuwe behalten Renner 18481. Meisterlieder der Kolm. Hs. 202, 35.

5 Nibelungen 971, 4. Freidank 46, 11. Gesammtabent. 6, 4. 13. Teichner, Anmerk. 309, und mhd. Wörterbuch 3, 107b, 20.

6 Beide Begriffe werden daher auch zusammengestellt: Lüge, Untreue mit falschen Eiden können viel Seelen von Gotte scheiden, Renner 4463. Der Habsüchtige fälscht manchen Eid und bricht die Treue, Suchenwirt 32, 10.

7 Konrad von Würzburg, Minnesinger 2, 328b.

8 Grimm, Rechtsalterthümer 904.

9 Parzival 614, 22. des was die triwe pfant eb. 411, 10. mîn triuwe stât ze pfande Rabenschlacht 344, 5.

10 Teichner, Anmerk. 305.

11 unz ein mîn kamph ergêt da mîn triwe sô hôhe pfandes stêt, durch aller werden liute gruoz ichs mit kamphe lœsen muoz oder ich muoz den lîp dâ lân Parzival 366, 27.

12 Nibel. 612, 2. Iwein 8047.

13 Lohengrin 316, 6.

14 Einen schönen Beleg zu diesem Aufgeben alles Besitzes, um die Treue zu retten, bietet die Legende von St. Oswald, und das Gedicht 'Rittertreue', Gesammtabenteuer 1, 101.

15 mîn triuwe dolt die pfandes nôt; ist sie unerlœset, ich pin tôt Parziv. 470, 8.

16 Kudrun 700, 3.

17 Engelhart 41.

18 Nib. 988, 4.

19 Germania 14.

20 Germania 24.

21 Sueton. vita Caji 58. Josephus 19, 1.

22 Kaiserchronik 203, 8—213, 14 Diemer.

23 Der große Wolfdietrich herausgeg. v. A. Holtzmann, Heidelberg 1865.

24 Wolfdietrich 1951, 4.

25 Germania 21.

26 Völsungasaga c. 8.

27 Helgakvidha Hundingsbana II, namentlich Str. 37 ff.

28 Das Nibelungenlied, herausgegeben von K. Bartsch, Leipzig 1866, S. XVI.

29 Heldenbuch von Hagen 1, S. CXXVI.

30 Simrock, deutsche Mythologie S. 242.

31 Renner 18504.

32 San Marte, Parzival-Studien 2, 165. 167.

33 Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 52, 46.

34 Bertholds Predigten 477, 25 Pfeiffer.

35 Bruder Wernher, Minnesinger 3, 14a.

36 Historische Beispiele der Treue bei Konrad von Ammenhusen: Kurz, Beiträge 1, 205.

37 stæter triuwe ein adamas armer Heinrich 62; vergl. noch Wigalois 260, 35. Minnesinger 2, 182b. Konrads Troj. 6566. Frauenlob, Sprüche 445, 2. ein adamas an stæte Gut. Gerhard 802; der stæte ein herter adamant Minnesinger 2, 336b.

38 Engelhart 4355; vergl. Walth. 30, 27. Engelhart 6006.

39 Trojanerkr. 7982. Frauenlob, Sprüche 86, 17. Auch mit dem Sonnenschein wird die Treue verglichen: Troj. 13226.

40 Minnesinger 3, 106b.

41 Minnesinger 3, 107a.

42 Renner 18488.

43 armer Heinrich 722.

44 ebenda 101.

45 Frauenlob, Sprüche 86, 17.

46 Minnesinger 3, 76b.

47 Alberts Ulrich 801. Ottacker 818a. 835a.

48 Sólarljódh Str. 31.

49 Parzival 255, 14; vgl. Zeitschrift für deutsches Alterthum 12, 223 und Martina 58, 20.

50 Wiggert, zweites Scherflein S. 40.

51 W. Grimm, Heldensage 338. Untreue und Schande singen in Sibichens Weise, Minnesinger 2, 214a.

52 Vers 3498.

53 Parzival 119, 26. Der bekannte Seneschall an Artus Hofe, Key, hält sich für einen Spiegel der Treue, besteht aber die Probe auf der Wunderbrücke nicht (jüng. Titurel 3243); also ein parodirender Typus der Treue, thatsächlich aber ein Bild der Untreue.

54 Vgl. außer den folgenden Stellen noch Minnesinger 1, 338a. Engelhart 129. Zeitschrift für deutsches Alterthum 13, 360. Fastnachtspiele S. 1413; frô Stæte Walther 96, 35.

55 Meister Altswert 139, 39. Zum Dichter kommt eine Jungfrau, die ihm sechs Frauen gesendet haben, Frau Ehre, dann Frau Treue, Wahrheit, Maß, Gerechtigkeit, Tugend, reine Zucht: Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 433 ff.

56 Minnesinger 1, 338a.

57 Meister Altswert S. 28.

58 Vgl. auch Minnesinger 3, 106b.

59 Liedersaal 3, 57. Konrad von Würzburg findet eine Anzahl Frauen bei einem Brunnen, darunter die Treue, wohl gekleidet, die Stäte, Bescheidenheit, Güte, Milde, Ehre (Minnesinger 3, 335a). Peter Suchenwirt trifft in einem Hage, in dem die Vögel singen, bei einer Linde, unter der ein Brunnen fließt, drei Frauen: Minne, Stäte und Gerechtigkeit, die über die Welt sich beklagen. So klagt die Stäte, daß mancher Blau (d. h. ihre Farbe) trage, und doch nicht beständig sei: Stäte wohne im Herzen, nicht in der Farbe (Suchenw. 23). In einem Garten wohnen Frau Ehre, Frau Treue, Stäte, Minne (Hätzlerin 2, 59, 50).

60 Engelhart 4122.

61 ebenda 6332.

62 Minnesinger 3, 105a. b.

63 Frauenlob, Sprüche 121. Ein treugesinnter Ritter heißt die Muhme der Treue, Heinrichs Tristan 6452. Ein Dichter gibt der Gerechtigkeit zehn Dienerinnen, unter denen eine die Treue ist (Wittenweiler's Ring S. 123); Reinmar von Zweter macht sie zur Gespielin der Ehre, die mancher Herr bei sich aufnehmen würde, wenn sie nicht so viele Begleiterinnen hätte (Minnesinger 2, 190a).

64 Minnesinger 3, 437a.

65 Alte gute Schwänke von Keller S. 71.

66 Suchenwirt 21, 30. 34. 36. Bei dem Tode Herzogs Ulrich von Kärnten stach die Treue ein scharfer Dorn, so daß sie leider hinken muß: Suchenwirt 6, 66.

67 Mit andern als Frauen gedachten Tugenden klagt die Stäte am Grabe eines gestorbenen Grafen: Suchenwirt 11, 154.

68 Dietrichs Flucht 2267.

69 Walther 38, 18.

70 Renner 4481.

71 Minnesinger 2, 212b.

72 Seifried Helbling VII, Zeitschrift für deutsches Alterthum 4, 129.

73 Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 52.

74 Minnesinger 3, 4b.

75 Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften S. 630.

76 Muskatblüt 61, 9.

77 Meisterlieder der Kolmarer Hs. 201, 24.

78 Freude, Treue, Zucht und Ehre sind aus dem Lande verwiesen: ich wollte ihnen nach, wüßte ich wohin (Minnesinger 2, 335a). Vergl. noch Wälscher Gast 2464. Minnesinger 3, 46b. Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 433 ff.

79 Engelhart 129.

80 Dank habe der werthe Klinger, bei dem Treue, Milde, Zucht ihre

Heimat haben, die will er wohl behalten, daß er sie aus dem Lande nicht vertreiben läßt: Minnesinger 2, 145a.

81 Niederländischer Spruch, Weimar. Jahrbuch, 1, 130.

82 Renner 1194.

83 Minnesinger 2, 366b.

84 Suchenwirt 21, 30.

85 Renner 4511.

86 Renner 18460. Thomasin bezeichnet die Unstäte als die Mutter der Lüge: Wälscher Gast 20291.

87 Renner 4619. Untreue fährt mit weiten Flügen, hier mit Eiden, dort mit Lügen hat sie den Fittich unterschoben: Renner 4493.

88 Vgl. Pfeiffers Germania 8, 18.

89 Zeitschrift für deutsches Alterthum 10, 113.

90 Minnesinger 1, 338a.

91 Minnesinger 3, 42a.

92 Engelhart 371. Die Treue ist ein Kleid der Ehre, Minnesinger 2, 386a. Sie ist das heimliche Kleid, das Gott uns angeschnitten hat: Frauenlob, Sprüche 205. Die Tugenden als Kleidungsstücke einer Frau stellt Reinmar von Zweter dar: Minnesinger 2, 184b. (Bartsch, Liederdichter 40, 13).

93 Martina 25, 17.

94 Lobgesang 27, Zeitschrift für deutsches Alterthum 4, 523.

95 Frauenlob, Sprüche 124.

96 Wälscher Gast 7495. Dieselbe Idee liegt schon der Psychomachia des Prudentius, und dem mhd. Gedichte 'der geistliche Streit' (Diutiska 1, 293) zu Grunde.

97 Martina 98, 23.

98 Frauenlob, Sprüche 205.

99 Georg 5716 ff.

100 Minnesinger 2, 258a. Auch unter dem Bilde eines Thieres erscheint sie: Drei Thiere sind in der Welt, zwei davon, Treue und Ehre, sieht man selten, wohl aber das dritte, die Falschheit. Treue und Ehre suchen einander in dem Walde ebenso wie Bosheit und Falschheit: Oswald von Wolkenstein 20, 2. 3.

101 Minnesinger 1, 338b.

102 Frauenlob, Sprüche 124. Treue ist so rein, wer sie kann behalten, der kommt allein zu Gott, der ihrer kann walten: Gesta Romanorum ed. Keller S. 12.

103 Meisterlieder der Kolm. Hs. 52, 57.

104 Pfeiffer, zur deutschen Literaturgeschichte S. 78.

105 Minnesinger 3, 72a.

106 Minnesinger 3, 41b.

107 Jüng. Titurel 5887.

108 Berthold's Predigten 478, 3; vgl. 84, 18.

VI.

Das Fürstenideal des Mittelalters im Spiegel deutscher Dichtung.

An dem Tage, wo unsere Hochschule in althergebrachter Weise das Geburtsfest ihres erhabenen Kanzlers begeht, mag es nicht unziemend erscheinen, ein Fürstenbild aus deutscher Vergangenheit zu erwecken. Nicht eines bestimmten deutschen Fürsten Wesen und Charakter zu zeichnen ist jedoch meine Aufgabe, sondern zu zeigen, wie man im deutschen Mittelalter über den Beruf eines Fürsten dachte, wie man das Ideal eines Fürsten sich vorstellte.

Wollten wir hierbei als Führer diejenigen Werke des Mittelalters wählen, die in streng wissenschaftlicher Weise über Fürstenpflichten und Staatenlenkung geschrieben haben, wie Dante's bedeutungsvolle Bücher über die Monarchie, oder das des Aegidius de Columna de regimine principum, so würden wir allerdings daraus das Bild gewinnen, das die politisch reifsten Köpfe sich vom Fürsten gemacht haben; dies auszuführen müssen wir dem Geschichtschreiber überlassen. Wer aber die nicht gelehrte Literatur, wer die Volkssprachen des Mittelalters zum Gegenstande seiner Forschung gewählt, für den gestaltet die Aufgabe sich anders: er wird an der Hand namentlich der Poesie zu erforschen suchen, wie das Volk im Großen und Ganzen das Ideal eines Fürsten sich gedacht hat.

Ganz volksmäßig treten diese Vorstellungen uns nur in den Gebilden der deutschen Heldensage entgegen: wie in ihr die

Völkerfürsten, die Heerkönige erscheinen, wie sie denken und handeln, so faßte das Volk das Wesen des Königsthums überhaupt auf. Subjectiveren Zuschnitt hat naturgemäß die Auffassung, wie sie in der Kunstpoesie uns begegnet. In den zahlreichen Lobsprüchen der Minne- und Meistersänger auf Fürsten, deren Gunst sie durch ihren Gesang sich erwerben oder erhalten wollten, und in den Klagen, die der Dichter dem hingeschiedenen fürstlichen Gönner nachruft, macht sich am häufigsten die Schilderung des Fürstenideales bemerkbar. Freilich ist die Darstellung des gabenheischenden Sängers nicht frei von tendenziöser Färbung, er malt schöner als die Wirklichkeit das Bild ihm darbietet; und nicht minder natürlich ist es, daß am verstorbenen Gönner alle Vorzüge hervorgehoben, alle menschlichen Schwächen bedeckt werden: für unsern Zweck aber ist es völlig gleichgültig, ob im einzelnen Falle die Schilderung übertrieben ist oder wahr; uns kommt es nur darauf an zu sehen, in welchen Eigenschaften man das ideale Bild eines Fürsten fand. Und da diese Eigenschaften immer und immer wieder in gleicher Weise betont werden, so erhebt sich dadurch die Auffassung des Einzelnen über die subjective Begränzung hinaus und stellt die allgemeine volksthümliche Auffassung dar. Dies wird noch dadurch bestätigt, daß sie in den Hauptzügen mit dem Bilde übereinstimmt, das die volksthümlichen Epen und Sagen uns liefern.

Aber auch das Kunstepos hat sein Fürstenideal, das, wenn es auch in vielen Beziehungen mit jenen zusammentrifft, doch die anders geartete Auffassung des ritterlichen höfischen Lebens nicht verleugnet. Auch die ritterlichen Epen können daher als Quelle herangezogen werden. Und endlich die didaktische Poesie, die am meisten der gelehrten Auffassung, wie wir sie in den Eingangs bezeichneten politischen Schriften finden, sich nähert, darin jedoch von ihr sich nicht unwesentlich unterscheidet, daß auch sie meist mehr die Forderungen, die das Volksbewußtsein an den Herrscher macht, darstellt als die Ideen des einsamen politischen Denkers oder erfahrenen Staatsmannes. Sehr gern mag die mittelalterliche Poesie ihre Fürstenehre in das Bild der Thierwelt einkleiden, wie ja die Thiersage frühe solchen

lehrhaften Charakter angenommen hat und zum Spiegelbilde des Menschen- und Staatslebens geworden ist. Die Gestalten des Thierreichs treten als Rathgeber des Thierbeherrschers auf, und ertheilen je nach ihrem Charakter guten oder bösen, heilsamen oder verderblichen Rath. Somit bildet auch diese Art von Dichtungen eine Quelle, aus der wir die Vorstellungen vom vollkommenen Fürsten schöpfen.

Ehe wir jedoch die einzelnen in den Quellen gebotenen Züge zu einem idealen Fürstenbilde zusammenstellen, mögen einige Aeußerungen deutscher Dichter bezeugen, wie tief das monarchische Princip im Volksbewußtsein lag. Die Nothwendigkeit eines regierenden Oberhauptes, das mit mächtiger Hand die Theile zu einem Ganzen zusammenhält, fand man schon in der Natur vorgebildet. Bekannt ist Walthers Spruch[1]: 'ich hörte ein Wasser rauschen', worin er ausführt, wie überall in der Natur Streit und Haß sei, wie aber alle Wesen darin übereinstimmen, daß sie sich einen Herrscher und eine Rechtsordnung wählen, Herren und Knechte einsetzen. Weh dir, deutsches Volk, fährt er fort, wie steht es mit deiner Ordnung, wenn die Mücke ihren König hat und deine Ehre so zergeht! — Weiter ausgeführt ist derselbe Gedanke von einem jüngeren Dichter, dem Meisner[2]: Die Mücken haben einen König unter sich, die Bienen einen Weisel, dem sie folgen; keine Kreatur lebt ohne Meisterschaft. Mensch, dies merke, wenn du Verstand hast: sei deinem Herrn aufrichtig ergeben, er kann dich wohl beschirmen mit fürstlicher That. Welch Vieh ohne Hirten ist, das wird verstoßen, merkt was das bedeute: welch Land ohne Hauptmann, ohne Fürsten ist, das hat viel arme Leute; das Land das muß zuletzt verderben, das Volk verarmet und muß Hungers sterben: wo guter Frieden ist, da kann man Gut und Ehr' erwerben. — Dem Herrn als einem von Gott gesetzten gehorsam zu sein, räth der Dichter des wälschen Gastes[3]: Wen Gott uns zum Herrn gibt, dem soll man folgen ohne Haß; sonst gibt er uns vielleicht einen Mann, der mit Bösem und mit Uebermuth uns unterdrücken kann.

Als Zeugniß aus dem 14. Jahrhundert möge uns ein

Wort des österreichischen Teichners dienen [4]: Land und Leute ohne Fürsten können auf die Länge nicht bestehen; aber auch der Fürst nicht ohne die Hülfe der Landschaft. Wir sind des Fürsten Glieder, er unser Leib. Jeder Landstand ist daher dem Landesherrn zu vollkommener Treue ohne alle Widersetzlichkeit verpflichtet, so auch seinerseits der Fürst. Im folgenden Jahrhundert sagt ein Dichter [5]: Der Kaiser soll das Haupt sein, denn man muß nothgedrungen ein Haupt haben, dem männiglich unterthan sei und dem Niemand sich widersetzen darf.

Die Fülle höchsten Glanzes umstrahlt das Haupt des Reiches, den deutschen Kaiser. In ihm erblickte das Mittelalter das Ideal weltlicher Herrschaft. Was von dem Herrscherthume im Allgemeinen schon gilt, daß es etwas von Gott Geordnetes ist, und daher jeder verbunden, ihm unterthan zu sein, das findet auf das Kaiserthum ganz besondere Anwendung. Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beschirmen die Christenheit, dem Papst ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche: so beginnt der Sachsenspiegel, und diese Vorstellung kehrt nicht nur in den Rechtsbüchern, sondern auch in der Poesie häufig wieder. Ich will aus ihr nur eine Stelle anführen, aus einem Strafgedichte auf alle Stände, worin der Kaiser so angeredet wird [6]: Du hast ein Schwert in deiner Hand, deren Gott hat zwei gesandt der Christenheit zu Gute und uns zu großer Hute: das eine soll der Papst han, das gehört den Pfaffen an, das andere nütze in deiner Weise so gut du kannst. Schlag und stich, räche dich an deinen Feinden, die der armen Christenheit Leides thun wollen, an Juden, Ketzern und Heiden. Hilf dem Papste mit deinem Schwert, wenn er es von dir begehrt, mit so guter Treue, daß es dich nicht gereue [7].

Diesen unmittelbaren Zusammenhang der höchsten irdischen Gewalt mit dem Göttlichen bezeugt schon die Heldensage dadurch, daß sie ihre herrlichsten Königsgestalten von Göttern abstammen läßt; daher ihnen von ihrem Ursprunge noch wunderbare Eigenschaften und Kräfte verblieben sind. Das von Odin abstammende Königsgeschlecht der Wölsungen zeichnet sich durch ungewöhnliche Stärke und leuchtenden Glanz der Augen aus.

Später, als die Götter der Germanen gestürzt waren, traten an die Stelle derselben finstere Geistermächte: von solchen ist Dietrich von Bern, der Liebling der späteren Heldensage, entsprossen, dem im Zorne die flammende Lohe aus dem Munde schlägt.

Aber auch in den rein menschlichen und historischen Verhältnissen ward hohe, edle Abkunft als das Erforderniß eines Fürsten betrachtet. Schon der Name König deutet dies an, indem er einen von Geschlecht (chunni) bezeichnet; nicht minder weist der Name Fürst darauf hin, der den vordersten, ersten (am Lehen), vornehmsten ausdrückt. Bei den meisten germanischen Stämmen finden wir von Alters her bestimmte Geschlechter, aus denen in fast erblicher Folge die Könige gewählt wurden: so bei den Ostgoten die Amaler, bei den Westgoten die Balthen, bei den Franken die Merowinger. Procop berichtet, daß die Heruler, die in Illyrien saßen, bis nach Thule geschickt, um nach dem Tode ihres Königs sich von dort einen geschlechtsverwandten Herrscher zu holen [8].

In diesem Sinne deutet ein Dichter den aufrechtstehenden Adler des Reichsschildes [9]: er bezeichnet Hochgeburt, die sollte ein König haben. Im guten Gerhard wird erzählt, wie dem Helden der Geschichte, einem kölnischen Kaufmann, ein Herzogthum angetragen wird; er lehnt es jedoch mit den Worten ab: Sollte ich große Herrschaft haben, das wäre mir zu hoher Ruhm. Das reiche Herzogthum soll ein Fürst von Adel besitzen; mich überhebt dessen meine Geburt [10]. Freilich führt die bürgerliche Poesie des ausgehenden Mittelalters auch schon den Gedanken aus, kein Fürst auf Erden sei so edel, daß er nicht ursprünglich von Bauern abstamme [11]; darin aber stimmen alle Zeugnisse überein, daß zu der adelichen Geburt auch adeliche Gesinnung gehöre, und daß ohne diese dem Fürsten die wahre Weihe fehle. Ein Herrscher ist wie ein andrer Mensch, wenn er nicht seinem Adel entsprechend thut [12]. Nur der ist edel, der adelich handeln kann [13]. Ihr hohen Fürsten, wollt ihr edel sein, so befleißt euch der edlen That. That hat Adel, Adel schreibt sich nur nach That [14].

Völkerfürsten, die Heerkönige erscheinen, wie sie denken und handeln, so faßte das Volk das Wesen des Königsthums überhaupt auf. Subjectiveren Zuschnitt hat naturgemäß die Auffassung, wie sie in der Kunstpoesie uns begegnet. In den zahlreichen Lobsprüchen der Minne- und Meistersänger auf Fürsten, deren Gunst sie durch ihren Gesang sich erwerben oder erhalten wollten, und in den Klagen, die der Dichter dem hingeschiedenen fürstlichen Gönner nachruft, macht sich am häufigsten die Schilderung des Fürstenideales bemerkbar. Freilich ist die Darstellung des gabenheischenden Sängers nicht frei von tendenziöser Färbung, er malt schöner als die Wirklichkeit das Bild ihm darbietet; und nicht minder natürlich ist es, daß am verstorbenen Gönner alle Vorzüge hervorgehoben, alle menschlichen Schwächen bedeckt werden: für unsern Zweck aber ist es völlig gleichgültig, ob im einzelnen Falle die Schilderung übertrieben ist oder wahr; uns kommt es nur darauf an zu sehen, in welchen Eigenschaften man das ideale Bild eines Fürsten fand. Und da diese Eigenschaften immer und immer wieder in gleicher Weise betont werden, so erhebt sich dadurch die Auffassung des Einzelnen über die subjective Begränzung hinaus und stellt die allgemeine volksthümliche Auffassung dar. Dies wird noch dadurch bestätigt, daß sie in den Hauptzügen mit dem Bilde übereinstimmt, das die volksthümlichen Epen und Sagen uns liefern.

Aber auch das Kunstepos hat sein Fürstenideal, das, wenn es auch in vielen Beziehungen mit jenen zusammentrifft, doch die anders geartete Auffassung des ritterlichen höfischen Lebens nicht verleugnet. Auch die ritterlichen Epen können daher als Quelle herangezogen werden. Und endlich die didaktische Poesie, die am meisten der gelehrten Auffassung, wie wir sie in den Eingangs bezeichneten politischen Schriften finden, sich nähert, darin jedoch von ihr sich nicht unwesentlich unterscheidet, daß auch sie meist mehr die Forderungen, die das Volksbewußtsein an den Herrscher macht, darstellt als die Ideen des einsamen politischen Denkers oder erfahrenen Staatsmannes. Sehr gern mag die mittelalterliche Poesie ihre Fürstenehre in das Bild der Thierwelt einkleiden, wie ja die Thiersage frühe solchen

lehrhaften Charakter angenommen hat und zum Spiegelbilde des Menschen- und Staatslebens geworden ist. Die Gestalten des Thierreichs treten als Rathgeber des Thierbeherrschers auf, und ertheilen je nach ihrem Charakter guten oder bösen, heilsamen oder verderblichen Rath. Somit bildet auch diese Art von Dichtungen eine Quelle, aus der wir die Vorstellungen vom vollkommenen Fürsten schöpfen.

Ehe wir jedoch die einzelnen in den Quellen gebotenen Züge zu einem idealen Fürstenbilde zusammenstellen, mögen einige Aeußerungen deutscher Dichter bezeugen, wie tief das monarchische Princip im Volksbewußtsein lag. Die Nothwendigkeit eines regierenden Oberhauptes, das mit mächtiger Hand die Theile zu einem Ganzen zusammenhält, fand man schon in der Natur vorgebildet. Bekannt ist Walthers Spruch[1]: 'ich hörte ein Wasser rauschen', worin er ausführt, wie überall in der Natur Streit und Haß sei, wie aber alle Wesen darin übereinstimmen, daß sie sich einen Herrscher und eine Rechtsordnung wählen, Herren und Knechte einsetzen. Weh dir, deutsches Volk, fährt er fort, wie steht es mit deiner Ordnung, wenn die Mücke ihren König hat und deine Ehre so zergeht! — Weiter ausgeführt ist derselbe Gedanke von einem jüngeren Dichter, dem Meisner[2]: Die Mücken haben einen König unter sich, die Bienen einen Weisel, dem sie folgen; keine Kreatur lebt ohne Meisterschaft. Mensch, dies merke, wenn du Verstand hast: sei deinem Herrn aufrichtig ergeben, er kann dich wohl beschirmen mit fürstlicher That. Welch Vieh ohne Hirten ist, das wird verstoßen, merkt was das bedeute: welch Land ohne Hauptmann, ohne Fürsten ist, das hat viel arme Leute; das Land das muß zuletzt verderben, das Volk verarmet und muß Hungers sterben: wo guter Frieden ist, da kann man Gut und Ehr' erwerben. — Dem Herrn als einem von Gott gesetzten gehorsam zu sein, räth der Dichter des wälschen Gastes[3]: Wen Gott uns zum Herrn gibt, dem soll man folgen ohne Haß; sonst gibt er uns vielleicht einen Mann, der mit Bösem und mit Uebermuth uns unterdrücken kann.

Als Zeugniß aus dem 14. Jahrhundert möge uns ein

Wort des österreichischen Teichners dienen[4]: Land und Leute ohne Fürsten können auf die Länge nicht bestehen; aber auch der Fürst nicht ohne die Hülfe der Landschaft. Wir sind des Fürsten Glieder, er unser Leib. Jeder Landstand ist daher dem Landesherrn zu vollkommener Treue ohne alle Widersetzlichkeit verpflichtet, so auch seinerseits der Fürst. Im folgenden Jahrhundert sagt ein Dichter[5]: Der Kaiser soll das Haupt sein, denn man muß nothgedrungen ein Haupt haben, dem männiglich unterthan sei und dem Niemand sich widersetzen darf.

Die Fülle höchsten Glanzes umstrahlt das Haupt des Reiches, den deutschen Kaiser. In ihm erblickte das Mittelalter das Ideal weltlicher Herrschaft. Was von dem Herrscherthume im Allgemeinen schon gilt, daß es etwas von Gott Geordnetes ist, und daher jeder verbunden, ihm unterthan zu sein, das findet auf das Kaiserthum ganz besondere Anwendung. Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beschirmen die Christenheit, dem Papst ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche: so beginnt der Sachsenspiegel, und diese Vorstellung kehrt nicht nur in den Rechtsbüchern, sondern auch in der Poesie häufig wieder. Ich will aus ihr nur eine Stelle anführen, aus einem Strafgedichte auf alle Stände, worin der Kaiser so angeredet wird[6]: Du hast ein Schwert in deiner Hand, deren Gott hat zwei gesandt der Christenheit zu Gute und uns zu großer Hute: das eine soll der Papst han, das gehört den Pfaffen an, das andere nütze in deiner Weise so gut du kannst. Schlag und stich, räche dich an deinen Feinden, die der armen Christenheit Leides thun wollen, an Juden, Ketzern und Heiden. Hilf dem Papste mit deinem Schwert, wenn er es von dir begehrt, mit so guter Treue, daß es dich nicht gereue[7].

Diesen unmittelbaren Zusammenhang der höchsten irdischen Gewalt mit dem Göttlichen bezeugt schon die Heldensage dadurch, daß sie ihre herrlichsten Königsgestalten von Göttern abstammen läßt; daher ihnen von ihrem Ursprunge noch wunderbare Eigenschaften und Kräfte verblieben sind. Das von Odin abstammende Königsgeschlecht der Wölsungen zeichnet sich durch ungewöhnliche Stärke und leuchtenden Glanz der Augen aus.

Später, als die Götter der Germanen gestürzt waren, traten an die Stelle derselben finstere Geistermächte: von solchen ist Dietrich von Bern, der Liebling der späteren Heldensage, entsprossen, dem im Zorne die flammende Lohe aus dem Munde schlägt.

Aber auch in den rein menschlichen und historischen Verhältnissen ward hohe, edle Abkunft als das Erforderniß eines Fürsten betrachtet. Schon der Name König deutet dies an, indem er einen von Geschlecht (chunni) bezeichnet; nicht minder weist der Name Fürst darauf hin, der den vordersten, ersten (am Lehen), vornehmsten ausdrückt. Bei den meisten germanischen Stämmen finden wir von Alters her bestimmte Geschlechter, aus denen in fast erblicher Folge die Könige gewählt wurden: so bei den Ostgoten die Amaler, bei den Westgoten die Balthen, bei den Franken die Merowinger. Procop berichtet, daß die Heruler, die in Illyrien saßen, bis nach Thule geschickt, um nach dem Tode ihres Königs sich von dort einen geschlechtsverwandten Herrscher zu holen [8].

In diesem Sinne deutet ein Dichter den aufrechtstehenden Adler des Reichsschildes [9]: er bezeichnet Hochgeburt, die sollte ein König haben. Im guten Gerhard wird erzählt, wie dem Helden der Geschichte, einem kölnischen Kaufmann, ein Herzogthum angetragen wird; er lehnt es jedoch mit den Worten ab: Sollte ich große Herrschaft haben, das wäre mir zu hoher Ruhm. Das reiche Herzogthum soll ein Fürst von Adel besitzen; mich überhebt dessen meine Geburt [10]. Freilich führt die bürgerliche Poesie des ausgehenden Mittelalters auch schon den Gedanken aus, kein Fürst auf Erden sei so edel, daß er nicht ursprünglich von Bauern abstamme [11]; darin aber stimmen alle Zeugnisse überein, daß zu der adelichen Geburt auch adeliche Gesinnung gehöre, und daß ohne diese dem Fürsten die wahre Weihe fehle. Ein Herrscher ist wie ein andrer Mensch, wenn er nicht seinem Adel entsprechend thut [12]. Nur der ist edel, der adelich handeln kann [13]. Ihr hohen Fürsten, wollt ihr edel sein, so befleißt euch der edlen That. That hat Adel, Adel schreibt sich nur nach That [14].

Dem auf des Lebens Höhen stehenden aber naht leicht Ueberhebung und Hochmuth. Daher wird davor der Herrscher gewarnt und an des Lichtengels Beispiel erinnert, der wegen seiner Hoffahrt vom Himmel hinab gestoßen ward [15]. Er soll gedenken, daß wir alle einen Herrn haben, das ist unser Herrgott [16]; er soll den Armen helfen und dabei eingedenk sein: Gott hat über mich Gewalt und hätte mich wohl dir gleichstellen können [17]. Er wird daran erinnert, daß die großen und kleinen Leiden des Lebens auch über ihn Einfluß und Macht haben. Sollt' es der Kaiser selber schwören, er kann sich nicht vor Mücken wehren: was hilft darum Herrschaft und List, wenn ein Floh sein Meister ist? [18] Und vor allem wird ihm vorgehalten, daß auch er sterblich, auch er dem Tode verfallen ist. Der Kaiser sterben muß wie ich, drum darf ich gleich ihm stellen mich, sagt der kühne Freidank [19]: welcher Herr sterben muß wie ich, dem will ich nimmer Hulde schwören; deß Eigen wollt' ich gerne sein, der der Sonne gibt den Schein. Auch Ahasver und Alexander verschlang der Tod: ihr Fürsten, wißt, daß Burgen und Lande nach euch ein anderer besitzen wird [20]. Als Symbol, das auch den Mächtigsten der Erde an seine Vergänglichkeit mahnt, wird der Reichsapfel bezeichnet, wie das Eisenacher Rechtsbuch ihn deutet [21]: Der Kaiser hat einen goldenen Apfel in der Hand, der ist inwendig hohl und ist mit Erde gefüllt, das bedeutet ihn selber. Das Gold ist das edelste unter allen Metallen: also ist der Kaiser über allen Leuten. Daß der Apfel aber mit Erde gefüllt ist, dabei soll er erkennen, daß er von Erde kommen ist und wieder zu Erde werden muß und daß sein Reich und Gewalt irdisch und vergänglich ist [22].

Demuth wird daher an Fürsten als besonderer Vorzug gerühmt [23]. Früher, heißt es in dem Buch von den neun Felsen [24], waren die Herren voll Demuth: wenn das Reich erledigt war, wollte keiner darum werben, weil jeder einer so hohen Ehre sich nicht würdig dünkte. Demuthsvoll, herablassend und in freundlichem Verhältniß zu ihren Unterthanen zeigt uns die Heldensage ihre Volkskönige. Als Dietrich von Bern in den Streit ausreiten will, ruft er seine Mannen zusammen, und bittet, wenn

er einen unter ihnen gekränkt habe, es ihm zu vergeben, denn er wisse nicht, ob sie ihn jemals wieder schauen [25]. So räth ein Walthern untergeschobener Spruch [26]: Ihr Fürsten, schmücket euren Sinn mit reiner Güte, seid gegen Freunde sanft, tragt gegen Feinde Hochgemüthe. Stärkt das Reich und danket Gott der großen Ehren, daß mancher Mensch muß Gut und Leben euch zu Dienste kehren. Durch freundliches gütiges Wesen soll der Fürst die Liebe der Seinen sich erwerben und bewahren; grade je höher einer steht, um so herablassender muß er sein. Wollte selbst der Kaiser in Hoffahrt leben und niemandes Gunst erwidern, er würde verachtet sein [27]. Das Nichtgrüßen namentlich wird als ein Zug besonderer Unfreundlichkeit mehrfach hervorgehoben. Von einem unbeliebten Könige wird erzählt, daß er niemand grüßen wollte, so daß er allgemein verachtet ward und die Bauern an der Straße still sitzen blieben, wenn er vorüber ritt. Sein Zürnen darüber half ihm nichts, sie thaten es nur noch sichtlicher. Endlich fragte er einen Weisen, woher diese Unbeliebtheit komme. Der Weise sagte ihm, sein Vater habe auf seinem Hute einen Edelstein gehabt, der ihn allgemein beliebt machte, und rieth ihm ein Gleiches zu thun, und, um den Leuten zu zeigen, daß er den Stein wirklich auf dem Hute habe, das Haupt zu neigen. Der König folgte dem Rathe, und da die Leute das Neigen des Hauptes für Gruß hielten, so wurden auch sie freundlicher, und er gewann auf diese Art die verlorene Liebe seines Volkes wieder [28]. Der Liebe der Seinen kann auch der Höchstgestellte nicht entbehren [29]; des Fürsten beste Stellung ist daher, daß er von seinen Leuten nah und fern geliebt ist [30]. Harte Herren werden von den Ihren in der Noth verlassen [31], während dem gütigen Herrscher seine Mannen willig und bereit sind [32]. Der gute Fürst wird von seinen Leuten geliebt wie ein liebes Kind von seiner Mutter [33]; sie nennen ihn Vater des Landes [34]. Wenn der Fürst vom Tisch aufsteht, soll er bei seinem Gesinde ein wenig verweilen und freundlich mit ihnen sich unterhalten [35], während der treulose Rathgeber ihm räth, sich von den Leuten zurückzuziehen [36].

Freilich aber darf das Streben nach Beliebtheit nicht so

weit gehen, daß das fürstliche Ansehen darunter leidet; vor allem darf es ihn nicht hindern, wo Strenge erfordert wird, streng zu sein. Wer über Land und Leute Gewalt hat, sei den Graden grad, den Mannichfalten mannichfalt, er liebe den ehrbaren und hasse den der missethut. Will er beiden gleich süß sein, wer soll dann dem Süßen Ersatz schaffen, wenn der Saure ihm Schaden thut? Dazu gehört Herrenfurcht, daß einer dem andern nicht missethut: dadurch wird ein Herr gefürchtet und geliebt [37]. Darauf werden auch die Reichskleinodien gedeutet: der Reichsadler ist schwarz und von grausigem Aussehen, d. h. das Reichsoberhaupt soll man fürchten [38]. Das Eisenacher Rechtsbuch [39] bezieht darauf das mit Lilien geschmückte Buch, das der Kaiser auf dem Schoß hat: das bedeutet, daß derselbe gut und doch gefürchtet sein soll, sanftmüthig gegen seine Unterthanen und ohne Zorn, wie die Lilie ohne Dornen ist.

Daß im Zeitalter des Minnedienstes, des Frauencultus, auch den Fürsten, die Frauen zu ehren, zur Pflicht gemacht wird, kann uns nicht befremden. So heißt es im Lobe eines Fürsten, er ehre alle Jungfrauen um der Jungfrau willen, die uns Gott gebar [40]; und von Rudolf I wird mehrfach hervorgehoben, er habe alle werthen Frauen geehrt [41].

Der Freude des Lebens sich zuzuwenden und sie zu genießen, wird dem Fürsten nicht nur nicht verwehrt, sondern empfohlen. Er sei fröhlich bei Tisch und auf der Straße [42], denn sein Lächeln thut den Gästen wohl [43]. Er soll gern Kurzweil treiben hören [44], denn das verscheucht ihm den Unmuth, allerdings mit Maß, und vor allem darf er darum die höhere Sorge für die Wohlfahrt von Land und Leuten nicht außer Acht lassen; denn das bedeutet Scepter, Krone und der goldene Apfel, den er führt [45]. Ebenso wenig darf die weltliche Wonne das Streben nach Gottes Huld beeinträchtigen [46].

Diese ernste Auffassung von dem fürstlichen Berufe veranlaßt die Betrachtung, daß des Fürsten Leben keineswegs ein beneidenswerthes sei. Wenn es nach meinem Willen geht, sagt Freidank, so laß ich dem Kaiser gern das Reich [47]; und sehr treffend äußert sich der Dichter des wälschen Gastes [48]: Das

Volk lebt besser als der Mann, den die Herrschaft bekümmert. Das Volk bedarf, daß man ihm richte; des Herrn Gedanken ruhen nimmer, denn er soll ausfindig machen, wie er wohl richte. Das Volk denkt in thörichtem Sinne, kein anderer als der Herr habe es gut, wenn man ihn auf den Händen trägt; er habe was er wolle. Nein! er hat viel Mühe und Sorgen. Wenn das Volk schlafen kann, so muß er fortwährend die allgemeinen Angelegenheiten besorgen. Was das Volk bedroht, das schafft ihm allein Arbeit; er soll alle Zeit bereit sein, Ersatz für alles zu schaffen, wenn Diebe oder Feinde dem Volke Schaden thun; das Volk soll ihm lieb sein, wie er sich selbst. Thörichtes Volk, nun sage mir, mit welchem Rechte wünschest du dir Herr zu sein? Aus seiner Natur heraus wollen, bringt nur Schaden: warum soll ein Bauer sich ein so saures Leben wünschen? Wenn er mit seinem Gesinde scherzt und mit seinem Kinde lacht, so wird indessen der Herr bedrängt von allerlei Klagen. Auch kann ein Fürst es niemals allen recht machen; der eine sagt: Mein Herr soll so thun, der andere sagt: Nein, so! — An jedem wissen sie etwas auszusetzen: der eine ist zu sanft zum Herrschen, der zweite zu karg, der dritte nicht reich genug, dem vierten ist hohe Geburt und hoher Muth versagt [49].

Trotzdem ist es Pflicht des Fürsten, sich der Sorge zu entschlagen [50]; denn er hat den Beruf, Freude und Segen in seiner Umgebung zu verbreiten. Darauf bezieht sich der schöne Vergleich des Fürsten mit der Sonne, die die trüben Wolken verjagen kann, wenn sie so leuchtend dasteht [51]. Der vom Dichter gefeierte Fürst wird daher bezeichnet als die Sonne, während alle seine Genossen neben ihm wie Nebel erscheinen [52]; oder als der Morgenstern, der die kleineren Sterne überstrahlt [53].

Was das Herz der Mannen am meisten erfreut, was mehr als alle andern Eigenschaften des Königs sie an ihn kettet, das ist die Milde, d. h. die Freigiebigkeit desselben, die mit offener Hand den Getreuen Gaben spendet. Schon in den ältesten Zeiten finden wir diesen Zug hervorgehoben: das Gefolge ist berechtigt, von des Fürsten Milde bald jenes Roß zu erwarten, auf dem er kämpft, bald jene Framea, die den blutigen Sieg

erringen soll; denn die Speisung und die einfachen, jedoch reichlichen Schmäuse gelten nur als Sold [54]. In den Dichtungen der deutschen Heldensage, in den ritterlichen Epen und in der Spruchpoesie des Mittelalters ist dieser Eigenschaft der Fürsten mehr als irgend einer anderen erwähnt; und das begreift sich leicht, wenn man erwägt, daß auf die Milde der Herren die Sänger hauptsächlich angewiesen waren. Im Nordischen heißt der König nach dieser Eigenschaft geradezu milding; auch im Beovulf beziehen sich eine Reihe umschreibender Ausdrücke für König darauf: da heißt er bald der Schatzspender, bald der Ringgeber oder Ringhortverwalter, bald Wonnegeber; danach wird der Königsthron Gabenstuhl, und der Königspalast Gabenhalle oder Armringsaal genannt [55]. Im altsächsischen Heliand führt der König ebenfalls den Namen Armringgeber oder Kleinodgeber. Zumal wenn der König eine Heerfahrt zu unternehmen im Begriff ist, dann öffnet er die Schatzkammer, vertheilt unter seine Mannen Roß und Gewand, und heißt auf Schilden das rothe Gold und das Silber herbeitragen, das er ungewogen mit freigebiger Hand spendet. Nicht minder nach überstandener Gefahr wiederholen sich diese Gaben, und nicht selten ist der Lohn der Mannen auch ein bleibender, in Land und Huben bestehend, die er ihnen zum Lehen hingibt. Und so faßt auch die altsächsische Evangelienharmonie ihren volksthümlich gezeichneten Christus als den milden König, der die Gaben des ewigen Lebens vertheilend von Land zu Land, von Stadt zu Stadt einherzieht.

Was soll ein reicher König, hat er nicht milden Muth? heiß es im Ortnit [56], und ganz ähnlich bei einem Spruchdichter: Was soll ein Landesherr, der keine Milde hat? [57] Dem jungen König wird gerathen in Ehren zu leben und die Seinen reich zu machen; dann werden sie ihm willig und treu dienen [58]. Darum ist es nothwendig, daß ein Fürst auch in rechter Weise zu sparen wisse, damit er eben diese erste Fürstentugend auch ausüben könne, denn wie hold ihm auch seine Mannen sind, sie gewinnen undiensthaften Muth, wenn er ihnen nicht Gut zu geben hat [59]. Ein Ritter darf wohl verzehren, was er im Jahre

einnimmt, wenn das ein Fürst thun will, das ist nicht recht; jeder Herr soll jährlich etwas in seine Kammer zurücklegen [60]. Je höher einer steht, desto häufiger muß er Milde ausüben. Kaiser Heinrich (I), so erzählt ein Spruch [61], bestimmte, wie jeder Stand um der Ehre willen geben sollte: ein Kaiser alle Wochen, ein König alle Monate, ein Fürst alle Vierteljahre, ein Dienstmann jedes Jahr; wo unter Geben das reichliche Spenden bei großen Festen, nicht das Beschenken eines einzelnen gemeint ist.

Nächst den Mannen sind es die Armen, die Anspruch auf des Fürsten Milde haben. Von Karl heißt es im Roland [62]: Den Armen war er vertraut, ein milderer Herr ward nie auf der Welt geboren; im Lobe eines anderen Fürsten: er verstand mit Hülfe den armen Leuten ihren Kummer zu mindern mit gebender Hand ohne Endes Ziel [63], und ebenso: Den Armen schnitt er Kleider an und speiste sie täglich, Christo dem reichen zu dienen [64].

Sodann sind es die gernden, d. h. die begehrenden Sänger und Spielleute, die in Scharen der Fürsten Höfe umdrängten [65]. Den milden Fürsten zu erheben, werden von den Dichtern alle Verhältnisse zu Bildern und Vergleichen herangezogen. Der Dichter nennt ihn einen Schenken der Mildigkeit, und meint, wenn der goldreiche Kaukasus sein eigen wäre, seine Milde würde ihn ganz und gar vertheilen [66]. Seine gebende Hand freuet wie der süße Regen im Maien [67]; wer traurig ist, der sehe ihn an, dem gibt seine Tugend und seine Milde Hochgemüthe; er hilft den Gehrenden aus Noth, denen ist er ein Ostertag und ein blühender Mai [68]. Der milde Fürst wird dem Panther verglichen, dem die mittelalterliche Naturgeschichte eine so süße Stimme beilegte, daß alle Thiere ihm nachfolgen: so folgen ihm die Gehrenden, denen versteht er ihren Kummer zu erleichtern [69]. Jeder Herr sollte die Augen eines Straußes haben, von dem man erzählte, daß er seine Jungen mit den Augen ausbrüte: damit sollte er werthe Ritter minnen und es mit der Milde halten: thue er das, so sei er wohl einer Kaiserin werth. Den edlen Rittern soll man Lehen geben und schenken,

sie vergelten es einst mit Dienst, wenn sie dafür ihr Ritterleben wagen [70]. — Am häufigsten aber wird der Milde dem Adler verglichen: vom Landgrafen von Thüringen sagt der Wartburgkrieg, über ihm schwebe zu allen Zeiten ein Adler, der bezeichne seine Milde [71]. Der fliegende Adler im Reichsbanner wird gedeutet, daß der Kaiser an Tugend über alle Leute fliegen soll, wie der Aar über alle Vögel, und in der Sonne Schein gleich dem Adler sehen, d. h. er soll den Schein der Sonne der Gerechtigkeit erkennen, weil alle Gerechtigkeit von ihm ausgeht [72]. Dem Kaiser Otto IV ruft Walther zu [73]: Ihr tragt zwei Kaisers Vorzüge, des Aaren Tugend, des Löwen Kraft, die sind das Heerzeichen am Schilde: wollten die zwei Heergesellen gegen die Heidenschaft ziehen, was widerstände ihrer Mannheit und Milde? wo der Löwe auf Tapferkeit, der Adler auf Freigebigkeit sich bezieht. Ausgeführter ist das Bild in Vintlers Blume der Tugend [74]: Der Adler ist der mildeste Vogel auf Erden; er mag noch so großen Hunger haben, so läßt er doch die andern Vögel, die bei ihm sind, sich mit ihm laben. Darum fliegen viele Vögel ihm nach, die selbst zu schwach sind, um Speise zu gewinnen. — Wie aus der Naturgeschichte, so finden wir Typen der Milde auch aus der Sage und Geschichte entnommen. In der deutschen Heldensage werden namentlich Frute von Dänemärk, der nordische Frodi, und Rüdiger, der Markgraf von Bechlaren, wegen ihrer Milde gefeiert. In der höfischen Poesie ist am meisten König Artus, wie überhaupt als Spiegelbild königlicher Tugend, so auch der Freigebigkeit hingestellt; neben ihn stellt Frauenlob [75] Alexander, der auch von andern Dichtern wegen seiner Milde gerühmt wird [76]. Von historischen Persönlichkeiten ist es die Gestalt eines großen Heidenkönigs, die im Glanze dieser Tugend erscheint: es ist Saladin. Daher nennt ein Dichter den von ihm gepriesenen Fürsten einen Saladin an rechter Milde [77], und auf ihn führt Walther [78] einen Ausspruch als Quelle zurück, wenn er Philipp von Schwaben zuruft: Denk an den milden Saladin, der sagte, daß Königshände durchlöchert sein sollten [79]; dann werde er gefürchtet und geliebt, d. h. seine Hände sollen, was er besitzt, nicht festhalten, sondern durchfallen

lassen und vertheilen. Von ihm erzählt der österreichische Reimchronist Enenkel, er sei so milde gewesen, daß er niemand eine Bitte abschlug, und infolge dessen zuletzt selbst Noth und Mangel leiden mußte [80]. An Rudolf von Habsburg wußten die Sänger mannichfache Tugend zu rühmen, nur Freigebigkeit wird nicht grade an ihm hervorgehoben, zumal gegen die fahrenden Sänger war er karg. Daher schließt ein Dichter einen Lobspruch auf ihn mit den Worten [81]: Ich gönne ihm wohl, daß ihm nach seiner Milde Heil geschieht; der Meister Singen, Geigen, Sagen, das hört er gern und gibt ihnen nichts dafür. Noch drastischer hebt diese Eigenschaft Meister Stolle hervor [82]: Der König von Rom gibt nichts und hat doch Königs Gut; er gibt auch nichts, und hat fürwahr doch eines Löwen Muth; er gibt auch nichts, er ist keusch fürwahr; er gibt auch nichts und ist doch frei von Fehle; er gibt auch nichts, er minnet Gott und reine Frauen; er gibt auch nichts, es kann wohl niemand so vollkommen sein; er gibt auch nichts, er ist aller Schande bar; er gibt auch nichts, er ist weise und rein; er gibt auch nichts, er richtet wohl; er gibt auch nichts, er minnet Treu und Ehre; er gibt auch nichts, er ist tugendvoll; er gibt auch leider Niemand was — was soll der Rede mehr? Er gibt auch nichts, er ist ein Held voll Zucht und unverzagt; er gibt auch nichts, der König Rudolf, was man von ihm auch singt und sagt [83]. In derselben ironischen Weise schildert ein anderer Dichter die Unmilde eines Fürsten [84]: Ich will dem edlen Fürsten immer Dank sagen, der mir so mild seine Hülfe gegeben hat. Mir wird wohl gelohnt, was ich ihm sang: hab' ich Holz, so läßt er mich am Feuer warm werden. Er läßt mich sitzen oder stehen, er läßt mich kaufen was ich feil finde und bezahlen kann; er läßt mich reiten oder gehen; hab' ich ein Pferd, er läßt mich darauf traben und im Schritt reiten; er hat mir mein armes Haus so erfüllt, wenn ich nichts drin habe, so läßt er mich heraus gehen. Darum will ich immer sein Diener sein: er hat mir erlaubt Wasser zu trinken, wenn ich den Wein nicht bezahlen kann. — Bitterer als hier, wo wie bei Rudolf andere Vorzüge den Mangel an Freigebigkeit mildern, der durch seinen Nichtreichthum zu erklären

ist, bitterer wird die Kargheit sonst gerügt. Herren Gut und Herren Namen sollte von Rechts wegen Niemand haben als wer mit beiden ordentlich zu leben verstände. Das ist unherrenlich gethan, wenn jemand sich nicht der Untreue und der Kargheit schämen will, wo man um der Ehre willen geben soll [85]. Die Klagen über Abnahme der Milde wachsen mit dem Verfall der Poesie: je älter und je ärger wird der Welt Leben, ihr hohes Lob von Tage zu Tage erbleichet; die Edeln sind entschlafen und an Ehren verzagt [86]. Der Geiz hat oft gemacht, daß Könige verdorben sind, sagt Freidank [87], der als Bild der Habsucht die Eule hinstellt: die Eule lehrt nicht Milde, so wenig als die großen Höfe; wer bei den beiden altern soll, dem wird der Ranzen selten voll [88]. Während des milden Fürsten Hof allen offen steht [89], hört man die Klage, daß es jetzt leider nicht mehr so sei; den Fürsten ist es eine Beschwerde, Leute bei sich zu sehen, daher ist die Welt freudlos, denn die Herren ziehen sich von den Leuten zurück [90]. Ist schon solche Zurückhaltung an dem Fürsten tadelnswerth, so noch mehr das offene Unrecht, das seine Habsucht den Unterthanen zufügt. Der Fürst, der seine Leute beraubt, ist ein Räuber und Diebesgenoß; ein schlechter Hirte ist wer seines Herrn Schafe schlägt. Gott gibt dem Fürsten die Leute, er ist ihr Hirte; wenn er die Schafe Gottes untreu hütet, so entbehrt er auf ewig des Himmelreiches [91]. Die Fürsten, sagt Freidank mit Bezug auf die zunehmende Last der Zölle und Steuern, die Fürsten zwingen mit Gewalt Feld, Steine, Wasser und Wald, dazu Wild und Zahm; sie würden es mit der Luft gern ebenso machen; die muß uns noch allen gemeinsam sein. Könnten sie uns der Sonne Schein und Wind und Regen verbieten, man müßte ihnen auch davon 'Steuer zahlen [92].

Durch Freigebigkeit erringt der Fürst das was man im Mittelalter insgemein unter 'Ehre' versteht; daher die Ausdrücke um der Ehre willen geben, nicht vor der Ehre sein Gut sparen' sehr häufig wiederkehren. Es wird von dem Fürsten erwartet, daß er schon um seines Standes willen repräsentire; dieser äußere Anstand ist recht eigentlich unter dem Ausdruck Ehre

begriffen; und so bezeichnet umgekehrt Schande das unanständige, dem Stande nicht geziemende Denken und Leben, das sich beim Fürsten namentlich in zu großer Sparsamkeit äußert. Welcher Herr ungern Leute sieht, bei dem ist auch kein Ehrenschall [93], bezeichnet diese Auffassung deutlich genug, und so beziehen sich die bildlichen Ausdrücke — wenn ein Fürst der Ehre Spiegelglas [94], ein Ehrenbildner ehrenvoll [95], eine Thür der Ehre, d. h. durch die Ehre ein- und ausgeht [96], ein Leitstab der Ehre von der Schande [97], genannt, wenn vom Schilde der Ehre gesprochen [98], wenn Ehre des Fürsten Rathgeber genannt wird [99], oder wenn es heißt, daß Frau Ehre in seines Herzens Grunde hause [100], oder wenn Herr Ehrenwart, eine allegorische Gestalt, um die Ehre des Verstorbenen klagt [101] — durchgängig auf diesen Begriff von Ehre [102]. Neben solchem Lobe läßt sich freilich auch hier wieder die Klage über abnehmende Ehre hören. Früher wurde manches Edelkind von einem Lande ins andere gesandt, um Zucht und Ehre zu lernen: jetzt könnte man sie ebensogut in eine Taverne schicken als zu den Fürsten und Herren [103]. Die Schande drängt sich vor die Ehre, Recht wird durch Unrecht verkehrt, das lehrt man jetzt in der Fürsten Schule [104].

Die nächst der Milde am meisten hervorgehobene Fürstentugend ist die Gerechtigkeit, und der höchste irdische Herrscher, der deutsche Kaiser, muß daher dieser Tugend vor allem sich befleißen. Darauf bezieht sich das eine der von Gott verliehenen Schwerter: während der Papst unsere Seele in seiner Hut haben soll, soll unser Gut und Leben der Vogt von Rom mit Gericht beschirmen [105]. Diese Bedeutung hat nach dem Eisenacher Rechtsbuche das entblößte Reichsschwert, das dem Kaiser vom Reichsmarschall vorgehalten wird: er soll ein Richter sein über alles weltliche Gericht, und alle Fürsten und Herren sollen das Gericht von ihm haben [106]. Der Kaiser Friedrich II will des Reiches Brod nicht unverdient essen, er hat solches Verlangen, Gerechtigkeit zu üben, wie kaum ein hungriger Bär nach süßem Honig [107]. — Was soll ein Kaiser ohne Recht! hebt ein Dichter seinen Spruch an [108]; ein rechter Kaiser soll

richten ohne jeden Haß [109]. Der deutsche König wird betrachtet als der Quell des Rechtes und der Schild gegen allen unrechten Willen [110]. Des Fürsten Unrecht ist schwerer als das der Unterthanen: wenn ich Unrecht thue, so ist es mein allein; die Sünde des Fürsten ist allgemein. Wenn der Führer schlecht sieht, so leitet er uns alle gefahrvoll. Ist das Haupt eines Mannes ungesund, so schadet es den sämmtlichen Gliedern [111]. Daher die Ermahnung, Gerechtigkeit zu üben, den Fürsten immer und immer wiederholt wird. Der Fürst, der Fried' und Recht begehrt, ist vor Gott und der Welt werth [112]. Ein König soll friedlich, gerecht, fromm (d. h. tapfer), gottesfürchtig und grade sein [113]. Auf die Gerechtigkeit bezieht ein Dichter, allerdings in irriger Deutung, auch den Namen König. Merke was ein König sei: ein König ist zu deutsch ein Richter genannt [114]; und auch den entlehnten Namen Kaiser deutete man darauf: Ein Kaiser heißt ein Kaiser, daß er kiesen soll, unrechtes Recht soll er mit Gewalt niederschlagen, burglich Recht soll durch sein Herze fließen; um strenger That willen ist ein König ein Kühner genannt, daß er beliebt sei und Frieden schaffe, darum wird seine Hand gesalbt; das lassen sich aber nun die Könige verdrießen [115]. Als Gründer des Rechtes und sprichwörtlich wegen seiner Gerechtigkeitsliebe gefeiert steht Karl der Große da: Karles Recht, Karles lôt, sind Ausdrücke, um den höchsten Grad von Gerechtigkeit zu bezeichnen [116]. Im Roland heißt es von ihm [117]: er war ein rechter Richter, er lehrte uns die Gesetze; der Engel schrieb sie ihm vor, er verstand alle Rechte [118]. Bekannt ist die Erzählung von der Glocke, die er aufrichten ließ, die jeder läuten konnte, der Recht suchte, und die einst, als er beim Mahle saß, geläutet wurde, ohne daß die Wächter entdecken konnten von wem. Endlich beim dritten Male fanden sie eine Natter, die sich um den Klöpfel geschlungen hatte; der Kaiser, der darin einen Wink Gottes erblickte, ließ die Thür aufthun, die Natter schlängelte sich herein und legte sich zu des Kaisers Füßen, der sie aufforderte, ihm ihr Leid kund zu thun. Sie ringelte sich wieder hinaus und der Kaiser folgte ihr bis zu ihrem Lager, wo sich herausstellte, daß eine Kröte über den

Eiern der Natter lag. Da befahl Karl einen Spieß durch die Kröte zu stechen und hatte so der Natter zu ihrem Rechte verholfen [119].

Vor allem den bedrängten Armen beizustehen schien die höchste Aufgabe des obersten Richters. Wenn die armen Leute dir klagen, so richte ihnen, d. h. verschaffe ihnen Recht [120]. Stärkt das Recht und richtet, was die Armen klagen [121]. Ihr Fürsten und Landesherren sollt daran gedenken, daß Gott euch hat zu Richtern und zu Gnaden auserkoren; darum heißt ihr Herren, daß ihr sollt das Unrecht kränken und schafft den armen Leuten Frieden, dann seid ihr wohlgeboren [122]. Der Fürst soll sich im Lande umsehen, und wo Gebrechen und Irrsal herrscht, es abwenden und den Armen beistehen [123]. Unparteilichkeit gegen Arm wie Reich ist eine nothwendige Eigenschaft des gerechten Fürsten; sein Gericht soll gleich sein dem Armen wie dem Reichen [124]. Ja er darf dem Armen gegenüber größere Nachsicht in der Rechtsübung walten lassen, als beim Reichen: vom Landgraf Ludwig von Thüringen erzählt sein Biograph [125], er habe armen bußfälligen Leuten leicht etwas übersehen, wenn sie am Gericht oder sonst etwas verbrochen hatten; und das Buch der Rügen räth ausdrücklich: Gott will, daß du dich erbarmest alle Zeit des Armen mehr als des Reichen, der sich selbst beschützen kann [126].

Unter den Hülfsbedürftigen stehen die des schützenden Mannes beraubten Wittwen und Waisen obenan. Bei der Krönung wird dem Könige verboten Unrecht zu thun, vielmehr soll er Wittwen und Waisen gerecht sein [127]. Kaiser und Könige, denen Gott auf Erden Gericht und Gewalt gegeben, sollen ihre Leute vor Dieben und Räubern, vor Juden, Heiden und Ketzern schirmen, sollen den Geistlichen Almosen geben und Wittwen und Waisen behüten; thun sie das nicht, so sind sie der Christenheit abtrünnig und man wirft sie in den Grund der Hölle [128]. Am Grabe des Gestorbenen wird geklagt, daß der Gerechtigkeit blühendes Reis welk geworden; denn der Gestorbene war ein treuer Urtheilschmied, der des Rechtes Bestimmung nie aus Habsucht und um falschen Schatzes willen verletzte, sondern er

war ein guter Richter den Wittwen und Waisen [129]. Allgemeine Sicherheit und Frieden im Lande zu schaffen ist des Fürsten Aufgabe; des Königs Macht wird danach bemessen, wie weit es ihm gelungen ist, diesen allgemeinen Frieden herzustellen. Etzels Macht ist so groß, daß die Boten durch das Land reisen, ohne daß man ihnen etwas zu nehmen wagt [130]. Auch darin zeigt sich die von ihm ausgehende Sicherheit, daß die Nähe und Berührung seiner Person Asylrecht verleiht [131]. Da er selbst nicht überall im weiten Reiche das Auge walten lassen kann, so bedarf er getreuer und zuverlässiger Stellvertreter. Darum räth der Dichter [132], sich vor den Hohlwangen zu hüten und ihnen so wenig als einem Habsüchtigen das Gericht anzuvertrauen, denn sie schinden die armen Leute; der Fürst soll sein Land wohl kennen, wo man darin Unrecht begeht, dem soll er wehren. Wer Unrecht thut, den soll er vor sein Gericht berufen und strafen. Weil der Kaiser nicht in allen Landen sein kann, darum belehnt er die Könige mit den Königreichen, daß sie an seiner Statt das Land berichten [133]. Freilich ist auch hier die Klage über mangelnde Rechtspflege, wenn nicht Schlimmeres, häufig. Die Großen des Reiches dulden nicht, daß der Arme vor des Kaisers Gerichtsstuhl komme; dadurch schwächen sie seine Macht und sein Ansehen [134]. Bestechung und Geschenke schaden dem Rechte: wenn einer Geld oder etwas dergleichen mitbringt, so setzt er seine Sache durch, wäre es auch gegen des Reiches Nutzen [135]. Kommt einer mit vollem Beutel in des Königs Kanzlei, so wird er wohl aufgenommen; wer aber nichts hat, steht hinter der Thür; sind seine Taschen leer, so richtet er wenig oder nichts aus [136]. Aber der Kaiser selbst, der höchste Gerichtsvogt, ist der Bestechung zugänglich [137]; er und seines Gleichen sollten aller Welt Streit schlichten, aber sie verletzen das Recht und bedrücken Jung und Alt [138]. Gott hat ihnen das Recht gegeben, darum sollen sie dessen auch pflegen, das Unrecht sein lassen und in Ehren ihr Land besitzen [139]; sie sollen richten den Armen wie den Reichen, weder um Bestechung noch um Gaben willen, wie Gott ihnen das Reich verliehen; aber sie machen einen Unterschied im Rechte [140].

Nicht den kleinsten Theil der Schuld der Fürsten tragen nach der allgemeinen Auffassung ihre Rathgeber, ihre Umgebung; und es ist dies berechtigt, wenn wir bedenken, daß der Rath, der dem Fürsten zur Seite steht, im germanischen Königthum eine so bedeutende Stellung einnimmt. In keiner irgend wichtigen Angelegenheit kann der König ohne seinen Rath, seine Mannen zu befragen, handeln und vorgehen. Darum ist auf die Wahl der Rathgeber so häufig solcher Nachdruck gelegt [141]. In des Königs Rathe ziemt Niemand, der Geld für des Reiches Ehre nimmt. Ein Herr kann nimmer gedeihn, wollen ihm feind die Seinen sein. Der Fürsten Herz und ihr Leben erkenne ich an den Rathgebern; der Weise suchet weisen Rath, der Thor sich zu den Thoren hält. Ein weiser Herr hat gern weite Freunde und engen Rath, d. h. viele Freunde und wenig Vertraute. Man merkt an dem Rathe wohl, wie man den Herren loben soll [142]. Ein Fürst soll in seinen Rath nehmen Männer, die nicht gierig sind, denn der Gierige bricht das Recht und verräth den Freund [143]. Ein frommer Rathgeber räth dem Herrn nichts, das gegen die Ehre ist; daher muß er vorsichtig und erfahren, weise und höfisch in seinen Sitten sein [144]. An den Dienern erkennt man die Fürsten: sind sie klug und weise und halten sie den Hof in Preise, so wird der Fürst weise genannt; ist aber der Rath mit Kindern besetzt, die neue Fünde und Listen ersinnen, und keinen Rath kennen als schinden und nehmen, das kann nur einem unerfahrenen Fürsten behagen [145]. — In der Wirklichkeit steht es leider anders, als man wünschen müßte. Früher, sagt der Stricker, saßen auf Stühlen am Hofe die Alten und Erfahrenen, die Wohlgeborenen und die Reichen; die drei ersten sind vertrieben und nur die Reichen haben ihren Platz behauptet [146]. Wer heute bei den Fürsten fortkommen will, der muß ein Schmeichler sein, sonst bleibt er ihnen lange fremd [147]; die Fürsten nehmen Wucherer in ihren Rath auf [148]; es ist leider eine verbreitete Gewohnheit, daß jeder Herr zwei Arten von Räthen an seinem Hofe hat, die einen reden dem Fürsten immer zu Willen, und leider sind die Fürsten so gesinnt, daß sie nur den werth halten, der ihren Willen thut [149]. Wenig

Treue und Güte wohnt in der Hofleute Gemüthe; sie lachen gütig außen, und haben doch Falsch im Innern. Kommt der Arme ohne Gabe zu ihnen, er wird abgewiesen. Wer gut und barmherzig ist, der halte sich nicht zu Fürsten, die geizig und hoffährtig sind, denn sein Herz gewinnt manche Pein; wer gern überall gerecht ist, der gehe hinaus und räume den Saal [150].

Daß der Fürst Gerechtigkeit ausübe, dazu bedarf es frommen Sinnes und Gottesfurcht; daher mit Recht Frömmigkeit zu den einem guten Fürsten unentbehrlichen Eigenschaften gezählt wird. Der Anfang aller Weisheit ist die große Furcht Gottes [151]; darum soll der Fürst zu allen Zeiten Gottes Gebot halten, sich vor Gott in seinem Herzen demüthigen und Gottes Lehre beachten [152]. An Rudolf I wird seine Gottesminne gerühmt [153], und dem jungen König wird gerathen, heimlich und offen Gott von Herzen zu minnen mit allen seinen Sinnen [154]. Gott zu danken für die verliehene Gnade, ziemt einem frommen Fürsten; wenn er von Tisch aufsteht, soll er vorher Gott loben, der ihm sein Brod und seine Würde gegeben [155], und am Morgen wie am Abend soll er Gott mit Gesange preisen [156]. Das Kreuz auf der Reichskrone bedeutet [157], daß er ein König über alles Volk ist, daß Gott jedoch über ihm steht, der ihm, wenn er es verdient, dereinst das oberste Königreich geben wird. In der Krone über dem Nacken des Kaisers steht ein edler Stein, der Waise geheißen, weil man seines Gleichen nicht mehr findet, so wenig als es einen dem Kaiser gleichen gibt. Daß er aber im Nacken steht, bezeichnet, daß der Kaiser nicht überall sein Auge haben kann, daß er daher das Uebrige Gott anbefehlen und all sein Heil auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade setzen muß. Die Frömmigkeit des Fürsten muß aber auf dem rechten Glauben der Kirche ruhen [158]; er heißt daher ein Stärker und ein Riese rechten Glaubens [159] und ein Wächter des Christenthums [160]. Mit dem rechten Glauben hängt zusammen, daß er die Vertreter der Kirche, die Geistlichkeit, ehrt [161]. Aber nicht nur selbst gläubig muß er sein, sondern es ist auch seine Pflicht, den Christenglauben gegen alle Gefahr zu schützen, die ihm von Heiden und Ketzern erwachsen kann. Daher sagt Stolle [162]: ein

Herrscher sollte zu allen Zeiten des Löwen Ruf haben und daran gedenken, daß Gott ihn dazu erschuf, der armen Christenheit mit seinem Schwerte guten Frieden zu machen [163]. Er darf den Christenglauben nicht schänden lassen, sondern soll so regieren, daß er der Christen Stab auf Erden und ein Licht der Christenheit sei; denn Gott hat ihn erwählet zu einem Wehrschutz der Armen, zu einem Helden der Christenheit. Wenn der Antichrist mit falscher List den Christenglauben vernichten will, soll er ihm mit Gottes Kraft Widerstand leisten [164]. Vor allen Dingen ist dies des römischen Kaisers Beruf; er ist die Säule, die die Ehre des Christenthums auf sich trägt [165]; er soll Frieden machen durch alle Lande, denen unser Heiland bekannt ist, und Ketzer wie Heiden mit großer Kraft bekämpfen [166]. Und darin sollen die Könige dem Kaiser beistehen, damit Gottes Dienst auf Erden gemehret werde; auch sollen sie das Volk in ihrem Reiche hüten, daß es nicht den Ketzern und Heiden gleich sei [167].

Um aber diesen Kampf für das Christenthum zu fechten, bedarf der Fürst auch persönlicher Tapferkeit; mannhaftes Wesen wird daher überall als Fürstentugend gepriesen. Es läßt sich denken, daß in den Königsgestalten unserer Heldensage dieser Zug besonders betont wird; es sind immer kraftvolle, herrliche Erscheinungen; nur ist es ein häufig wiederkehrender Sagenzug, daß die Kraft des Helden, die innere wie äußere, in seiner frühen Jugend zu schlummern scheint und erst bei einem bestimmten Anlaß unerwartet in hellen Flammen emporschlägt [168]. Manheit oder vrümekeit heißt diese Fürstentugend, manlich oder frum muß der Fürst sein [169]. Welcher Herr will, daß man ihn lobe, der lebe auch löblich, er soll mannlich und milde sein, getreu und freundlich [170]; er hält den Feinden gegenüber wacker Stand [171]; er macht nicht viele Worte, ist aber fromm zu der That [172]. Den Namen Herzog deutet, der Sprache entsprechend, ein Dichter auf die demselben nothwendige Tapferkeit: ein Herzog heißt ein Heerzieher, daß auch das Volk nach ihm ziehe im Kriege; aber den Namen trägt mancher jetzt mit Unrecht, der der letzte in der Gefahr sein möchte. Ein Fürst ist ein Vorstand in der Schar, wo er dem Feinde gegenüber stehen

soll [173]. Auch hier wird Karl der Große als Typus des für den Glauben kämpfenden tapferen Königs hingestellt [174]: den Feinden ist er fürchterlich, im Volkskampfe mit Sieg beglückt, mit dem Schwerte ein tapferer Ritter [175]; er ist der tapferste Held, der je zum Könige erwählt wurde [176]. — Freilich zeigt sich auch hier die Kehrseite. Mancher Fürst ist daheim ein Held; wenn er aber ins Feld hinauskommt, wo man das Schwert ziehen soll, da hat er keine Mannheit und macht, daß er wieder nach Hause kommt [177]. Aber nicht nur eine tapfere Hand, auch ein starkes Herz muß der Fürst haben, das Schwerste darf ihn nicht dauernd beugen; er darf nicht lange klagen, denn das steht dem nicht wohl, der Leute und Lande richten soll [178].

Dem Fürsten ziemt Wachsamkeit, damit ihm nichts entgehe: der Bischof von Mainz, der dreier Fürsten Sitz inne hat, ruhet nimmer, wenn auch Welle und Wind liegen, wenn starke Müdigkeit die wilden Thiere besiegt, daß sie sich zur Ruhe legen; er wallet hin und her; wenn er wohin sich zu wenden scheint, wendet er sich vielleicht nach entgegengesetzter Richtung, so daß man seine Reise den Wiesenwassern vergleichen kann. Er weiß wohl, Feld hat Augen, Wald hat Ohren; so macht er seiner Feinde Späher zu Thoren, mit Kranichshals kann er wohl schweigen und mit Straußenaugen sehen, mit Luchsohren spähen, und wie ein Steinbock Berge wohl ersteigen [179]. — Der Fürst muß ein erfahrener Mann sein: die ältere Sprache bezeichnet diese Eigenschaft durch wîsheit, der die bescheidenheit nahe verwandt ist [180]. Diese Erfahrung können aber nur die Jahre geben; daher der Dichter von seinem jugendlichen Helden sagt: Wäre es möglich, daß Jemand in der Jugend durch Tüchtigkeit erfahren wäre, so wäre er grau und greis in seinem Herzen [181]. Wie nothwendig man Erfahrung und Reife zum Herrschen erachtete, lehren die Aussprüche Freidanks [182]: Land und Leute geirret sind, wo der König ist ein Kind, und Hugo's von Trimberg [183]: Weh dem Lande, dessen Herr ein Kind ist und an guter Weisheit blind. — Auch Vorsicht und Verschwiegenheit gehören zu den Fürstentugenden: der Fürst soll keinem Wicht gestatten, ihm mit List seine Geheimnisse abzulocken; er soll sich

nicht im Gespräch übereilen, wie überhaupt in keiner Angelegenheit, denn zu allen Dingen ist Maß erforderlich [184]. Das Maßhalten in jeder Beziehung rühmt einem verstorbenen Fürsten der Dichter nach [185]: unmäßig zu scherzen vergaß er sich nie, im Trinken und Essen hielt er sich ebenso wie im Schlafen und Wachen ans rechte Maß [186]. Das Maß gehört mit zum Wesen der Zucht, die jedes Ueberschreiten bestimmter Grenzen ausschließt; und in diesem weiteren Sinne wird Zucht als Fürstentugend nicht selten erwähnt [187]. Durch keuschen Lebenswandel leuchtet der treffliche Fürst seinem Volke voran [188]. Konrad von Ammenhausen in seiner allegorischen Dichtung vom Schachspiel weist darauf hin, wie der Schachkönig nur eine Königin habe zum Vorbild für jeden König der Welt [189].

Wir schließen den Kranz der Fürstentugenden [190] mit einer Tugend, die im vorigen Jahre den Gegenstand meiner an diesem Tage gehaltenen Rede bildete [191]: mit der Treue. Ich habe damals schon ausgeführt und an Beispielen aus unserer Sage und Dichtung gezeigt, wie tief eingreifend das Gefühl der Treue im Verhältniß des Fürsten zu seinen Mannen ist [192]. Milde und Treue — sie sind die volksthümlichsten, sind die am meisten gefeierten Tugenden des deutschen Königs. Es ist hier zumeist das treue Zusammenhalten in aller Gefahr des Lebens und Kampfes, das oft in rührender Weise durch den Tod besiegelt wird. Mit der Treue innig verbunden erscheint die Stäte (die Beharrlichkeit, Beständigkeit) und die Wahrheit, namentlich wo es sich um das Halten am gegebenen Worte handelt. Wir fassen daher diese drei Tugenden eines Herrschers zusammen [193]. Ein Herr soll sein endlichen (d. h. zuverlässigen, Wort haltenden) Herzens, treu und wahrhaft, milde mit seinem Gute [194]. Die Unstäte ist leider allgemein, doch steht sie niemand so schlecht als den Herren, denn deren Thun soll in allen Dingen stäte sein. Was der Herr auch spricht oder thut, er soll haben stäten Muth. Wenn der, der uns das Rechte zeigen sollte und die Wahrheit, uns das Bild der Lüge gibt und selbst nicht wahr sagt, dann steht es schlimm [195]. Aber freilich haben viele Herren wandelbaren Muth: wenn sie der Leute bedürfen, so reden sie

soll [173]. Auch hier wird Karl der Große als Typus des für den Glauben kämpfenden tapferen Königs hingestellt [174]: den Feinden ist er fürchterlich, im Volkskampfe mit Sieg beglückt, mit dem Schwerte ein tapferer Ritter [175]; er ist der tapferste Held, der je zum Könige erwählt wurde [176]. — Freilich zeigt sich auch hier die Kehrseite. Mancher Fürst ist daheim ein Held; wenn er aber ins Feld hinauskommt, wo man das Schwert ziehen soll, da hat er keine Mannheit und macht, daß er wieder nach Hause kommt [177]. Aber nicht nur eine tapfere Hand, auch ein starkes Herz muß der Fürst haben, das Schwerste darf ihn nicht dauernd beugen; er darf nicht lange klagen, denn das steht dem nicht wohl, der Leute und Lande richten soll [178].

Dem Fürsten ziemt Wachsamkeit, damit ihm nichts entgehe: der Bischof von Mainz, der dreier Fürsten Sitz inne hat, ruhet nimmer, wenn auch Welle und Wind liegen, wenn starke Müdigkeit die wilden Thiere besiegt, daß sie sich zur Ruhe legen; er wallet hin und her; wenn er wohin sich zu wenden scheint, wendet er sich vielleicht nach entgegengesetzter Richtung, so daß man seine Reise den Wiesenwassern vergleichen kann. Er weiß wohl, Feld hat Augen, Wald hat Ohren; so macht er seiner Feinde Späher zu Thoren, mit Kranichshals kann er wohl schweigen und mit Straußenaugen sehen, mit Luchsohren spähen, und wie ein Steinbock Berge wohl ersteigen [179]. — Der Fürst muß ein erfahrener Mann sein: die ältere Sprache bezeichnet diese Eigenschaft durch wîsheit, der die bescheidenheit nahe verwandt ist [180]. Diese Erfahrung können aber nur die Jahre geben; daher der Dichter von seinem jugendlichen Helden sagt: Wäre es möglich, daß Jemand in der Jugend durch Tüchtigkeit erfahren wäre, so wäre er grau und greis in seinem Herzen [181]. Wie nothwendig man Erfahrung und Reife zum Herrschen erachtete, lehren die Aussprüche Freidanks [182]: Land und Leute geirret sind, wo der König ist ein Kind, und Hugo's von Trimberg [183]: Weh dem Lande, dessen Herr ein Kind ist und an guter Weisheit blind. — Auch Vorsicht und Verschwiegenheit gehören zu den Fürstentugenden: der Fürst soll keinem Wicht gestatten, ihm mit List seine Geheimnisse abzulocken; er soll sich

nicht im Gespräch übereilen, wie überhaupt in keiner Angelegenheit, denn zu allen Dingen ist Maß erforderlich[184]. Das Maßhalten in jeder Beziehung rühmt einem verstorbenen Fürsten der Dichter nach[185]: unmäßig zu scherzen vergaß er sich nie, im Trinken und Essen hielt er sich ebenso wie im Schlafen und Wachen ans rechte Maß[186]. Das Maß gehört mit zum Wesen der Zucht, die jedes Ueberschreiten bestimmter Grenzen ausschließt; und in diesem weiteren Sinne wird Zucht als Fürstentugend nicht selten erwähnt[187]. Durch keuschen Lebenswandel leuchtet der treffliche Fürst seinem Volke voran[188]. Konrad von Ammenhausen in seiner allegorischen Dichtung vom Schachspiel weist darauf hin, wie der Schachkönig nur eine Königin habe zum Vorbild für jeden König der Welt[189].

Wir schließen den Kranz der Fürstentugenden[190] mit einer Tugend, die im vorigen Jahre den Gegenstand meiner an diesem Tage gehaltenen Rede bildete[191]: mit der Treue. Ich habe damals schon ausgeführt und an Beispielen aus unserer Sage und Dichtung gezeigt, wie tief eingreifend das Gefühl der Treue im Verhältniß des Fürsten zu seinen Mannen ist[192]. Milde und Treue — sie sind die volksthümlichsten, sind die am meisten gefeierten Tugenden des deutschen Königs. Es ist hier zumeist das treue Zusammenhalten in aller Gefahr des Lebens und Kampfes, das oft in rührender Weise durch den Tod besiegelt wird. Mit der Treue innig verbunden erscheint die Stäte (die Beharrlichkeit, Beständigkeit) und die Wahrheit, namentlich wo es sich um das Halten am gegebenen Worte handelt. Wir fassen daher diese drei Tugenden eines Herrschers zusammen[193]. Ein Herr soll sein endlichen (d. h. zuverlässigen, Wort haltenden) Herzens, treu und wahrhaft, milde mit seinem Gute[194]. Die Unstäte ist leider allgemein, doch steht sie niemand so schlecht als den Herren, denn deren Thun soll in allen Dingen stäte sein. Was der Herr auch spricht oder thut, er soll haben stäten Muth. Wenn der, der uns das Rechte zeigen sollte und die Wahrheit, uns das Bild der Lüge gibt und selbst nicht wahr sagt, dann steht es schlimm[195]. Aber freilich haben viele Herren wandelbaren Muth: wenn sie der Leute bedürfen, so reden sie

lieb und freundlich; wenn aber die Noth verwunden ist, dann hat ihr Sold so leichtwiegendes Gold, ihre Wandelbarkeit kehrt ihnen den Rücken [196]. Der Fürst soll die Wahrheit lieben: er soll zu allen Zeiten die Wahrheit sagen, soll sie von Herzen und Sinnen lieben und sie alle Zeit mit dem Munde erzeigen [197]. Aber die rechte Wahrheit ist am wenigsten bei denen, die das meiste Gut und Land und Leute haben. Sie schwören nun hier, nun da, nun Frieden, nun Sühne; das ist der Seele ein Verderben [198]. Der Lüge soll der Fürst sein Ohr verschließen [199], er soll sich ihr widersetzen und allen Trug hassen [200], nicht glauben, was die Lügner sagen [201] und überhaupt auf keine Lügner hören [202]. Der getreue Fürst heißt ein Diamant der Stäte [203], eine Schatzkammer der Treue, ein Ankerhaft der Beständigkeit [204], eine Grundfeste [205], ein Goldschmied [206], ein David der Treue [207]. Am meisten zeigt sich des Fürsten treue und wahrhaftige Gesinnung im Worthalten; und daß wir diesen Zug so oft erwähnt finden, hat wieder in dem Verhältniß der Sänger zu den Fürsten seinen Grund. Wie manche Klage ertönt, daß der Fürst ein dem Dichter gegebenes Versprechen nicht gehalten; da dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Dichter immer und immer wieder an Worthalten, an Fürstenehre und Königswort mahnt. Es ist etwas herrliches, wenn du dein Wort fürstlich halten kannst. Denn was dein Mund hier spricht, das soll dein Herz und Sinn halten. Deine Treue halte ganz, gleich als ob du einen Eid geschworen hättest, und brich sie nicht [208]. Königs Worte sind so stät, daß dessen Treue ganz entzwei ist, der in der Weise eines Wankelboldes sich verkehrt [209]. Königs Wort und Königs Eid sollen wahr und bewährt sein [210]; eines Königs Wort soll sich nimmermehr verwandeln [211]. Wem der Fürst etwas mit Worten verheißt, der braucht keine weitere schriftliche Urkunde [212]; denn seine Worte sind wahrhaft, ganz, und nicht brüchig, Meineid muß ihm etwas fremdes sein [213]. Allein auch hier wissen die Dichter von der Untreue der Gegenwart zu berichten: Reine Sprüche und wahre Worte ohne Falsch und Gefährde sind nun leider selten. Der

Fürsten Mund ist vierfältig; hier süße Worte, dort Hinterlist, hier Meinen und dort das Gegentheil [214].

Die Sage und Legende aber kennt herrliche Züge von gehaltenem Königswort. Der Gemahl von Crescentia, Dietrich, dessen Bruder sein Weib in seiner Abwesenheit zur Untreue verleiten wollte und, weil ihm dies nicht gelang, sie in Elend und Noth stürzte, ist von Gott mit schwerer Krankheit geschlagen, von der ihn nur die wunderbar errettete Crescentia heilen kann, wenn er ein offenes Bekenntniß seiner Sünden ablegt. Er thut es und erhält die Gesundheit wieder; der gleichfalls erkrankte Bruder weigert sich zu bekennen, und beichtet erst, nachdem der König ihm Straflosigkeit zugesichert hat. Gleichwohl als der König erfährt, daß der einzige Bruder ihm so bitteres Leid angethan, ergrimmt er und will ihn tödten; da mahnt ihn aber Crescentia: Das heißt nicht Ehre, daß ein hehrer König so schnell sein Wort umwandelt. Und der König erwidert: Ja, ich will mein Wort halten und will das größte Herzeleid vergessen, das je einem Manne geschehen ist [215]. — S. Oswald, der fromme König, hat im Meeressturm gelobt, alles, worum man ihn im Namen Gottes bitte, zu gewähren. Da erscheint an seinem Hofe ein armer Pilger, der zuerst von des milden Königs Tafel die für diesen bestimmten Speisen, dann den goldenen Becher, das gold- und silberdurchwirkte Tischtuch und endlich Land und Krone begehrt. Als der König dies alles gewährt hat, verlangt er noch seine Gemahlin. Trauernd blickt der König sein Weib an, nimmt sie bei der Hand und führt sie dem Pilger zu; trauernd legt er dessen Pilgerkleider an und ist im Begriffe den Hof zu verlassen und ins Elend zu gehen, als der vermeintliche Pilger ihn zurückruft und sich ihm als den allmächtigen Gott zu erkennen giebt, der seine Treue habe auf die Probe stellen wollen [216]. — Wie erscheint daneben Artus, der ritterliche höfische König, der aufs Gerathewohl einem Ritter im Voraus jede Bitte gewährt und dadurch seine Königin verliert, in einem fast komischen Lichte; es ist die Verzerrung eines schönen Bildes, das in reinster Weise die Fürstentreue wiederspiegelt.

Je umfassender die Forderungen erscheinen, welche das Mittelalter an das Ideal eines Fürsten machte, um so mehr werden wir darin eine sittlich hohe Auffassung von dem Wesen des fürstlichen Berufes erblicken; und daß diese Auffassung nicht nur eine wenigen erleuchteten Männern eigene, sondern im Wesentlichen die allgemeine war, das lehren die in verschiedenen Jahrhunderten und bei den verschiedensten Dichtern vorkommenden übereinstimmenden Züge, das lehren schon die Fürstengestalten unserer Heldensage, in deren einfacheren Verhältnissen natürlich auch ein einfacherer Pflichtenkreis des Fürsten zu Tage tritt.

Wir aber, die wir dankbaren Herzens unseres Landesherrn Geburtsfest heute begehen, wollen es mit Stolz bekennen, daß in ihm uns Gott einen Fürsten gegeben, an den jener ideale Maßstab angelegt seine Herrschertugenden in vollem Lichte zeigen würde. Sein Lob zu verkünden, steht mir nicht zu, aber in uns lebt der innige Wunsch, daß ihn Gott unserem Lande, unserer Hochschule noch lange, lange Jahre erhalten und daß durch alle Zeiten ein gleich von Gott begnadigtes Fürstengeschlecht zur Ehre deutschen Namens dieses Landes Scepter führen möge.

Anmerkungen.

1 Meine Liederdichter XXI, 25.

2 Hagen's Minnesinger 3, 104a.

3 Wälscher Gast 10997; vgl. 7839.

4 Heinrich der Teichner von Karajan S. 13, Anm. 8.

5 Des Teufels Netz 7378.

6 Buch der Rügen 995.

7 Vgl. noch Buch der Rügen 220; Pfeiffer, Forschung u. Kritik 1, 72.

8 Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 1, 237.

9 Minnesinger 2, 139a.

10 Guter Gerhard 6194; vgl. noch 5469 ff. Karlmeinet 464, 55. Minnesinger 3, 15b. 3, 52b.

11 Ritterspiegel 501, unter Berufung auf Seneca.

12 Minnesinger 3, 45a.

13 Passional ed. Köpke 673, 22.

14 Frauenlob, Sprüche 65, 7. Trachte daß dein Name deines adelichen Stammes würdig sei. Muscatblut 64, 4. Wer edel ist, wuchert nicht, wahrer Adel schämt sich dessen. Muscatbl. 76, 37. Um einen verstorbenen Fürsten läßt der Dichter Herrn Adelger, eine allegorische Gestalt, klagen: er war dem Unadel gram und konnte in adelicher Scham gar adelich gebaren; er hat in seinen Jahren Unadel nie begangen. Suchenwirt 11, 288.

15 Barlaam und Josaphat 372, 3.

16 Wälscher Gast 7895.

17 Buch der Rügen 963.

18 Freidank 74, 1. Die Fürsten sollen daran ein Vorbild nehmen, daß Fliegen, Mücken, Flöhe, Bremsen sie mühen wie einen andern Mann, der nie Land noch Schatz gewann; ihre Herrschaft dünket mich ein Wind, da Würmer ihre Meister sind. Freidank 76, 13.

19 Freidank 74, 5.

20 Zingerle, Wiltener Meistersänger-Handschrift S. 17.

21 Eisenacher Rechtsbuch II, 1, Ortloff S. 682.

22 Schon ein Jahrhundert früher begegnet diese Vorstellung bei Ottacker (597a): Der König soll dabei gedenken, daß auch sein Leib, den jetzt Ehre und Macht ziert, einst Erde werden muß. Andere Stellen von Hoffahrt der Fürsten sind noch: Eraclius 4296 und S. 167; Renner 547 ff.; Teufels Netz 7366.

23 Parzival 170, 28. Herbort von Fritzlar 139. Barlaam 372, 12. Muscatblut 64, 67. Germania 6, 96.

24 ed. Schmidt S. 43.

25 Dietrichs Flucht 3097.

26 Walther ed. Lachmann 36, 11.

27 Teichner, Anm. 237.

28 Schädel, drei mhd. Gedichte S. 24 ff. Vgl. noch Herbort von Fritzlar 136. 151. Minnesinger 3, 52a.

29 Laienbdoctrinal ed. Scheller S. 66.

30 Ebenda S. 147.

31 Kurz, Beiträge S. 359.

32 Ruolandes liet 309, 25.

33 Minnesinger 3, 107a.

34 Lohengrin 316.

35 Muscatblut 64, 22.

36 Germania 6, 85.

37 Minnesinger 2, 194b; daher der Ausdruck: ein furchtsam Kaiser, Kaspars Heldenbuch 233a.

38 Minnesinger 2, 139a.

39 Buch II, Kap. 1.

40 Wartburgkrieg ed. Simrock 5, 9.

41 Minnesinger 3, 45a. Ottacker 119b. Von Frauen nur Gutes zu reden wird dem Fürsten ans Herz gelegt: Muscatblut 66, 24.

42 Germania 6, 86.

43 Minnesinger 3, 170a.

44 Muscatblut 64, 9.

45 Ottacker 17b.

46 Wartburgkrieg 5, 5.

47 Freidank 73, 20.

48 Wälscher Gast 3070.

49 Der gute Gerhard 5469.

50 Bruns, romantische Gedichte S. 137.

51 Wartburgkrieg 21, 6; vgl. noch Minnesinger 2, 81b.

52 Wartburgkrieg 9, 3.

53 Minnesinger 2, 360a.

54 Tacitus, Germania 14.

55 Andreas und Elene S. XXXVIII.

56 ed. Mone 142, 2.

57 Minnesinger 2, 260b.

58 Berthold's Crane 4809. Vgl. Parzival 170, 23—27.

59 Dietrichs Flucht 7934. Wo der Herr alles verthut, das ist nicht herrenwürdiger Sinn sammelt er aber allzusehr Schatz, das bringt ihm auch Unehre Parzival 171, 9.

60 Wälscher Gast 14212.

61 Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 66, 53.

62 Ruolandes liet 23, 6. 16.

63 Suchenwirt 7, 197.

64 Suchenwirt 11, 208. Vgl. auch Turnei von Nantes 3: Er schuf

mit seinem Schilde und seiner Milde, daß man ihm Würdigkeit zuerkannte; fremde und arme Ritterschaft berieth er mit reichen Gaben.

65 Den Gehrenden büßte er ihren Kummer. Grundriß von Hagen S. 204; mit gebender Hand berieth er mit Freuden die gernde diet Suchenwirt 7, 175; um den Verstorbenen klagt der die Milde allegorisch bezeichnende Mildemar: kein gehrender Mann sei unbeschenkt von ihm geschieden. Suchenw. 11, 232. Vgl. noch folgende Stellen: Walther 36, 15. Herbort 147. Krone 433. Minnesinger 2, 356a. 3, 45a. 52b. 107a. Barlaam 6, 28. 372, 11. Meleranz 12622. Mitteldeutsche Gedichte 40, 6. Germania 6, 83. Karlmeinet 464, 54. Kurz, Beiträge 168 ff. Suchenwirt 1, 49. 6, 107.

66 Minnesinger 3, 169b. 170b. Er vergilt Lob und vergilt Kunst, er gibt dem Gehrenden hohen Muth, er ist ein Kaufmann alles dessen, was ein reines Herz begehren kann. Minnesinger 2, 204b.

67 Minnesinger 3, 107a.

68 Ebendaselbst 3, 107b.

69 Ebendaselbst 3, 107b.

70 Ebendaselbst 3, 5b.

71 Wartburgkrieg 3. Von einem Verstorbenen heißt es (Suchenw. 7, 31), er nahm rechter Milde wahr, recht wie der edle Adler, der austheilt mit mildem Muth: so hat der Herr sein Gut um Gottes und der Ehre willen vertheilt. Die Tugend steigt gleich dem Adler empor (Wartburgkr. 13, 16); er schwebt über allen hoch empor wie ein Adler (Minnesinger 2, 81a); er ist ein Adler, wenn andere Fürsten Falken sind (Wartburgkrieg 11, 15), oder noch mehr: ihm gegenüber erscheinen die andern wie die Krähen neben dem Adler (Ottacker 22b).

72 Eisenacher Rechtsbuch II, 1.

73 Walther von der Vogelweide von Pfeiffer, 136.

74 Germania 5, 100.

75 Frauenlob, Sprüche 329, 17.

76 Germania 2, 455.

77 Minnesinger 3, 52b.

78 Pfeiffers Ausgabe Nr. 101.

79 Eine dürkele Hand zu haben wird auch anderwärts dem Fürsten gerathen. Bertholds Crane 1933.

80 Gesammtabenteuer 2, 647. Dem König Philipp von Schwaben hält Walther (Nr. 101) vor, daß die ihn genau kennten ihn ziehen, er sei nicht aus freien Stücken milde, d. h. seine Freigebigkeit sei nicht der Ausfluß einer wahrhaft königlichen Gesinnung.

81 Minnesinger 3, 45a.

82 Minnesinger 3, 5a.

83 Der steirische Ottacker rühmt freilich (119b) neben Rudolfs andern Tugenden auch seine Freigebigkeit (vgl. 341b).

84 Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 134, 1.

85 Minnesinger 3, 12a.

86 Frauenlob, Sprüche 329.

87 Freidank 87, 18.

88 Freidank 87, 6.

89 Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften S. 1.

90 Mai und Beaflor 87, 30—88, 8. Daher gibt der schlechte Rathgeber den Rath, keine Gäste zu laden, sondern alles allein zu verzehren (Bruns, romantische Gedichte S. 138), sich von den Leuten zurückzuziehen (S. 138), nichts zu verschmähen, was ihm durch die Gurgel gehen kann, nur auf seinen Vortheil bedacht zu sein, ohne an das Heil der Seele zu denken (S. 132).

91 Laiendoctrinal 149; vgl. Mai und Beaflor 2, 21.

92 Freidank 76, 5.

93 Freidank 77, 20.

94 Minnesinger 3, 52b.

95 Ebendaselbst 3, 107a.

96 Frauenlob, Sprüche 413, 3.

97 Minnesinger 2, 356b.

98 Ebenda 3, 107a.

99 Dietrichs Flucht 2331.

100 Suchenwirt 7, 26.

101 Suchenwirt 11, 212.

102 Die Ehre und das Lob des Fürsten wacht in manchem Lande: so strebt nach hoher Würdigkeit sein Herz und auch sein Muth und alle seine Sinne, er trachtet Nacht und Tag, wie er mit Heldenwerken Ehr' und Lob gewinne; er ist so ehrenreich, daß man ihn mit Ehren wohl einem Tugendbrunnen vergleichen kann (Minnesinger 3, 107b). Dem Bischof von Mainz legt ein Dichter neun Herzen bei: sein Herz hat seinem Leibe das Versprechen gegeben, immer nach Ehre zu trachten; er hat solches Verlangen nach ihr, daß nie ein hungriger Bär nach süßem Honig solche Sehnsucht empfand (2, 210b); ein anderer Dichter sagt, sein Gönner trachte so nach Ehre wie der Falke in den Lüften nach einem Vogel (3, 45a). Der Name des Dänenkönigs Erich wird so gedeutet: er heiße mit Recht Erich, denn sein Sinn und Herz sei ehrenreich (3, 61a).

103 Renner 559.

104 Oswald von Wolkenstein S. 80.

105 Minnesinger 2, 144b.

106 Eisenacher Rechtsbuch II, 1.

107 Minnesinger 2, 202b: er will sich so Gerichtes sättigen, sein hochgetragnes Schwert muß die Schuldigen treffen: wißt, ihr Friedebrecher, daß man euch von den Friedehaltenden trennt.

108 Ebendaselbst 2, 260a.

109 Ebendaselbst 3, 11a.

110 Weinhold, deutsche Fried- und Freistätten S. 13.

111 Wälscher Gast 1719.

112 Freidank 72, 21. Sei ein guter Richter, mahnt der König seinen Sohn: Meleranz 12627.

113 Teufels Netz 7394; vgl. noch Minnesinger 2, 202a. 2, 356b. Frauenlob, Sprüche 413, 4. Kurz, Beiträge S. 168. Hagens Grundriß S. 204.

114 Passional ed. Köpke 673, 40.

115 Wiltener Meistersängerhandschrift S. 17. Neben dem Rechte steht aber die Gnade: gnädig sollst du bei Rechte sein: Bruns, romantische Gedichte S. 137.

116 Gesammtabenteuer 3, S. CLXIII.

117 Ruolandes liet 23, 10.

118 Er war der beste Richter, den je ein Auge gesehen. Gesammtabenteuer 2, 637.

119 Gesammtabenteuer 2, 637 und 3, S. CLXIII. Auch von Otto's I Gerechtigkeitsliebe weiß die deutsche Poesie zu berichten: er kehrte Herz und Sinn mit kaiserlicher Pflicht an Frieden und gut Gericht; er befliß sich Gottes Gebot zu minnen nach der Lehre, die Karls hohe Weisheit an das Gericht gelegt hat: er überschritt niemals was das alte (d. h. das von Karl eingesetzte) Recht ihm gebot. Guter Gerhard 88 ff. Auch Rudolfs I Gerechtigkeit rühmen die Dichter: Minnesinger 3, 45a.

120 Bruns, romantische Gedichte S. 137; vgl. Germania 6, 83.

121 Walther 36, 13. 18 Lachm. Nimm das Recht in die Hand, tröste Elende und Arme: Muscatblut 66, 18.

122 Minnesinger 3, 45a.

123 Muscatblut 67, 49. Er soll die Armen vor Gewalt schützen, den Reichen seinen Gruß bieten: Hagens Grundriß 204.

124 Barlaam 372, 15; vgl. Germania 6, 97.

125 ed. Rückert S. 17.

126 Buch der Rügen 945. Von einem verstorbenen Fürsten rühmt Suchenwirt (5, 25): Selbst saß er zu Gericht den Armen und den Reichen. Frage und Urtheil wurden schlicht, Unrecht mußte von ihm weichen. — Um dem Rechte keine Gewalt anzuthun, soll der Fürst beide Parteien hören: Muscatblut 76, 61.

127 Lohengrin 6557.

128 Bruder Berthold 144, 26. Der Fürst schirme mit des Friedens Schild vor Gefahren Wittwen und Waisen (Ottacker 191b); er heißt daher Schirmer der Wittwen und Waisen (191b) oder ein mächtiger Friedeschild derselben in der Noth (Suchenwirt 3, 42).

129 Suchenwirt 3, 106; vgl. auch Buch der Rügen 949. Germania 6, 97. O Kaiser, sagt Oswald von Wolkenstein (S. 82), schirme mit dem Schwert, und wer dazu gesegnet ist, das Recht und den Glauben mehrt

gewaltiglich zu aller Frist, beschützt die Wittwen und Waisen, Arm und Reich.

130 Nibelungenlied 1429. Vgl. Kudrun 569, 1. 2.

131 Weinhold, Fried- und Freistätten S. 18.

132 Muscatblut 64, 37.

133 Bertholds Predigten 362, 33.

134 Stricker, kleinere Gedichte 12, 85.

135 Des Teufels Netz 7400.

136 Ebenda 7428.

137 Oswald von Wolkenstein S. 100.

138 Des Teufels Netz 7162.

139 Ebenda 7179.

140 Ebenda 7324. Sie nehmen ihren Landsaßen liegendes und fahrendes (7463), wenn sie das übrige im Kriege aufgezehrt haben (7593).

141 Laß die an deinem Rathe sein, die rechtschaffen und wahrhaftig sind. Barlaam 372, 25.

142 Freidank 72, 7.

143 Laiendoctrinal 148; auch keine zornigen Rathgeber darf er haben. Er soll die frommen (braven) immer bei sich haben, denen Recht, Scham und Ehre bekannt ist. Muscatblut 64, 11. Fromme Ritter und Knechte sollen in seiner Umgebung sein: wer unbekannt und ungenannt an Ehren sei, dem steh nicht bei, sondern flieh ihn (64, 32); die Frommen soll er zu Vertrauten machen (Germania 6, 84) und sie in seinen Rath aufnehmen (Muscatblut 66, 79). Ihr hohen Fürsten, räth Frauenlob (Sprüche 292, 8), seht euch vor; da Falschheit die Thür erdrungen hat im Rathe, so habt den Daumen an der Hand, seht zu, wem ihr Leben und Ehre befehlt.

144 Von der fursten ratgeben ed. Vilmar 678 ff. 744 ff.

145 Ebendaselbst 812 ff. Vor sieben Dingen namentlich soll ein Rathgeber sich hüten: 996 ff. Hat aber der Fürst gute Rathgeber, so soll er ihnen auch folgen: Glaubt nicht was euch die Lügner sagen und folget gutem Rathe (Walther 36, 19). In der Schilderung eines Fürsten heißt es: er folgte seiner Leute Rath, was noch Fürsten wohl ansteht; folgen die weiser Lehre, davon steigt ihre Ehre (Dietrich's Flucht 1909 H.). Sie sollen sich dagegen hüten vor dem Mann, der viel kläffen kann, denn die Kläffer sind von falscher Treue (Germania 6, 86). Er soll nicht dem bösen Rathe folgen. Wer Falsch im Herzen trägt, freut sich am Schaden seines Herrn (Germania 6, 86). Von Rudolf I wird gerühmt, daß er falschen Rath hasse (Minnesänger 3, 45a), von einem anderen, daß er auf falsche Räthe, die Würde und Ehre kränken, nicht achtete (Suchenwirt 1, 72). Die guten soll er lieb haben, die bösen mit Zorn gehen lassen, alle Schmeichler sollen ihm verächtlich sein (Buch der Rügen 793); er soll alle bestrafen, die ihn unterweisen wollen, wie er gefürchtet und grausam werde (Kurz, Beiträge S. 168).

146 Kleinere Gedichte von dem Stricker 12, 113.

147 Freidank 73, 12.

148 Muscatblut 76, 31.

149 Ottacker 353.

150 Renner 673 ff.

151 In dem Rathe der Thiere wird dem Thierkönig auch der Rath gegeben, Gott über alle Dinge zu fürchten: Bruns, romantische Gedichte S. 136.

152 Barlaam 371, 33. Gott zu minnen räth dem Fürsten auch ein Spruch unter Walthers Namen: Walther 36, 18.

153 Minnesinger 3, 45a.

154 Meleranz 12624. Am Grabe des Verstorbenen klagt der allegorische Ritter Gottlieb und gedenkt der Liebe des Fürsten zu Gott (Suchenwirt 11, 100. 200.) Gott dienen vor allen Dingen lehrt in einer Fürstenunterweisung Muscatblut (66), und Heinrichs des Stolzen Frömmigkeit schildert das Rolandslied (309, 13) in folgenden Zügen: An seinem Hofe wird nimmer Nacht, ich meine, das ewige Licht geht ihm nimmer aus, der Herr übt alle göttliche Lehre, seinem Schöpfer opfert er Leib und Seele, gleich wie David. Wo er gefehlt hat, da steht er ihm zu Gerichte am jüngsten Tage.

155 Muscatblut 64, 16.

156 Germania 7, 98.

157 Eisenacher Rechtsbuch II, 1.

158 Ihm wird gerathen, nicht nach dem Glauben zu leben, für den er einst die Seele geben müsse (Bruns, romantische Gedichte S. 137), und der Seele zu hüten, weil diese einst schwer dafür büßen muß, was der Leib hier thut (Barlaam 372, 28); er muß nach des Priesters Lehre leben (Wartburgkrieg 5, 8).

159 Minnesänger 3, 107a.

160 Ebenda 2, 202a.

161 Germania 6, 99. Ottacker hebt das namentlich an Rudolf I hervor (119b).

162 Minnesänger 3, 5a.

163 Der gepriesene Fürst heißt daher ein orthaber der Christenheit, des Christenthumes Ehrenkleid, die Grundveste christlichen Glaubens: Minnesinger 2, 356b.

164 Muscatblut 67, 55. 61. 71.

165 Ottacker 805b.

166 Buch der Rügen 953.

167 Buch der Rügen 1035.

168 Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 1, 228.

169 Vergl. Parzival 172, 7. Minnesinger 3, 52a. 3, 107a. Walther 36, 12. Ottacker 191b. Suchenwirt 5, 57. 11, 257.

170 Minnesinger 2, 356a.

171 Wartburgkrieg 5, 13.

172 Herbort von Fritzlar 143. Er versteht mit dem Schilde umzugehen und tritt den Feinden offen entgegen (Herbort 148); er ist klug und schlau im Kriege, zugleich aber auch mannlich in harter Gefahr (Ottacker 191b). Der tapfere Fürst ist schnell wie ein Falke auf Heldenwerk (Minnesinger 3, 107a), am meisten aber wird er mit dem Löwen verglichen: Der Landgraf von Thüringen hat den Feinden gegenüber wohl des edlen Löwen Muth (Wartburgkrieg 3). Auf den Löwen und Adler in einem Walther'schen Spruche habe ich schon oben hingewiesen; die gleiche Zusammenstellung hat Vintlers Blume der Tugend (Germania 5, 101); mit dem Löwen vergleicht den tapfern Fürsten auch der Meisner (Minnesinger 3, 107b).

173 Wiltener Meistersängerhandschrift S. 47. So nennt Christum ein Dichter einen Herzogen, der den Seinen vorausgezogen: Minnesinger 3, 60b.

174 Bei der Wahl eines Königs kommt auch das in Betracht, daß er gern zu Streite fahre: Karlmeinet 464, 54 ff.

175 Ruolandes liet 23, 5.

176 Ebenda 66, 16. Auch unter Otto's I Tugenden wird seine Mannheit hervorgehoben: Guter Gerhard 81 ff. Von Rudolf von Habsburg heißt es: er ist ein Held an Tugend unverzagt: Minnesinger 3, 45a, wo Tugend die Tüchtigkeit, auch Waffentüchtigkeit bezeichnet. Von Heinrich dem Stolzen rühmt der Dichter (Ruol. 309, 6), daß Gott ihm die Kraft gegeben, alle seine Feinde zu bezwingen, und daß er seine Fahne nie zur Flucht wendete.

177 Muscatblut 66, 31. Wenn die Fürsten ins Feld ziehen, sitzen sie auf einem Heerwagen, der mit Eisen umschlagen ist; den jagen sie durch das Heer und tragen die Banner empor und lassen die Heerfahnen fliegen (Teufels Netz 7241); der feige Fürst darf, verachtet von seinen Genossen, nicht bei anderen Fürsten stehen (Kaspars Heldenbuch 193b).

178 Ottacker 208b.

179 Minnesinger 2, 210b. Der schlechte Rathgeber räth dagegen dem Fürsten faul und träge zu sein und jede Unbequemlichkeit zu meiden: Bruns, romantische Gedichte S. 139.

180 Vgl. Minnesinger 3, 52a. 3, 107a; volle Kraft der Sinne: Minnesinger 2, 202a; bescheiden in allen Dingen zu sein, d. h. vorsichtig und klug, wird daher dem Könige gerathen (Meleranz 12635); der kluge Fürst gehört zum Gesinde der bescheidenheit (Ottacker 119b).

181 Herbort von Fritzlar 130.

182 Freidank 72, 1.

183 Renner 2180; vgl. auch Laienboctrinal ed. Scheller S. 69, wo auf Salomon Bezug genommen ist.

184 Muscatblut 67, 19. Dieselbe Lehre ertheilt der Verfasser des wälschen Gastes (12993): ein Herr soll es niemals zu eilig haben, ohne Rath (Ueberlegung) thut selten jemand wohl.

185 Suchenwirt 11, 128.

186 Vgl. noch Minnesinger 3, 52b. 3, 107a.

187 Der tugendhafte Fürst heißt eine Jungfrau an Zucht (Minnesinger 3, 52b), ein Leitstab (3, 107a), ein Minner (3, 107a), ein Vogt der Zucht (3, 169b), ein Bild vollkommener Zucht (2, 202a), Zucht und Ehre sind seine Rathgeber (Flucht 2329 H.), Scham und Zucht sein Hort (Suchenwirt 6, 57), nie kommt aus seinem Munde ein unzüchtig Wort, allen unzüchtigen Sitten ist er feind (Suchenwirt 11, 114), wo überall das Wort in jenem weiteren Sinne zu fassen ist.

188 Vgl. Minnesinger 3, 52b. Ottacker 208b. Bruns, romantische Gedichte S. 138. Germania 6, 96. Keuschheit in Worten und Werken wird empfohlen: Barlaam 372, 19. Der Fürst heißt ein Erzieher der Keuschheit nnd des Maßes: Minnesinger 3, 107a.

189 Kurz, Beiträge S. 169.

190 Vgl. Minnesinger 3, 52a.

191 Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Leipzig 1867.

192 a. a. O. S. 6 ff.

193 Schon daß sie so häufig an Fürsten gerühmt und erwähnt werden, läßt ihre Bedeutung ermessen. Vgl. Kaiserchronik 15185. Herbort 146. Krone 434. Minnesinger 2, 356a. 3, 15b. 45a. 52b. Walther 36, 17. Mai und Beaflor 15, 37. Barlaam 372, 27. Guter Gerhard 92. Frauenlob, Sprüche 413, 1. Turnei von Nantes 1 ff. Ottacker 119b. Suchenwirt 1, 70. 6, 58. 123. 7, 58. 11, 95. Bruns S. 136.

194 Minnesinger 3, 91b.

195 Wälscher Gast 1981. Es ist von einem Herrn unwürdig gehandelt, wenn er sich der Unstäte nicht schämt: Minnesinger 3, 12a.

196 Frauenlob, Sprüche 58.

197 Kurz, Beiträge S. 168.

198 Ebendaselbst S. 170. 171.

199 Von Karl dem Großen heißt es ausdrücklich: er haßt die Lügner: Ruol. 66, 19. Karl 2319.

200 Barlaam 372, 20.

201 Walther 36, 19.

202 Muscatblut 64, 38.

203 Minnesinger 2, 356b.

204 Minnesinger 2, 202a.

205 Ebenda 3, 107a.

206 Ebenda 3, 169b.

207 Ebenda 3, 52b. An Heinrich dem Stolzen rühmt das Rolandslied (309, 16): Untreue ist ihm leid, er minnet rechte Wahrheit; an seinem Hofe kann man finden alle Stäte und alle Zucht.

208 Muscatblut 64, 56.

209 Der jüngere Titurel 2457.

210 Tristan 247, 23.

211 Salman und Morolt 48a (335).

212 Suchenwirt 6, 114.

213 Suchenwirt 3, 58. Er heißt daher ein Mund gewisser Worte d. h. der nur zuverlässige Worte ausspricht: Minnesinger 2, 202a; hat er einmal etwas ausgesprochen, so muß er auch dabei bleiben: Meleranz 12623; vgl. Germania 6, 84.

214 Suchenwirt 6, 58.

215 Kaiserchronik 12753 ff.

216 Sant Oswaldes Leben, ed. Ettmüller, 3133 ff.

VII.

Die Formen des geselligen Lebens im Mittelalter.

Feste Formen für den geselligen Verkehr können sich erst entwickeln, wo ein Volk auf einer gewissen Höhe der Bildung steht. Bei einem Naturvolke, wo von einem geselligen Leben überhaupt nicht die Rede sein kann, werden wir zwar für bestimmte Ereignisse des Lebens feststehende Bräuche finden, vielleicht auch schon vereinzelte Spuren einer Sittenlehre, aber nicht Gesetze, die die Empfindungen einerseits, und die Geberden und Worte, als den Ausdruck der Empfindungen, andererseits bestimmten Regeln unterwerfen. Daraus ergibt sich, daß die ältesten Zeiten des deutschen Volkes nicht in den Kreis unserer Betrachtung fallen, weil sie ihr keinen Stoff bieten. Mit der Entwickelung des Königthums bildet sich um den Hof bereits ein Ceremoniell, das zu den Zeiten der Karolinger schon ziemlich bestimmte Formen anzunehmen beginnt, speciell in Deutschland unter den Ottonen sich regelt; allein auch dies lassen wir hier außer Acht, weil es nur einen kleinen Kreis berührt und nur auf ganz besondere Verhältnisse Anwendung findet. Eine weitere Beschränkung müssen wir uns nach einer andern Seite hin auferlegen, die mit der Einführung des Christenthums in Deutschland zusammenhängt. Die christliche Moral, die dem Menschen die Pflichten gegen seinen Nebenmenschen vorzeichnet, konnte nicht verfehlen, ihren Einfluß auf das Leben der bekehrten Germanen auszuüben. Aus ihr entwickelte sich eine Tugend-

und Sittenlehre, der die bedeutendsten Theologen des Mittelalters ihre Kraft widmeten. Sie geht von der Schrift aus und stellt dem Neubekehrten die erhabenen Beispiele derselben als Aufforderung zur Nachahmung vor die Augen. Sie steckt damit das Ziel, dem jeder zustreben soll, aber sie gewährt uns kein Bild von dem sittlichen Zustande des Volkes überhaupt, noch von den im Verkehr herrschenden Sitten insbesondere. Die Anstandslehre, die die Formen des Lebens zeichnet, und die Tugendlehre, die den Menschen innerlich zu bessern strebt, berühren sich in ihrer Grundlage, in ihrem Ausgangspunkte; aber von diesem gehen sie nach verschiedenen Richtungen hin auseinander, ja sie können sich sogar als schroffe Gegensätze offenbaren. Die Tugend- und Sittenlehre hat es mit der innern Vertiefung des Menschen, mit dem ernsten Ringen nach Besserung und Veredelung zu thun, die weltliche Sitten- und Anstandslehre dagegen ist eine wesentlich äußerliche, ihr eigentliches Ziel ist nicht, den Menschen von innen heraus zu bessern, sondern ihm diejenigen Schroffheiten zu nehmen, die seinem Verkehr mit andern entgegenstehen. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Grundlagen dieser Anstandslehre unsittliche seien, im Gegentheil, sie geht, wie wir schon bemerkten, von den allgemeinen Grundlagen der Tugendlehre aus, sie wird daher, wo die Tugend zum wahrhaften Leben im Innern gelangt ist, die Früchte einer wahren Geistes- und Herzensbildung erzeugen, nicht aber, wo sie auf den Grund innerer Unbildung gepflanzt wird.

Dies letztere nun war im Mittelalter der Fall. Es fehlten zu sehr die Vorbedingungen, die dem geselligen Verkehr seine Hohlheit nehmen; es wurde der Schleier eines verfeinerten äußeren Gesetzes über innere Roheit geworfen, und darum konnten, bei allem ernsten Streben der Männer, denen es um Besserung und Veredelung ihrer Zeitgenossen zu thun war, die Früchte keine segensreichen sein. Sie konnten es in Deutschland um so weniger, als die Gesetze für den geselligen Verkehr nicht etwas im Volke erwachsenes, sondern von außen her gebrachtes und eingeführtes waren. Unsere westlichen Nachbarn,

die mit der römischen Sprache auch die Grundlagen römischer Sitten als Erbtheil übernommen hatten, entwickelten ungleich früher als Deutschland ein höfisches Leben und Gesetze für den geselligen Verkehr, die seit dem zweiten und dritten Kreuzzuge, als Deutsche und Franzosen zum erstenmal in größern Massen in Verkehr traten, allmählich (Dank der Empfänglichkeit des deutschen Volks für alles ausheimische) auch auf deutschem Boden Eingang fanden. Es muß anerkannt werden, daß die Roheit deutscher Sitten, die wir uns im zwölften Jahrhundert auch in den höheren Kreisen des Lebens ziemlich stark zu denken haben, dadurch gemildert und gemindert wurde; es wurde dem ungeschlachten Leben ein feiner, glatter Anstrich gegeben, aber nur zu oft verhüllte derselbe die innere Fäulniß. Die Macht der Leidenschaft, ihre rohen und wilden Ausbrüche zu beschränken, war das Hauptgesetz dieser weltlichen Sittenlehre; ihr eigentlicher Mittelpunkt ist das Maß (diu mâze), das nach keiner Seite hin überschritten werden darf. Sie trachtet den Menschen zahm, gefügig zu machen, aber sie zerstört die Individualität und nivellirt die Menschen durch Auferlegung eines gleichmäßigen Zwanges.

Ungleich freier sind unsere geselligen Verhältnisse als sie es im Mittelalter waren. Das Mittelalter stellte für vieles Regeln und Gesetze auf, was uns selbstverständlich scheint, weil es ein integrirender Theil unserer Bildung geworden. Aber grade, daß es nothwendig schien, so einfache und selbstverständliche Regeln als Gesetz auszusprechen, grade das zeigt uns, wie niedrig die Bildungsstufe im allgemeinen war, auf der im Mittelalter auch die höheren Kreise standen. Die höheren Kreise, d. h. der Adel, das Ritterthum, denn auf diesen muß die Betrachtung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wo in Deutschland sich die ersten Spuren von Formen des geselligen Verkehrs zeigen, beschränkt bleiben. Nur für den ritterlichen Junker und für das Edelfräulein, nicht für das Bürgerthum, das kaum erst sich zu entwickeln begonnen, oder für den Bauern, der die altgermanische Sitteneinfachheit, freilich auch Sittenroheit beibehielt, waren diese Gesetze gegeben. Auch nicht für

die Geistlichkeit, die in ihren Klöstern eigenen Gesetzen folgte, Gesetzen, die sich innig an die christliche Moral anschloßen und am wenigsten darauf ausgingen, das äußere Benehmen des Mönches oder der Nonne im weltlichen Siune zu verfeinern. Wie streng aber der Unterschied und die Trennung der Stände sein mochte, so konnten Berührungen in dieser wie in jeder andern Beziehung nicht ausbleiben. Daher finden wir bereits im dreizehnten Jahrhundert Bürger und Bauern, die in äußerer Erscheinung, in Tracht und Benehmen es den Vornehmen, den Adelichen gleichthun; aber das waren vereinzelte Fälle, es waren Uebergriffe aus einer Sphäre in eine andere, die sich meist selbst straften [1]. Sie zeigen den grellen Gegensatz zwischen innerlicher Roheit und äußerem feinem Anstrich am deutlichsten. Anders wird das Verhältniß mit der steigenden Gewalt des Bürgerthums, mit der Entwickelung des städtischen Lebens; sie fällt mit dem Verfall des Ritterwesens zusammen, die Städte werden neue Herde der Bildung, das ritterliche Leben verfällt wieder in dieselbe oder noch größere Roheit, aus der es, innerlich unreif, im zwölften Jahrhundert gerissen worden war. Das Bürgerthum tritt mit den Veränderungen, die durch andere Verhältnisse geboten waren, in die Erbschaft der ritterlichen Anstands- und Sittenlehre und nimmt die Formen des geselligen höfischen Lebens in sich auf; es wird aber diese Sittenlehre mehr und mehr eine äußerliche, immer mehr des ethischen Gehaltes, der ethischen Grundlage entkleidet, ein dürrer Formelhaufen, den man wie das Abc auswendig lernen konnte. Erst mit der Reformation kehrt auch in die geselligen Verhältnisse die Natürlichkeit zurück. Die alten Anstandslehren werden über den Haufen geworfen, es tritt für eine Zeit lang wieder äußere Roheit in den Vordergrund, die jedoch im Mittelalter bei aller scheinbaren Kultur nie gewichen war; aber mit dem Abstreifen des Zwanges ist der Anfang zu einer wahren Entwickelung von innen heraus gegeben, die den echten Anstand, der nichts angelerntes, sondern aus Geist und Herzen von innen erwachsen ist, erzeugt.

Unsere Betrachtung wird sich hauptsächlich mit der Blüte-

zeit des höfischen Mittelalters, dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, beschäftigen, die zugleich auch die Entfaltung des Ritterwesens, des Frauendienstes und der höfischen Dichtung in sich schließt. Die Quellen, aus denen wir das gesellige Leben des Mittelalters und die dafür geltenden Formen kennen lernen, sind direkte oder indirekte. Unter jenen verstehen wir diejenigen Schriften, die es ausschließlich mit der Sitten- und Anstandslehre zu thun haben, dieselbe zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen; unter diesen die Schilderungen des mittelalterlichen Lebens, wie sie uns z. B. die epischen höfischen Dichtungen gewähren.

Vom Beginne des dreizehnten Jahrhunderts an, durch das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte hindurch, zieht sich eine Kette von Schriften, die die Sitten der Zeit theils in belehrender, theils in satirischer strafender Form behandeln; und es ist dieser Theil der mittelalterlichen Literatur nicht der wenigst interessante. Oft freilich ist das poetische Verdienst gering, das sittengeschichtliche um so höher. Wir lernen aus diesen Schriften einerseits den damaligen Sittenzustand, am meisten die Sittenverderbniß kennen, andererseits die Anforderungen, die man an einen tugendhaften und gebildeten Menschen machte. Zwischen beiden, den Zuständen und den Forderungen, liegt eine tiefe Kluft, die zum Theil jedoch ausgefüllt wird, wenn wir bedenken, daß das scharfe Wort des Moralisten und Satirikers nicht immer von Uebertreibung frei ist, und daß seine Anforderungen, wie der Mensch sein solle, etwas ideales an sich tragen. Die meisten dieser Schriften sind in poetischer Form abgefaßt, was sich schon aus dem Umstande erklärt, daß im dreizehnten Jahrhundert die Prosa kaum erst sich zu entwickeln begann, während im poetischen Ausdrucke die Sprache sich seit Jahrhunderten geübt hatte. Aber es liegt ein tieferes zu Grunde, warum man die poetische Form wählte. Der Rhythmus des Verses, der leichter ins Ohr fällt, mußte bei Gesetzen, die zum Einprägen bestimmt waren, die bei der Erziehung der Kinder höherer Stände eine wichtige Rolle spielten, sich ganz besonders empfehlen; denn wie viel leichter prägt sich ein Sprüchlein in Reimen ein, als eine noch

so gründliche, aber in Prosa gefaßte Belehrung. Dem mahnenden Erzieher, der belehrenden Mutter erleichtert die Berufung auf einen gelernten Spruch ihr Werk nicht wenig. Aus diesem Grunde behielt die bürgerliche Didaktik des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, auch als die deutsche Prosa sich längst entwickelt hatte, die poetische Form bei.

Während die didaktischen Dichtungen im wesentlichen negativer Natur sind, d. h. angeben und lehren, was der Mensch zu meiden habe, um anständig und gebildet zu erscheinen, gibt uns die höfische Epik, die wir als indirekte Quelle bezeichneten, die praktischen Belege dessen, was man unter höflichen Menschen verstand. Ihre ritterlichen Helden sind die Tugendbilder, denen die Wirklichkeit nachzutrachten hat; wie der Dichter sie handeln, sich benehmen und sprechen läßt, so mußte damals der höfisch feine Mann oder die Frau handeln, sich benehmen und sprechen, daher ganz folgerichtig ein Didaktiker des dreizehnten Jahrhunderts (Thomasin von Zirklaria, der Verfasser des wälschen Gastes) den Junkern die Lektüre der ritterlichen Epen empfiehlt, damit sie sich an Parzival, Iwein, Tristan u. s. w., den Jungfrauen, daß sie sich an Blanschiflur, Enite und Sordamor ein Beispiel nehmen [2]. Manchen Zug der Anstandslehre, den die Didaktiker außer Acht lassen, weil er sich von selbst verstand, der uns aber interessant ist, weil wir darin die von unserer Anschauung verschiedene des Mittelalters sehen, bieten uns die Epen dar. Sie zeigen gewissermaßen die Kehrseite des Bildes, und sind darum eine reiche Quelle für die Geschichte der Sitten unseres Volkes.

Die Romanen bildeten von cort, Hof, das ursprünglich allerdings einen niedern Sinn hat, nämlich Viehhof bedeutet, das Wort cortezia, courtoisie, was also das Benehmen bei Hofe, dann allgemein Anstand, Höflichkeit bezeichnete. Das Wort führt uns auf den eigentlichen Ausgangspunkt der Anstandslehre, den Hofkreis hin. Die Deutschen übertrugen das französische Wort durch hövescheit oder hübescheit; das dazu gehörige Adjektivum lautete hövesch, hübesch, unser hübsch, das etwas andern Sinn erhalten hat, der sich aber durch die

Bedeutung 'wohl anstehend' mit dem ursprünglichen vermittelt. Was man unter diesem Begriffe verstand, sagt uns u. a. ein provenzalischer Dichter des zwölften Jahrhunderts, Garin der Braune, indem er sich folgendermaßen ausdrückt [3]: 'Die Höflichkeit (cortezia) besteht, wenn ihr es wissen wollt, darin, daß man durch Rede und Thun sich beliebt zu machen und zu hüten weiß, anderen Aergerniß zu geben. Höflich ist, wer zu thun weiß, was andern gefällt. Höflichkeit zeigt sich in der Kleidung und im guten Empfange, sie zeigt sich in der Liebe und in der Unterhaltung.' Wir sehen hierin die Grundzüge der mittelalterlichen Anstandslehre enthalten, die also nur darauf ausgeht, den Menschen zu einem angenehmen Gesellschafter, nicht aber innerlich besser zu machen. Tiefer faßt, wenn auch die Praxis in Deutschland und Frankreich gleich sein mochte, ein deutscher Dichter, Italiener von Geburt, der schon erwähnte Thomasin, das Wesen der Höflichkeit, wenn er sagt, daß höflich nur der edle sei, und, um letzteren Begriff zu erklären, hinzufügt, daß niemand in der Welt edel heißen solle, als wer recht thue; daher ihm auch mit Fug die Höflichkeit und Tugend gleichbedeutend sind, indem erstere nur als ein Ausfluß der letzteren gelten kann [4]. Doch darf, was ein durch Studium des Alterthums gebildeter Dichter sagt, nicht als allgemeine Ansicht der Zeit gelten; diese stand ohne Zweifel auf der Seite desjenigen, der die Courtoisie nur als die Kunst zu gefallen auffaßte.

Betrachten wir die Vorschriften über diese Kunst etwas näher, so finden wir zunächst eine Anzahl solcher, die sich auf die Haltung des Körpers beziehen. Diesen in der Gewalt zu haben und frei zu beherrschen, betrachtete man nicht mit Unrecht als ein wesentliches Erforderniß guter Sitte. Was dem jungen Manne wohl ansteht, Männer und Frauen freien Blickes anzusehen, das wehrte nicht nur die angelernte Sitte, sondern mehr noch das angeborne Gefühl den Frauen. Das altfranzösische Lehrgedicht chastoiement des dames [5] schärft den Frauen es besonders ein, einen Mann, außer wenn es der Geliebte sei, nicht oft anzusehen, denn jener würde sonst nicht mit Unrecht denken, die Frau sei in ihn verliebt, da die Augen die Boten

des Herzens sind. In der Regel, heißt es weiter, sind es eitle Frauen, deren Augen so unruhig umherschweifen und sich beständig drehen, wie die des Sperbers, der eine Lerche fangen will. Ins Blaue zu starren, galt weder Männern noch Frauen anständig; umhergaffen in der Kirche und auf der Straße zumal bei Frauen unschicklich. Auf dem Wege nach der Kirche blicke die Frau nicht rechts noch links, sondern gerade vor sich hin. Bei weniger ernstem Anlaß war ein verstohlenes Umherblicken den Frauen wohl gestattet, wie es denn Walther von der Vogelweide zu den Liebenswürdigkeiten einer Frau rechnet, indem er uns die Erscheinung einer edlen Weiblichkeit folgendermaßen vor Augen führt[6]:

Denkt, ein edles schönes Fräulein schreite,
Wohlgekleidet, wohlbekränzt, hernieder,
Sich unter Leuten wandelnd zu erbaun,
Hochgemuth im fürstlichen Geleite,
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzuschaun:
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so wonnigliches haben
Als ihr viel minniglicher Leib;
Wir lassen alle Blumen stehn
und blicken nach dem werthen Weib.

Das allzufreie Umherschauen bezeichnete man mit dem Ausdruck 'wilde Blicke', von denen die Unterweisung einer Mutter für ihre Tochter[7] sagt:

Es heißen wilde Blicke wol,
Wie ich belehrt bei Hofe bin,
Wenn ein Weib vor sich sehen soll
Und ihr die Augen fliegen hin,
Als habe sie unstäten Sinn;

eine Frau, die ihre Augen wie einen Ball auf und nieder, hinüber und herüber wirft und dabei viel lacht, eine solche wohnt nicht im Saale der Zucht. Freilich mochte unlautere Gesinnung der Männer dem freundlichen Blicke der Frauen oft arge Gedanken unterschieben, daher ein anderes Gedicht[8] dem jungen Manne räth: 'Rühme dich der Frauen nicht, wenn dich eine ansieht und dir freundlich zulacht, was doch nur aus Herzens-

güte stammt, so sprich nicht: wahrhaftig, sie ist verliebt in mich. Denn es ist oftmals geschehen, daß Frauen Männer angesehen, ohne etwas arges dabei gedacht zu haben'.

Die Haltung von Händen und Füßen hatte ebenfalls ihre bestimmten Regeln. Die Hände durfte man nicht in der Luft herumfahren lassen, sondern mußte sie am Körper halten, zumal beim Sprechen sollte man sie nicht gegen den Mund desjenigen schwingen, mit dem man sprach; auch durfte man sie nicht auf das Haupt oder die Achsel eines andern, der vornehmer war, legen [9]. Männer und Frauen hielten beim Stehen die Hände über einander in der Gegend der Taille, wie uns viele Bilder in Handschriften zeigen [10]. Beim Gehen mußte eine höfische Frau den Daumen der linken Hand in die Spange oder das Schnürlein, das den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, schlagen, mit zwei Fingern der rechten Hand den Mantel etwas emporziehen und ihn geschlossen ein wenig unter der Brust halten [11]. Die Hände begehrlich nach etwas auszustrecken, was ein anderer in Händen hatte, war ebenfalls unhöflich [12]. Den Kopf mit den Händen zu stützen, galt nicht für anstößig, Nachdenkende werden meist so geschildert, wie Walther sich selbst in dieser Stellung, die Beine übereinander geschlagen, darauf den Arm und auf diesen das Kinn gestützt, über die Welthändel nachdenkend, beschreibt und in Liederhandschriften abgebildet ist [13]. Die Hand zu geben, war zwischen Männern und Frauen viel häufiger als bei uns. Allgemein ward mit dem Handschlag der Gast empfangen und erhielt dadurch die Gewähr, daß ihm keine Gefahr unter dem wirthlichen Dache drohe. Nicht minder reichten Hausherr und Hausfrau dem scheidenden die Hand. Auch wenn man von einer Räumlichkeit des Hauses in eine andere, oder über den Burghof ging, reichte man sich die Hände [14]. Bei der Unterhaltung war es nicht ungewöhnlich, daß, da man sich meist paarweise unterhielt, Männer und Frauen Hand in Hand saßen, ohne daß es deßwegen ein Liebespärchen zu sein brauchte [15].

In Bezug auf die Füße galt Männern die Regel, daß sie beim Reiten nicht auf ihre Beine sehen durften, sondern grade emporgerichtet sitzen mußten [16]. Mit übergeschlagenen Beinen

zu sitzen, wehrte die Sitte den Frauen damals wie heut; bei Männern dagegen war es unanstößig, sonst würde ein so höfischer Dichter wie Walther sich nicht selbst so gezeichnet haben [17]. Die meisten Vorschriften in Bezug auf Körperhaltung finden wir den Frauen gegeben, nicht weil wir voraussetzen müßten, daß das Benehmen der Frauen weniger fein als das der Männer gewesen wäre, sondern weil Verletzung des äußeren Anstandes an der Frau, der Wahrerin der Zucht und Sitte, mehr, und mit größerem Rechte mehr, gerügt wird als an dem Manne. So gilt auch, was über den Gang gesagt wird, hauptsächlich den Frauen. Eine Frau gehe auf der Straße leise und mit kleinen Schritten, schon darum, daß sie nicht müde werde, sagt Garin der Braune [18]. Die hauptsächliche Veranlassung für Frauen, sich auf der Straße sehen zu lassen, war der Weg von und nach der Kirche, der selten versäumt wurde; wenn sie in Gesellschaft gingen, so erforderte der Anstand, daß die eine mit der andern Schritt hielt und nicht allzuviel voraus lief: eine Regel, die zu den uns selbstverständlichen zu gehören scheint [19]. Die Frauenschritte durften nicht groß, aber auch nicht zu klein sein, damit der Gang nicht trippelnd aussehe. Maria's Gang schildert ein Marienleben des zwölften Jahrhunderts so [20]: 'Maria ging so schön, so wohl aufgerichtet, vor der Leute Angesichte, daß sie nie sich umsah, zu der Mutter sie nicht sprach, und hatte auch nicht die Muße, daß sie den Vater grüßte, weder Weib noch Mann wollte sie anschauen'. Von Isolden, die neben ihrer Mutter einhergeht, sagt Gottfried von Straßburg [21]: 'ihre Tritte waren weder zu kurz noch zu lang, sondern in rechtem Maße. Sie glich in ihren Geberden und ihrem Aussehen dem Sperber und war glatt gestrichen wie ein Papagai'. Den Vergleich von Frauen mit Vögeln lieben die Dichter, um das sanfte und nette in der äußern Erscheinung zu bezeichnen, das dem glatten, weichen Gefieder des Vogels in der Vorstellung am nächsten kommt. So sagt Konrad von Würzburg [22] von Medea, die er uns nach der Weise damaliger Dichter als ein feines Ritterfräulein schildert:

Medea die viel klare
Langsam geschlichen kam herein,
Gestrichen wie ein Fälkelein,
Dem sein Gefieder eben liegt;

und ebenso von Helena [23]:

Sie kam dort her geschlichen,
Gestreichet und gestrichen
Gleich wie ein wilder Psittacus.

(d. h. auch Papagai). Ulrich von Liechtenstein, der als Frau Venus verkleidet das Land durchzieht, ahmt auch die Tritte der Frauen nach [24]:

Ich ging nach zücht'ger Frauen Sitte,
Kaum handbreit waren meine Tritte;

und ebenso Achilles, der als Mädchen verkleidet auf Chyros lebt [25]. Beim Gehen neigten die Frauen ein wenig das Haupt, wie ein altfranzösischer Dichter die Medea in den Saal treten läßt, wo ihr Vater und die Gäste sitzen [26]. Auch Maria's Gang wird so geschildert [27]: 'wo Maria hin ging, ihr Haupt ein wenig niederhing'. Der gewöhnliche Ausdruck für den Gang der Frauen ist 'schleichen', was nicht den tadelnden Nebensinn unseres heutigen Wortes hat, sondern eben den sanften gemessenen Gang bezeichnet. Daraus ergibt sich, daß das Gegentheil, rasches Gehen, Laufen und Springen, den Frauen die Sitte untersagte. Zwar wird uns von Brunhild erzählt, daß sie mit den Männern um die Wette den Stein geworfen (eine vielbeliebte ritterliche Uebung, bei der es darauf ankam, einen mächtigen Stein so weit als möglich zu schleudern) und darnach klafterlang gesprungen sei [28]; aber Brunhild ist auch nicht das Bild reiner edler Weiblichkeit, sondern ursprünglich ja eine Schlachtjungfrau, eine Walküre. Die weiblichen Gestalten der Heldensage gehen überhaupt, namentlich in den spätern roheren Dichtungen derselben, über die Grenzen weiblichen Anstandes hinaus. So heißt es im Rosengarten [29] von Kriemhild:

Sie sprang von dem Gestühle, den Schleier sie um sich schwang,
So lief sie im Zorne den Garten entlang;

und an einer Riesin werden ihre starken Sprünge, jedoch mit dem Zusatze, daß sie unweiblich gewesen, hervorgehoben [30]. Im

König Rother [31], einem Gedichte, das noch vor der Einführung französischer Sitten in Deutschland entstanden, wird Herlint, die Dienerin der Königstochter, zu Rother gesendet, um ihn zum Stelldichein einzuladen, und ihr reicher Lohn versprochen:

Da hob die Jungfrau wohlgethan
Ihre Kleider lustsam
Fast empor bis an die Knie.
Sie gedachte der Zucht nie,
Weiblichen Ganges sie vergaß.

Daraus ersehen wir, daß diesen Punkt keineswegs erst die französische Sitte zur Geltung brachte, sondern daß das Schicklichkeitsgefühl den deutschen Frauen schon lange vorher raschen Gang und Laufen wehrte; freilich möchte der Schritt altgermanischer Frauen wohl etwas größer als handbreit gewesen sein. Lebhafte Affekte jedoch, großer Schmerz und große Freude, entschuldigten das Verletzen der Sitte. So, wenn in einem Rittergedichte [32] erzählt wird, daß eine Jungfrau, die ihren Ritter begleitet, dem Kampfe desselben mit einem andern zusieht, und als sie gewahrt, daß dem theuren Leben Gefahr drohe, hinzuläuft, um die Kämpfer zu trennen: so vergißt der Dichter zwar nicht das Abweichen von der Sitte zu bemerken, aber es wird durch die Situation entschuldigt. Oder wenn der steirische Ottocar [33] das Wiedersehen zweier Schwestern schildert: 'wer ihre Schritte gemessen und ihr Eilen gesehen, der hätte sagen müssen, daß eines Königs Kind niemals so schnell über Feld gegangen wäre. Man erzählt noch jetzt von dem Sprunge, den sie auf ihre Schwester zu gethan'; wer wird auch hier den lebhaften Ausdruck des Gemüthes, der dem Körper Flügel verleiht, tadeln wollen?

Den Männern war in Bezug auf ihren Gang nichts vorgeschrieben; tadelnswerth galt nur geziertes Wesen beim Gehen. Die österreichischen Bauern des dreizehnten Jahrhunderts, reich und übermüthig, die auch die Herren spielen wollten, äfften das ritterliche Wesen nach, wie gewöhnlich in solchen Fällen es übertreibend; daher es von ihnen heißt: 'sie können vor Uebermuth nur noch auf den Zehen gehen' [34]. Ein so geziertes Gehen nannte man wentschelieren oder sprenzelieren, einen so gezierten

Menschen einen sprenzelaere [35]. Den stolzen Gang verglich man dem Schritte des Kranichs: so sagt Walther [36], als der Herzog von Oesterreich gestorben, da habe sich sein Kranichstritt verwandelt und er sei schleichend wie ein Pfau gegangen. Hier könnte es auffallen, den Gang des hochmüthigen Pfauen als Bezeichnung des trauernden verwendet zu finden; es soll damit wohl nur das leise, langsame ausgedrückt sein. Daher ein anderer Dichter [37] dem Gange des Pfauen das Wesen und Gebahren des Schmeichlers vergleicht. Von der Hoffahrt sagt das Lehrgedicht Freidank [38]:

Hoffahrt geht mit Kranichsschritten
Und hat wandelbare Sitten.

Auch der Hahn bezeichnet stolzen, hoffärtigen Gang, daher es im Freidank [39] heißt:

Hoffahrt die will haben Preis,
Sie geht oft in Hahnen Weis.

Mehr geziertes als hochmüthiges Wesen bezeichnet der Vergleich mit dem Entrich; so heißt es von einem, er gehe wie ein Entrich auf dem Eise vor dummen Leuten schwänzelnd auf und ab [40]. Tölpelhafter Gang wird durch den Bären ausgedrückt, welchen Vergleich wir daher auf einen Bauern angewendet finden [41].

Daß beim Sitzen es Frauen für unschicklich galt, die Beine zu kreuzen, habe ich schon bemerkt. Auf dem Pferde sitzen mußten die Frauen so, daß sie sich nach dem Haupte des Pferdes mit dem Blicke richteten, nicht durften sie seitwärts schauen [42]. In Gesellschaft saßen, wenn Frauen zugegen waren, Ritter und Frauen gewöhnlich in bunter Reihe, und man unterhielt sich paarweis [43]. Uebrigens sei bemerkt, daß nach altgermanischer Sitte die Frauen sich nicht zur Unterhaltung bei den Männern niederließen, sondern vor dem Essen aus ihrer Kemenate gerufen wurden und nach der Mahlzeit sich sofort wieder entfernten; erst aus Frankreich wurde die neue Sitte wie die der bunten Reihe eingeführt, während in Deutschland sonst Männer und Frauen getrennt saßen. Die Kammerzofe durfte nicht über ihrer Herrin, sondern mußte wenigstens zwei Plätze tiefer als jene bei Tische sitzen [44].

Wer einen Auftrag auszurichten hatte, mußte es stehend thun, auch wenn er vorher gesessen. So verkündete der Bote immer stehend seine Botschaft, nachdem er vorher um Erlaubniß dazu gebeten hatte [45]. Auch wenn er genöthigt wurde, Platz zu behalten, that ein wohlerzogener Botschafter es nicht. In Rathsversammlungen des Fürsten mit seinen Lehensmannen mußte der jedesmalige Sprecher stehen [46]. Wenn ein bejahrter Mann vor seinem Gebieter zu reden hatte, forderte dieser wohl, wie es im Rolandsliede [47] von Karl erzählt wird, den Sprecher auf, sich zu setzen, oder er bemerkt: die Fürsten hätten einen andern zum Redner wählen sollen, dem das Stehen weniger schwer gefallen; aber der alte Mann läßt es sich nicht nehmen, der hergebrachten Sitte zu folgen. Auch dieser Zug reicht über die Einführung französischer Sitte in Deutschland zurück. Ein Knabe in Gesellschaft von Männern mußte immer stehen [48]. Unhöfliche Knappen pflegten wohl es sich dabei bequem zu machen, wie ein österreichischer Dichter des 13. Jahrhunderts [49] sie schildert:

Mancher Edelknecht ist so dumm,
Er steht vor seinem Herren krumm,
Auf einem Bein, mit krummem Rücken,
Wär er ein Brett auf einer Brücken,
Man tauscht ihn für ein grades ein.

Daß beim Eintritt oder beim Vorübergehen des Höherstehenden der Sitzende sich erheben mußte, verstand sich schon damals von selbst. Hagen und Volker der Spielmann sitzen am Hofe Etzels auf einer Bank; da geht Kriemhild, die ihre Brüder und deren Mannen eingeladen hat, um sie zu verrathen und Rache zu nehmen, mit ihren Recken vorüber. Der Spielmann fordert Hagen auf, sich zu erheben, sie sei doch eine Königin und darum der Ehre werth. Aber Hagen erwidert: 'Nein, sonst möchten die Recken denken, ich thäte es aus Furcht. Warum sollte ich auch dem Ehre erweisen, der mich haßt? Ich thue es nicht, mir ist es gleichgültig, ob sie mir deswegen gram wird.' Und so legt er breit über seine Beine das Schwert, das einst Kriemhildens Gatten gehört hatte, den Hagen erschlug [50]. Das war

freilich der Hofsitte zuwider, und fand kaum durch die leidenschaftliche Stimmung Entschuldigung. Aber nicht nur der Mann mußte aufstehen, wenn Frauen eintraten, sondern umgekehrt die Frauen vor dem eintretenden Gaste sich erheben, selbst wenn sie eine Königin und der eintretende nur ein einfacher Ritter war. Ja die Mehrzahl der Stellen scheint den Frauen das Aufstehen zur größeren Pflicht zu machen als den Männern. Die Frauen verneigten sich und nöthigten den Angekommenen zum Sitzen, indem sie erst dann selbst wieder Platz nahmen [51].

Worte wurden der Begrüßung nicht immer hinzugefügt, natürlich gar nicht beim Begegnen auf der Straße. Wenn uns vorher ein Dichter schilderte, daß Maria nicht aufgeschaut, daß sie Niemand gegrüßt habe, so stimmt das mit der höfischen Sitte nicht überein [52]. Diese gebot vielmehr den Frauen, jeden Begegnenden zu grüßen [53]. Die französische Vorschrift [54] lautete: 'Jeden, dem ihr begegnet, grüßet freundlich, es kostet euch nichts und erhöht doch euern Werth in den Augen der Leute. Wer karg im Grüßen ist, der ist es auch in Bezug auf seine Habe. Verschmäht auch nicht arme Leute, sondern redet sie freundlich an. Eine Dame, die sich nicht rührt, wenn ein hoher Herr sie grüßt, muß für schlecht erzogen gelten [55]'. In Frankreich war es Sitte, daß die Damen die Haube beim Gruße abnahmen, und der Chevalier de la Tour erzählt seinen Töchtern eine Geschichte von einer Dame, die in Gesellschaft von Rittern und adelichen Frauen vor einem Waffenschmiede ihre Haube abgenommen und sich verbeugt hatte. Als man ihr deshalb Vorwürfe machte, antwortete sie: 'es ist mir lieber, daß ich meine Haube vor ihm abgenommen als daß ich sie vor einem Edelmanne aufbehalten hätte [56]'. Man ging also von dem Grundsatze aus, in der Artigkeit lieber zu viel als zu wenig zu thun. Man verneigte sich ziemlich tief [57]; einen Fußfall aber that nur der Hilfeflehende, was wohlerzogene Männer von Frauen nicht litten, sondern sie mit der Hand emporrichteten, ein Fall, der in den Rittergedichten nicht selten vorkommt, da in ihnen bedrängte Damen, die bei einem irrenden Ritter Hilfe suchen, eine Hauptrolle spielen [58].

Die älteste deutsche Begrüßungsformel, die wir kennen, ist das gothische hails, eine kurze Ausdrucksweise für 'heil, gesund mögest du sein'; im Althochdeutschen bedeutet das davon abgeleitete heilazjan auch noch 'grüßen'. Grußformeln aus dem Mittelalter sind: 'Alles Liebes genug' (nämlich: möge dir zu Theil werden)![59] ferner: 'Gott erhalte euch, Gott grüße euch, Gott minne euch'[60], oder mit Beziehung auf eine bestimmte Tageszeit 'guten Morgen' oder 'guten Tag'[61], oder verbunden 'guten Morgen, sanften Tag'[62], als Erwiderung auf den Gruß sagte man 'genâde d. h. Dank'! oder iuwer genâde, 'ich danke euch!'[63] Die Grußformel wurde, wenn mehrere Gäste auf einmal eintraten, wohl auch an jeden einzelnen von der Hausfrau gerichtet[64]. Der gewöhnliche Gruß beim Empfange des Gastes war 'Willkommen', oder auch 'Gott willkommen', oder 'Gott und mir willkommen!' Beim Abschiede sagte man 'bleibt gesund!'

Mit der Einführung französischer Sitte werden auch französische Grußformeln in Deutschland üblich; statt grüezen sagte man jetzt salûieren[65], statt genâde beim Danken grâmarzî, (gran merci) und davon abgeleitet grâmarzieren, danken[66]. Französische Grußformeln sind z. B. deu sal[67], etwa entsprechend dem traulichen 'Gott grüße dich' oder 'Grüß Gott', das im Süden Deutschlands noch jetzt die allgemeine Grußformel ist; oder dê vô bênîe, 'Gott segne euch'[68] oder bien sêy venûz, 'seid willkommen', worauf man mit grâmarzîs antwortete[69]. Eine französische Abschiedsformel ist: 'domne dê vô sal,' der Herr Gott erhalte euch'![70] Die Unsitte, französische Brocken in die Rede einzustreuen, war also im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht neu bei uns; die Deutschen haben sich von jeher, auch wo sie es nicht nöthig hatten, im Nachäffen und Prunken mit wälscher Weise gefallen. Deutsche Dichter entblödeten sich nicht, ganze französische Verse als vermeintlichen Schmuck in ihre Gedichte aufzunehmen, einige, wie es scheint, mit einer gewissen Ironie, so Wolfram von Eschenbach, die meisten aber aus wirklichem Gefallen am fremdländischen, wovon auch der geniale Gottfried von Straßburg nicht frei zu sprechen ist, der z. B. einen Ritter und eine Jungfrau sich so begrüßen läßt[71]:

'â! dê vûs sal la bêle!'
'mercî' dît la pucêle,
und sprach vil schemelîche:
herre got, der rîche,
der alle herzen rîche tuot,
der rîche iu herze unde muot.

Ich habe nur einige allgemeine Formeln des Grußes angeführt, die Variationen und Ausschmückungen im einzelnen Falle müssen wir übergehen, so fein und sinnreich sie auch oft sind. Unser geselliger Verkehr ist in dieser Beziehung viel ärmer und monotoner.

Sehr gewöhnlich war es, daß man beim Empfangsgruße dem Gaste sein ganzes Haus und Gut zur Disposition stellte, und ihn darüber nach Belieben schalten hieß. Allein der schon oben erwähnte häufige Mißbrauch, den die Männer von dem freundlichen Gruße einer Frau machten, veranlaßte bei der Sittenlosigkeit, die die nothwendige Folge dieser äußerlich feinen, innerlich hohlen Bildung sein mußte, die ehrsamen Frauen bereits im dreizehnten Jahrhundert mit ihrem Gruße und Danke sparsamer zu werden. Der steierische Ritter und Dichter Ulrich von Liechtenstein läßt in seinem Frauenbuche [72] einen Mann den Frauen dies zum Vorwurf machen: 'Ihr grüßt uns nicht wie sonst die Frauen werthe Männer grüßten; sagt, was haben wir euch gethan, daß ihr so handelt? Wenn ein Mann in die Gesellschaft von Frauen kommt, so haben sie ihr Haupt zur Erde gesenkt, kaum eine verneigt sich. Wie sollen wir dabei froh sein? Keine sieht uns freundlich an, eure Augen grüßen uns nicht, Zunge und Mund sind stumm. Redet euch einer an, ihr erwidert weder Ja noch Nein, sondern sitzt, als ob ihr mit einem Pinsel gemalt wäret. Da wird uns freilich die Zeit lang.' Darauf erwidert zu ihrer Vertheidigung die Edelfrau: 'Warum sollten wir Frauen euch grüßen und euch anlachen? Wenn es geschähe, so dächtet ihr: sie ist mir hold, denn wie hätte ich es sonst verdient, daß sie mich so freundlich ansieht, da ich ihr doch nie gedient habe? Ich glaube, sie hat nach meiner Minne Begehr. Wenn ihr freilich die Frauen so ver-

steht und die Freundlichkeit einer Frau nur benutzt, um damit zu prahlen, so seid ihr kaum werth, daß man sich gegen euch verneige, viel weniger, daß man mit euch spreche. Ein Weib, das Ehre haben will, soll euch nicht anlachen, ich bin selbst eine von denen, die sich wohl davor hüten wird, um vor dem Prahlen der Männer mit ihren Eroberungen frei zu bleiben.' Den Gruß der Frauen zu erringen, war nicht der höchste, aber doch schon ein hoher Wunsch des Ritters, der sich in den Dienst einer Frau begeben hatte, und die Lieder der Minnesänger sprechen diese Bitte hundertmal aus. Daraus wie aus mancher andern Andeutung geht hervor, daß die Frauen in der Regel zuerst grüßten, wie bekanntlich noch jetzt die englische Sitte fordert. Die Dichter unterscheiden nun freilich einen allgemeinen und einen besonderen Gruß [73]: während letzterer als ein Zeichen besonderer Gunst betrachtet ward, hatte auf ersteren jedermann gerechten Anspruch. Der Fürst grüßte ebenso seine Mannen zuerst, nicht diese ihn [74]. Auf den Gruß nicht zu erwidern, wäre große Unhöflichkeit gewesen; wo es vorkommt, da ist Unwille und gewöhnlich Zorn die Ursache [75].

Die Begrüßung bildet den schicklichen Uebergang zur Unterhaltung, deren Anfang sie machte. Bei einem Zeitalter, dessen Bildung nicht umfassend war, in welchem zumal die Männer höherer Stände häufig nicht lesen und schreiben konnten [76], während diese Künste unter dem weiblichen Geschlechte verhältnißmäßig verbreiteter waren, konnten die Gegenstände der Unterhaltung eigentlich nicht sehr mannichfaltig sein. Eine gesellige Unterhaltung zwischen Männern und Frauen war in den altgermanischen Zeiten kaum möglich, da die Trennung der Geschlechter eine ziemlich strenge war. Auch in der höfischen Zeit des Mittelalters war der Unterhaltung (d. h. dem Gespräch) kein solcher Spielraum gelassen wie bei uns, weil ein Theil der der Geselligkeit gewidmeten Zeit, und nicht der kleinste, durch das Vorlesen epischer und den Gesang lyrischer Dichtungen in Anspruch genommen war. Man ließ sich also mehr unterhalten, als man selbst sein Theil dazu beitrug. Indeß das Bedürfniß der Galanterie führte nothgedrungen weiter: was wäre der ganze

ritterliche Minnedienst gewesen, wenn man sich nicht über die Minne, diesen Angelpunkt des Jahrhunderts, hätte unterhalten können? Daher finden wir in Frankreich schon im zwölften, in Deutschland im dreizehnten Jahrhundert in den Lehrgedichten viele Regeln über das Sprechen, über die Unterhaltungsweise; auch sie sind meist wieder an Frauen gerichtet, denen die Leitung der Unterhaltung zunächst oblag. 'Wenn euch jemand besucht, sagt der mehrfach erwähnte Garin der Braune [77], um sich bei euch niederzulassen, so seht zuerst, wer es ist, mit dem ihr ein Gespräch beginnt. Hört ihn reden, und je nach dem, was ihr vernommen, erwidert ihm; an seinen Reden könnt ihr ermessen, wie ihr zu antworten habt, ob freundlich oder unfreundlich. Denn ein kluger Mensch erkennt den Thoren schon am Reden: sagt man einem solchen ein gutes Wort, so ist es als ob man es vergraben hätte, denn er versteht es nicht, und wenn er es versteht, behält er nichts davon. Im Allgemeinen seid mit Reden sparsam, denn nur wohlüberlegte Worte sind willkommen. Sprecht sanft und langsam, nicht zu laut und nicht zu leise [78], und wartet ab, bis sich die Gelegenheit zu reden darbietet. Wenn sich viele Leute unterhalten, so wäre es Leichtsinn von euch, zuerst zu reden. Richtet euer Gespräch nach den Neigungen und Gemüthsstimmungen der Menschen ein: mit den frohen seid froh, höflich mit den höflichen. Unter klugen Leuten müßt ihr still sein, und euch hüten zu lachen und einfältiges zu reden. Wer unter klugen Leuten thörichtes und unter Thoren kluges spricht, ist nicht verständig.' Diese ganz einsichtsvollen und wohlmeinenden Regeln werden ohne Zweifel in ähnlicher Weise auch jungen Männern ans Herz gelegt worden sein. Das richtige Maß im Zuviel und Zuwenig sprechen wird namentlich in allen derartigen Unterweisungen eingeschärft [79], denn zu vieles Schweigen galt auch nicht für fein und gebildet [80]. Aber am schwierigsten war der Grad der Freundlichkeit zu bestimmen, mit welchem eine Frau sprechen sollte, hier mußte am meisten das Gefühl, der Takt leiten, und doch waren bei aller Vorsicht die Frauen vor dem Tadel der Männer nicht frei; denn eine freundliche, zuvorkommende Frau fiel in den früher erwähnten

Verdacht, eine zurückhaltende galt für einfältig oder hochmüthig [81]. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten in Frankreich die jeux partis, die getheilten Spiele, wie die deutsche Poesie den Ausdruck getreu wiedergibt, d. h. Streitfragen, die namentlich das Wesen der Liebe in dialektisch spitzfindiger Weise erörterten. Sie entwickelten sich in Frankreich, zumal bei den Provenzalen, zu einer eigenen Dichtungsart, Tenzonen genannt, indem zwei Dichter eine solche Streitfrage Strophe um Strophe abhandelten. Frauen wurden als Schiedsrichterinnen hinzugezogen und hatten hier Gelegenheit, ihren Scharfsinn und Geist glänzen zu lassen. Eine weitere spätere Entwickelung hieraus sind die Liebeshöfe, die Minnegerichte, die es lediglich mit solchen Streitfragen zu thun hatten und bei denen Damen gleichfalls als Richterinnen fungirten. In Deutschland hat dieser Zweig der Unterhaltung niemals recht Wurzel geschlagen, vielleicht weil der deutschen Natur das dialektisch-spitzfindige, was sie erfordert, weniger zusagte. Daher sich auch die Tenzone als Dichtungsart bei uns gar nicht entwickelte. Als ein Mittel, die Unterhaltung pikant zu machen, oder auch um sich eine Unterhaltung vom Leibe zu schaffen, wird den Frauen der Widerspruch empfohlen. 'Wenn euch einer anredet', belehrt ein provenzalischer Dichter [82] eine junge Dame, 'und euch Artigkeiten sagt, so seid nicht kurz angebunden, sondern wehrt euch witzig und muthig: wenn euch seine Unterhaltung lästig wird, so fragt ihn nach Neuigkeiten, z. B. welche Damen sind die schönsten, die Gascognerinnen oder die Engländerinnen, und welche sind höflicher? Wenn er antwortet: die Gascognerinnen, so erwidert ohne Bedenken: Herr, mit Vergunst, die Damen von England sind die artigsten auf der ganzen Welt; sagt er aber, die Engländerinnen, so antwortet: wenn ihrs nicht übel nehmt, Herr, die Gascognerinnen sind höflicher, und dann streitet mit ihm, und ruft Freunde herbei, die entscheiden mögen'. Wenn nun auch hier Widerspruch als belebendes Element der Unterhaltung empfohlen wird, so wird doch andererseits den Frauen untersagt zu streiten, 'denn Streit kann nicht ohne Zorn sein, und nichts entstellt eine schöne Frau mehr als der Zorn' [83].

Die Gastfreiheit, die im Mittelalter auf den Burgen herrschte, brachte beinahe täglich neue Gäste, und die Neuigkeiten, die diese zu erzählen wußten, gaben gleichfalls Stoff zur Unterhaltung her. Der Ankommende wurde daher, wenn er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, zunächst nach seiner Herkunft und Heimat, und dann nach Mären gefragt, er mußte erzählen, in welcher Absicht er reise u. s. w. Weitern Stoff boten die Erlebnisse des Tages, Jagden, Feste, Turniere; die Frauen, die den Turnieren auf einer Tribüne beiwohnten und die Preise ertheilten, unterhielten sich nachher unter sich oder auch in Gegenwart der Männer flüsternd über die tapfersten Kämpfer [84]. Im Allgemeinen war zwar Flüstern und Raunen verboten, weil jemand in der Gesellschaft denken könne, es werde über ihn etwas tadelndes geäußert [85]; doch entschuldigte in diesem Falle wohl die Eitelkeit der belobten Männer das gesellige Vergehen.

Den Hauptgegenstand der Unterhaltung, die wie bemerkt paarweise gepflogen wurde, bildete aber die Liebe; und bei der conventionellen Art, in welcher die Liebe behandelt wurde, war es gar nichts auffallendes und ungewöhnliches, wenn ein Ritter einer Dame, mit der er sich zum erstenmal unterhielt, seine Liebe antrug [86]. Wie eine Dame sich dabei zu benehmen habe, lehrt ein provenzalisches Gedicht [87]: Ein Ritter mag z. B. folgendermaßen eine Dame anreden: 'Mein Herz und mein Leben, meine Sinne und Gedanken habe ich euch ergeben, schöne Dame, und werde euch mein Leben lang ohne Falsch nach bestem Wissen dienen; geruht zu gestatten, daß ich für immer euer Diener sei'; worauf sie etwa zu erwidern hat: 'Werther Freund, die Huldigung, die ihr mir erweist, gefällt mir sehr wohl; wenn ich euch so treu finde, so sollt auch ihr, so wahr mich Gott schütze, mich treu erfinden, und wenn ich einst vermählt bin, werde ich euch den Lohn für euren treuen Dienst geben'. Wenn auf diese Weise ein Liebesverhältniß angeknüpft ist, und es kommt ein anderer ebenfalls, mit folgender Liebeserklärung etwa: 'Schöne Frau, bei dem Herrn der Welt, ich bitte euch um Rath: ich habe länger als ein Jahr eine Wunde getragen, ohne daß ein Mensch etwas davon erfahren; niemand kann mich

heilen als ihr allein; ihr rettet mich vom Tode, **wenn ihr mich** zu eurem Diener annehmt'; so soll sie ihm etwa antworten: 'Lieber Freund, ihr seid so schön, artig, klug und witzig, daß jede Dame in der Welt, ob verheirathet oder unverheirathet, es sich zur Ehre anrechnen wird, eure Gebieterin zu sein. Aber ihr seht wohl, daß eine Dame nicht ihr Herz theilen kann, darum sucht euch eine aus, die euch ohne Theilhaber liebt'. Man wird durch Mittheilung dieses Gespräches, welches, wenn auch nur in einem Gedichte vorkommend, doch den Ton der Unterhaltung spiegelt, bestätigt finden, was ich im Eingange schon aussprach: daß bei der äußern Glätte, die der höfische Verkehr des dreizehnten Jahrhunderts hatte, innerlich das gesellige Leben jener Zeit, kaum geboren, schon den Todeskeim in sich trug durch den Mangel sittlichen Gehaltes.

Den Mittelpunkt der geselligen Freuden bildeten die Mahlzeiten, daher wir für das Benehmen beim Essen und Trinken zahlreiche, wohl die zahlreichsten Vorschriften finden [88]. Die Pflicht des Wirthes bestand hauptsächlich darin, daß er seine Gäste freundlich nöthigte, es sich schmecken zu lassen und darauf Acht gab, daß keinem derselben etwas mangele [89]. Die Sitte verbot ihm, mit seinen Dienern zu flüstern, damit man nicht denke, es fehle etwas [90]. Vor Beginn der Mahlzeit wurde Wasser in Becken nebst Tüchern herumgereicht, weil man sich die Hände wusch. Das Brot soll man nicht essen, bevor das erste Gericht aufgetragen ist; auch muß man sich hüten, mit beiden Händen in den Mund zu stopfen [91]; zur Erklärung dieser Vorschrift muß hinzugefügt werden, daß man im Mittelalter noch keine Gabeln hatte, daher mit den Fingern die Speisen in den Mund beförderte. So lange man etwas im Munde hat, soll man nicht trinken und sprechen [92]. Unhöflich ist es, mit dem Becher sich zu seinem Nachbar zu wenden, als ob man ihm denselben reichen wolle, bevor man ihn selbst vom Munde gesetzt hat [93]. Die Sitte erforderte mit derjenigen Hand zu essen, die dem Tischnachbar, dem man zugewiesen war, gegenüber lag; wenn also derselbe zur rechten Hand saß, mit der linken, und umgekehrt [94]. Maß im Essen und zumal im Trin-

ken wird den Frauen empfohlen[95]; denn nichts sei schimpflicher als eine mit Wein belastete Frau[96]. Wenn wie in Frankreich und später auch in Deutschland Männer und Frauen in bunter Reihe zu Tische saßen, so war es zunächst Pflicht des Mannes, seine Dame mit Speise und Trank zu versorgen; doch finden wir auch, daß namentlich dem Gaste, der besondere Ehre und Aufmerksamkeit verdient, die Hausfrau oder deren Tochter vorschneidet, so daß wir annehmen dürfen, es sei hierin ein gegenseitiger Dienst üblich gewesen. Den Frauen war es verboten, wie überhaupt, so namentlich beim Essen, viel zu lachen und zu sprechen[97]. Die Dame soll nach französischer Sitte ihrem Tischnachbar die besten Bissen heraussuchen und vorlegen, nicht aber sie für sich behalten[98]. Sie soll keine zu großen Bissen nehmen noch zu heiß essen[99]. So oft sie trinkt, soll sie den Mund abwischen; dagegen hüte sie sich mit Augen oder Nase das Trinkgefäß zu berühren. Wenn sie zu Gaste geladen ist, soll sie nicht zuviel essen, noch das Essen tadeln, wie es auch zubereitet sei; behage es ihr nicht, so stehe es ihr frei nicht davon zu kosten, daraus werde ihr niemand einen Vorwurf machen[100]. Wenn schon diese Regeln, für die feinsten Kreise bestimmt, manches enthalten, was uns ein Lächeln entlockt, weil Dinge vorgeschrieben werden, deren Nichtbeachtung auf eine bedeutende Roheit schließen läßt, so ist das in noch höherem Grade der Fall bei den Eßregeln des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Wir finden hier freilich manches, was man in den höfischen Lehren ungern vermißt, so die Aufforderung, wenn man sich zum Essen gesetzt zu beten: 'Gesegne es uns Jesus Christus'; dagegen anderes, was einen sehr ursprünglichen Bildungszustand bekundet: wie z. B., daß man nicht die Schüssel vom Tische nehmen und austrinken, sich nicht über die Schüssel, aus der gegessen wird, hinbeugen, mit dem Munde schnalzen, nicht eine schon angebissene Schnitte wieder in die Schüssel tauchen, die Nase nicht in das Tischtuch wischen solle, und manches andere[101], was unsern Ekel erregt und uns auf die unterste Kulturstufe berechnet scheint.

Gern hätte ich mit einem freundlicheren und edleren Bilde

diese flüchtige Skizze abgeschlossen, die einen kleinen Einblick in die geselligen Verhältnisse des Mittelalters eröffnen sollte. Doch warum sollte nicht grade der materiellste Theil der Anstandsregeln den Beschluß machen, da wir uns kaum der Ueberzeugung verschließen werden, daß die geistige Verfeinerung, die durch einen Theil dieser Geselligkeitsgesetze geht, doch nicht im Stande war, die rohe materielle Grundlage zu durchdringen und zu vergeistigen. Vielmehr war es grade das Mißverhältniß jener geistigen Anforderungen zu dem ganzen Bildungsgrade des Zeitalters, was nach kurzer Blüte des höfischen Lebens einen sittlichen Zustand herbeiführte, der schlimmer war als die einfach derbe aber gesunde Denkungs- und Lebensweise der vorhergegangenen Jahrhunderte.

Es liegt uns nicht ob, hier die Gründe zu untersuchen, warum in Frankreich früher als in Deutschland eine äußerliche Verfeinerung der Sitten eintrat: die eine Lehre aber gibt uns die Geschichte unserer Poesie wie die unseres socialen Lebens, daß die natürliche Entwickelung Deutschlands durch jenen Einfluß von außen gehemmt, durch die südliche Gluth mit einem Male auf eine Reife getrieben wurde, zu der das Volk nicht befähigt war; daher die so gezeitigten Früchte keine Lebenskraft in sich trugen und abfielen.

Anmerkungen.

1 Das bekannteste Beispiel aus der Dichtung, der auch hier wenigstens in den Verhältnissen Wahrheit zu Grunde liegt, ist der Meiersohn Helmbrecht von Wernher dem Gärtner (Mitte des 13. Jahrhunderts); herausg. von M. Haupt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 4, 321—385.

2 Wälscher Gast (ed. Rückert) 1029—1052.

3 Vergl. meinen Aufsatz über Garin den Braunen in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Literatur 3, 399—409; die betreffende Stelle S. 407.

4 Wälscher Gast 2891 ich hân ouch ie und ie geseit, die tugende sint hüfscheit; vergl. 3917—26.

5 In Barbazans und Méons Fabliaux et contes 2, 184—219, Vers 139—162. Vergl. Wälsch. Gast 400—404.

6 Walther (ed. Lachmann) 46, 10; hier nach Simrocks Uebersetzung; vergl. Hagens Minnesinger 1, 207b süeze grüeze kan si teilen, minneclîchen umbe sehen; Tristan 277, 2 ff.

7 Die Winsbeckin (ed. Haupt), Strophe 7. 8. Reinmar von Zweter empfiehlt den Frauen, vor wilden Blicken und vor freien Worten sich zu hüten, Hagen, Minnesinger 2, 184a.

8 Der deutsche Cato, von Zarncke S. 129.

9 Wälscher Gast 441—450.

10 Vergl. Weinhold, die deutschen Frauen in dem Mittelalter S. 109, Anm. 4.

11 Weinhold, a. a. O. S. 108. 109; eine Frau soll, wenn sie reitet, ihre Hand nicht zum Kleide herausstrecken, wälsch. Gast 437.

12 Arnaut Guillem von Marsan, in seinem Ensenhamen (Unterweisung), in meinem provenz. Lesebuch 136, 63—68.

13 Walther 8, 4—8; vergl. sein Bild in der Pariser und der Weingartner Liederhandschrift. Hartmanns Gregorius 287 ff. er begunde sêre weinen, daz houbet underleinen vil riuweclîchen mit der hant.

14 So gehen Erec und Enite des Morgens Hand in Hand zur Kapelle, Erec 2941; die junge Markgräfin von Bechlaren nimmt Giselher bei der Hand, ihre Mutter Gunther, und so gehen sie, Nibel. 1606.

15 Etzel und seine Gemahlin Kriemhilt sehen dem Turnier zu; in seiner Rechten lag ihre weiße Hand, Nibel. 1298; vergl. Parzival 640, 6.

16 Zucht wehrt den Rittern allgemein, daß sie nicht schauen auf ihr Bein, wenn sie reiten; ich wähne wohl, daß ein Mann auf sehen soll, wälsch. Gast 433. Der Mönch von Montaudon rechnet einen Junker, der auf seine Beine schaut, zu den Dingen, die ihn verdrießen, vergl. mein provenzal. Lesebuch 83, 9.

17 Zucht wehrt den Frauen allgemein, zu sitzen Bein über Bein, wäl-

scher Gast 411; vergl. 4297. 8711. Im Karlmeinet (48, 61) wird Karl geschildert sitzend auf einem Steine, die Beine aufeinander legend, und die Hand an die Backen gelehnt.

18 a. a. O. S. 402. Ebenso Chastoiement des dames 65 ff. Wenn ihr zur Kirche oder anderswohin geht, so hütet euch zu laufen und zu traben.

19 Chastoiement des dames 67—70.

20 Des Pfaffen Wernhers Marienleben (ed. Feifalik) 996—1003; vgl. Hoffmanns Fundgruben 2, 160, 39.

21 Tristan (ed. Maßmann) 276, 32—277, 1.

22 Trojanischer Krieg 55c.

23 Trojanischer Krieg 148a.

24 Frauendienst 282, 31.

25 Trojanischer Krieg 109a.

26 Benoît von Sainte-More, in Pfeiffers Germania 2, 66.

27 Bruder Philipps Marienleben (ed. Rückert) 798.

28 Nibelungen 435. 436.

29 Rosengarten (in v. d. Hagens Heldenbuche) 2091.

30 Heldenbuch Kaspars v. d. Rön 109a.

31 Rother 2081 ff. (in Maßmanns Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts); vergl. Alexius (von Maßmann) S. 83 diu muoter unwîplîche lief; Passional (ed. Köpke) 48, 8 sie lief balde sô hin dan âne wîplîchen ganc.

32 Bertholds von Holle Darifant 176. 182.

33 Ottacker 54a.

34 Hagens Minnesinger 3, 200a.

35 Vergl. Neidhart (ed. Haupt) 50, 33 und S. 229; und das mhd. Wörterbuch s. v. wentschelieren.

36 Walther 19, 31.

37 Hagens Minnesinger 2, 384b.

38 Freidank 30, 13.

39 Freidank 30, 5.

40 Hugos von Trimberg Renner 2157.

41 Hagens Minnesinger 3, 309a.

42 Wälscher Gast 421—424.

43 Wolframs Parzival 641, 2—4. Willehalm 250, 30.

44 Arnaut Guillem von Marsan in meinem provenzalischen Lesebuche 143, 37—46.

45 So sagen die Boten, die Etzel an Gunthers Hof gesendet hat, zu Kriemhild (Nibel. 1169): edles Königskind, mir und meinen Gesellen, die mit mir gekommen sind, sollt ihr das erlauben, daß wir vor euch stehn und euch die Märe sagen, wonach wir hergeritten sind; vergl. Nibel. 1376.

46 Rudolfs von Ems Guter Gerhard 709 ff.

47 Rolandslied (ed. W. Grimm) 45, 7.

48 Der deutsche Cato, v. Zarncke S. 132.

49 Konrad von Haslau in seinem Jüngling, Zeitschrift für deutsches Alterthum 8, 551.

50 Nibel. 1718 ff.

51 Vergl. über Aufstehen und Verneigen unter andern Stellen, Eneit 140, 39. Nibel. 1750. Willehalm 291, 4. Mai und Beaflor S. 217; guter Gerhard 5357—70.

52 Vergl. noch Urstende (in Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts) 121, 19.

53 Diese Vorschrift empfängt auch der junge Parzival von seiner Mutter, und befolgt sie wörtlich, Parzival 142, 6. Herbort von Fritzlar (V. 151) rühmt von Jason, er sei 'grußsam auf der Straße' gewesen.

54 Chastoiement des dames 76 ff.

55 ebendaselbst 337 ff.

56 Weinhold, die deutschen Frauen S. 108, Anm. 2.

57 Häufig ist der Ausdruck 'bis auf die Füße sich verneigen', z. B. Hagens Minnesinger 2, 190a.

58 Vergl. u. a. Iwein 4780. Gregorius 2217. Mai und Beaflor S. 168. jüngerer Titurel (ed. Hahn) 2826. 5647. 5668. 5669. Wigamur 18a.

59 Hattemer, Denkmale des Mittelalters 3, 578; vergl. 1, 256.

60 Guter Gerhard 3789; Kaspar v. d. Rön 57b, 60a; jüng. Titurel 5419.

61 Titurel 1507. Teichner (von Karajan) S. 75.

62 Guter Gerhard 1900.

63 Flore 2664. 3895. Rosengarten (ed. Grimm) 135. 141. 683. 949.

64 Kaspars v. d. Rön Heldenbuch 57b.

65 Tristan 110, 10; guter Gerhard 1355.

66 Titurel 1931. Ottacker 446b. Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 226. Wackernagel, die mittelalterliche Sammlung in Basel S. 14.

67 Lohengrin (ed. Rückert 182. Heinrichs v. Freiberg Tristan 1195.

68 Erlösung (ed. Bartsch) 3232.

69 Parzival 351, 7.

70 Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen (in Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts) 89, 57.

71 Tristan 20, 23—28.

72 Ulrich von Liechtenstein (ed. Lachmann) S. 507—600.

73 Heinrich Teschler (Minnesinger 2, 127a) sagt: Noch klage ich eines, das mir näher geht, das mir viel Scham und Schmerzen bringt, der Gruß, den all die Welt von ihr empfängt, den kein Guter entbehrt, seht, eben der wird mir von ihr versagt; des besondern will ich geschweigen, der mir doch manchmal zu Theil ward: durch ihre Gnade hatte ich ihn oft.

74 Mai und Beaflor S. 103.

75 Vergl. Eneit 121, 1. Mai und Beaflor S. 140. Crane 1304. Heldenbuch (v. d. Hagen) 1, 93. Kaspar v. d. Rön 102[a].

76 Bekannteste Belege hierfür sind die Dichter Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Liechtenstein; letzterer mußte einen Brief seiner Geliebten mehrere Tage ungelesen mit sich herumtragen, bis sein Bote kam.

77 Eberts Jahrbuch 3, 400.

78 Wälscher Gast 405: eine Jungfrau soll sänftiglich und nicht laut sprechen; 455: eine Jungfrau soll selten etwas sprechen, wenn man sie nicht fragt.

79 Chastoiement des dames 7 ff. In ihrem Schweigen und Reden müssen sich die Damen mäßigen, denn wenn eine zu viel spricht, so sagt man, sie sei schlecht erzogen; sie wird nicht vermeiden können, manches thörichte auf diese Weise zu reden, woraus ihr Tadel erwächst.

80 ebendaselbst 17 ff. Wälsch. Gast 719: man soll zu viel doch schweigen nicht, denn von viel Schweigen oft geschicht, was von viel Schwätzen kann geschehen. Man soll das Maß stets ersehen an allen Dingen, das ist gut: ohne Maß ist nichts wohl behut.

81 Chastoiement des dames 36 ff.

82 Arnaut Guillem von Marsan in dem schon mehrfach erwähnten Gedichte; s. mein provenzalisches Lesebuch 143, 47—76.

83 Chastoiement des dames 249—262.

84 Vergl. Parzival 774, 1. Rother 1902. Tristan 282, 2. Gesammtabenteuer 64, 1736.

85 Wälscher Gast 567. Neidhart 37, 35. Heinrichs vom Türlein Krone 309[b].

86 So wird in der Biographie des provenzalischen Dichters Raimund von Miraval erzählt, der Dichter habe dem König Peter II von Aragonien soviel von der Schönheit der Frau Adelheid von Boissazon erzählt, daß der König begierig ward sie kennen zu lernen, bald darauf auch das Schloß der Dame besuchte, und sie bei diesem ersten Besuche um ihre Liebe bat, die ihm auch gewährt wurde; Mahn, Biographien der Troubadours S. 35.

87 Arnaut Guillem von Marsan, provenzalisches Lesebuch 144, 24 ff. Vergl. dazu das Chastoiement des dames 559 ff.

88 Vergl. Weinholds deutsche Frauen S. 110, Anm. 4, wo die auf Tischzucht bezügliche Literatur der älteren Zeit angegeben ist.

89 Wälscher Gast 474; vergl. provenzalisches Lesebuch 137, 1—14.

90 Arnaut Guillem von Marsan, prov. Lesebuch 137, 27—32.

91 Wälscher Gast 483—487.

92 ebendaselbst 488—490.

93 ebendaselbst 491—496.

94 ebendaselbst 501—504.

95 Chastoiement des dames 297 ff.

96 Arnaut Guillem von Marsan 142, 78—143, 1.

97 Wälscher Gast 467—470. Chastoiement 499. Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 538.

98 Chastoiement des dames 501.

99 ebendaselbst 508.

100 ebendaselbst 525.

101 Des Tanhausers Hofzucht in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 6, 488.

VIII.

Die romanischen und deutschen Tagelieder.

Wenn ich, um an etwas bekanntes anzuknüpfen, der Betrachtung des mittelalterlichen Tageliedes eine Scene Shakespeares voranschicke, so ist das vielleicht nicht ganz vorsichtig gehandelt, indem die wunderbare Schönheit derselben leicht die nachfolgenden Belege der mittelalterlichen Poesie in Schatten stellen könnte. Aber ich thue es, um einem Anstoß vorzubeugen, den sonst mancher an der Wahl des Stoffes nähme. Ich meine die Scene aus Romeo und Julia, wo die beiden Liebenden beim anbrechenden Morgen sich trennen (3, 5):

Julia. Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo. Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neidschen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunstgen Höhn;
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.

Julia. Trau mir, das Licht ist nicht des Tages Licht,
Die Sonne hauchte dieses Luftbild aus,
Dein Fackelträger diese Nacht zu sein,
Dir auf dem Weg nach Mantua zu leuchten;
Drum bleibe noch: zu gehn ist noch nicht Noth.

Romeo. Laß sie mich greifen, ja laß sie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willst.
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthias Stirn.
Das ist auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern: zum Gehn bin ich verdrossen.
Willkommen, Tod, hat Julia dich beschlossen.
Nein, Herz, es tagt noch nicht, noch plaudern wir.

Julia. Es tagt, es tagt! Auf, eile! fort von hier!
Es ist die Lerche, die so heiser singt
Und falsche Weisen, rauhen Mißton gurgelt.
Man sagt, der Lerche Harmonie sei süß;
Nicht diese: sie zerriß die unsre ja.
Die Lerche, sagt man, wechselt mit der Kröte
Die Augen; möchte sie doch auch die Stimme!
Die Stimm' ists ja, die Arm aus Arm uns schreckt,
Dich von mir jagt, da sie den Tag erweckt.
Stets hell und heller wird's: wir müssen scheiden.

Romeo. Hell? Dunkler stets und dunkler unsre Leiden!

Die Wärterin kommt herein.

Wärterin. Fräulein!

Julia. Amme?

Wärterin. Die gnädge Gräfin kommt in eure Kammer;
Seid auf der Hut, schon regt man sich im Haus.

Julia. Tag schein' herein! und Leben flieh hinaus!

Romeo. Ich steig' hinab; laß dich noch einmal küssen.

In dem Liebesliede aller modernen Völker kehrt der Schmerz der Trennung zweier Liebenden so oft und in so mannichfacher Gestalt wieder, daß an eine Entlehnung kaum gedacht werden kann. Es ist eben ein dem liebenden Herzen, das in der Nähe des geliebten Wesens sein Leben und Glück findet, fern von ihm in Sehnsucht sich verzehrt, zu nahe liegender Gedanke. Etwas anderes ist es jedoch bei der Untersuchung über den Ursprung einer durch die Poesie des Mittelalters hindurchgehenden Dichtungsart: denn hier handelt es sich um eine bestimmte, in allen Liedern feststehende Situation, die verschiedene Variationen erfahren hat, aber immer denselben Grundcharakter beibehält. In den Sitten des romanischen und aus Frankreich nach Deutschland verpflanzten Frauendienstes ist es begründet, daß die Minne-

verhältnisse größte Vorsicht und Behutsamkeit erforderten. Meist waren es verheirathete Frauen, die mit verheiratheten oder ledigen Männern ein im Wesentlichen zwar der Mode folgendes, aber bei der sinnlichen Richtung der Zeit doch keineswegs auf platonische Schwärmerei sich beschränkendes Verhältniß anknüpften. Von dem keuschesten Minnen, das im Anschauen der Geliebten seine Seligkeit findet, bis zur Erfüllung stürmischer Wünsche geht eine Stufenleiter von Wünschen und Hoffnungen, die aus den Liedern der Troubadours wie der deutschen Minnesinger wiederklingen. Durch einen verschwiegenen Boten oder aus dem Munde der Geliebten selbst die frohe Mähr vernehmend, eilt der Liebende am Abend zu dem verheißenen Stelldichein. Aber der anbrechende Morgen ruft zum Scheiden: ehe es laut in der Burg geworden, muß der Liebende sich von dannen stehlen, ehe die Aufmerksamkeit der huote, wie im deutschen Mittelalter diejenigen heißen, die den Liebenden aufpaßten, sich auf ihn gerichtet. Das ist das Grundthema der provenzalischen Alba, des deutschen Tageliedes. Auch hierin liegt an sich noch nichts, was eine Entlehnung anzunehmen berechtigte: erst in der Weiterentwicklung dieses Themas treten bestimmte Züge hervor, die zur Vermuthung eines Zusammenhanges führen.

Der provenzalische Name alba bezeichnet Morgenroth: die Anwendung des Wortes auf die bestimmte Dichtungsgattung erklärt sich am einfachsten durch eine formelle Eigenthümlichkeit des provenzalischen Tageliedes, den mit dem Worte alba schließenden Refrän. Und ganz sinnvoll ist die Wiederholung dieses Wortes am Ende jeder Strophe; es wird dadurch der Grundgedanke des Liedes, das Hervorheben des trennenden Morgens, auch in der Form symbolisch ausgedrückt. Von Raimon de la Sala, einem Dichter des 13. Jahrhunderts, wird hervorgehoben, daß er außer Canzonen und Retroenzas auch Albas gedichtet; der einzige Fall, daß dies erwähnt wird. Der Name kommt noch öfter in den Handschriften vor: als Ueberschrift mehrerer namenlosen [1] und sonst [2]. Aber der genannte Dichter ist keineswegs der erste, der unter den Troubadours Albas verfaßte, sondern die früheste gehört dem ungleich berühmteren Guiraut

von Bornelh, der schon um 1175 durch Lieder bekannt war. Sie unterscheidet sich durch Einfachheit von den meist sehr gekünstelten des Dichters und wird schon aus diesem Grunde in seine erste Periode gehören, da die Rückkehr eines an sehr kunstreiche Formen gewöhnten Dichters zu einfacheren weniger Wahrscheinlichkeit hat als das umgekehrte. Der Ritter hat einem Freunde aufgetragen, zu wachen und ihn, wann es Zeit, zu wecken. Der Morgen ist gekommen: der Hüter der Liebenden hat sein Amt treulich erfüllt, nun muß er zum Scheiden mahnen. Mit einem Gebete hebt er sein Lied an[3]:

Glorreicher Fürst, wahrhaftger Glanz und Schein,
Allmächt'ger Gott und Herr! ach, kann es sein,
So sei mein Freund in deine Hut genommen!
Ich sah ihn nicht, seitdem die Nacht gekommen,
  Und balde naht der Morgen.

Dann wendet er sich an den Gefährten:

Mein süßer Freund, wacht oder schlaft ihr? Nein,
Schlaft länger nicht! Schon bricht der Tag herein.
Im Osten ist der Morgenstern erglommen;
Ich sah ihn wohl, im Dämmerlicht verschwommen,
  Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, die Warnerstimme singt:
Schlaft länger nicht! Das Lied der Vögel klingt,
Die lichtgewärtig durch die Büsche streichen.
Der Eifersüchtge kann euch nun beschleichen,
  Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, daß ihr ans Fenster gingt,
Die Zeichen säht, davon der Himmel blinkt!
Der letzte Zweifel würde von euch weichen.
Mißachtet ihr's, möcht' euch ein Leid erreichen,
  Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, seitdem ich von euch schied,
Wohl hab ich schlaflos für und für gekniet.
Ich bat den Sohn Mariens in der Höhe
Zu schaffen, daß den Freund ich wiedersähe,
  Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, so lang es Zeit, entflieht!
Spracht ihr im Gäßlein nicht, mein Augenlid
Dürft' ich nicht schließen, bis der Tag erstehe?

Jetzt zürnt ihr meinem Sang und meiner Nähe,
Und balde naht der Morgen.

Jetzt erwidert der Angeredete:

Schön süßer Freund, so selig ist mein Glück,
Ach, kehrte Tag und Morgen nie zurück!
Die Lieblichste der Welt halt' ich umfangen,
Die je ein Weib gebar; was soll ich bangen
Vor Eifersucht und Morgen?

Mit den letzten Worten soll nur gesagt sein, daß das genossene Glück ihn die Gefahr nicht achten lasse. Daß er von der Geliebten scheidet, muß vorausgesetzt werden; aber wahrscheinlich war es in einer am Schlusse fehlenden Strophe bestimmter angedeutet: darauf führt ein formeller Umstand, die Reime lösen sich paarweise ab, die letzte steht in der uns überlieferten Gestalt mit ihren Reimen allein.

Wir besitzen keine provenzalischen Volkslieder; aber es ist nicht zu verkennen, daß in dem Liede manches an die Einfachheit des Volksliedes erinnert, wie es bei allen Völkern sich findet. Und das führt, wie ich glaube, auf den wahren Ursprung der Alba. Die Situation, die sie schildert, ist nicht erst durch den ritterlichen Frauendienst erschaffen worden: sie konnte an sich sehr wohl auch Gegenstand des Volksliedes, und sogar einer bestimmten Gattung des Volksliedes sein. Darauf leiten Erwägungen, die sich an diese älteste provenzalische Alba anknüpfen. Den Refrän haben die Troubadours nur in Dichtungsgattungen von entschieden volksthümlichem Charakter: in Baladas, Dansas, Retroensas. Dazu ist die Strophenform dieses Liedes eine so einfache, wie sie kaum je bei Guirauts Zeitgenossen vorkommt. Es ist der bei den romanischen Völkern allgemein übliche Vers von zehn Silben, paarweise gereimt, und bekanntlich sind die gepaarten Reime die der Volkspoesie am meisten und am längsten eigenen. Die Scheidung in Strophen geschieht erst durch die angehängte Refränzeile, während ohne sie das Ganze aus fortlaufenden Reimpaaren, nur in regelmäßigem Wechsel männlicher und weiblicher Reime bestehen würde. Ist dies eine unzweifelhaft oft wiederkehrende Form des mittelalterlichen, zumal romanischen Volksliedes, so ist

nicht abzusehen, warum grade für die Alba die so einfache Form gewählt worden sein sollte, wenn sie nicht auch im Inhalt sich mit der Poesie des Volkes berührte. Aber unverändert werden die Kunstdichter, wer auch der erste gewesen sein mag, der sie auf den höfischen Boden verpflanzte, sie nicht herübergenommen haben. Des Volksliedes Form war vielleicht noch einfacher, nur ein Reimpaar von vier oder fünf Hebungen mit dem Refrän bildete die Strophe. Doch auch im Inhalt wird eine Modifikation eingetreten sein: die Einführung eines Wächters, der die Liebenden behütet; denn diese hatte ihre Bedeutung eben nur in den Verhältnissen und Sitten des höfischen Minnedienstes. Guiraut hat mit zartem Gefühle einen Freund des Ritters an die Stelle des dienenden Wächters gesetzt. Seine Alba steht mit diesem Zuge allein; und ich meine nicht, daß das Vorkommen des Wächters in allen andern Tageliedern spätern Ursprunges sei, sondern halte die Abweichung Guirauts für eine bewußte, die von dichterischem Sinne zeugt.

Durch Einfachheit der Form zunächst wieder an das Volkslied erinnert eine namenlose Alba, die auch an Innigkeit demselben nahe steht. Die Situation weicht hier insofern etwas von den meisten Tageliedern ab, als der Ort der Zusammenkunft nicht ein Zimmer, sondern der Garten ist [4].

In einem Garten, unterm Weißdornzelt,
Ist die Geliebte mit dem Freund gesellt:
Da ruft der Wächter, daß der Tag sich hellt —
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Gefiel' es Gott, nie endete die Nacht;
Dann wär' auf Scheiden nicht mein Lieb bedacht,
Der Wächter sähe nicht den Tag erwacht.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Schön süßer Freund, gehn wir die Au' entlang,
Uns dort zu küssen bei der Vöglein Sang.
Der Eifersüchtge mach' uns nimmer bang.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Schön süßer Freund, ein neues Spiel uns winkt
Im Garten drinnen, wo manch Vöglein singt.
Wohl auf, bevor des Wächters Horn erklingt!
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Des Hauches, den die Luft von drüben trug,
Von meinem Lieb, so hold und schön und klug,
Hab' ich getrunken einen süßen Zug.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Hold ist die Frau, mit jedem Reiz geschmückt,
Von ihrer Schönheit ist die Welt entzückt;
Durch treue Liebe fühlt sie sich beglückt.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Das Lied leitet erzählend ein: dann beginnt die Klage der Frau, in der fünften hat der Liebende Abschied genommen und der sehnsüchtig ihm nachblickenden weht die Luft seinen Athem zu. In den Schlußzeilen endlich tritt der Dichter hervor und preist die Geliebte seines Herzens. Es liegt in dem raschen Fortschritt der unvermittelt neben einander stehenden Situationen etwas vom Wesen des Volksliedes; es wäre nicht unmöglich, daß hier sogar ein wirkliches Volkslied zu Grunde läge [5]. Die Form, eine Strophe von drei Reimen mit Refrän, ist ebenfalls eine in der romanischen Poesie sehr volksthümliche.

Daß des Wächters Ruf den Morgen begrüßt, wissen wir nicht nur aus Tageliedern, sondern auch aus erzählenden Gedichten in Deutschland und Frankreich. In dem eben mitgetheilten Liede steht der Burgwächter ganz außer Beziehung zu dem liebenden Paare: nicht ein warnender Freund ist es, sondern er thut nur was seines Amtes ist; unbewußt macht er dem Glücke der Liebenden ein Ende. Soweit entsprechen die Verhältnisse des Tageliedes der Wirklichkeit: wenn jedoch, wie meist geschieht, der Wächter ins Vertrauen gezogen erscheint, so liegt darin eine Unwahrscheinlichkeit, da auf diese Weise, wenn der Wächter wirklich ein warnendes Lied sang, am leichtesten die Zusammenkünfte verrathen werden konnten. Andererseits ergab der Gedanke für die Poesie sich leicht, aus dem den Morgen verkündenden Wächter einen warnenden Freund zu machen.

In einer einfachen Strophenform, aber ohne Refrän, bewegt sich eine andere anonyme Alba [6], in der ebenfalls der Wächter noch nicht die Rolle eines Vertrauten spielt, und die in der Einfachheit der Darstellung an die vorige erinnert, wenn

sie auch an poetischer Stimmung sie nicht erreicht. Ich versuche sie zu übersetzen. Der Liebende, der in der letzten Strophe mit Esteve (Stephan) angeredet wird, spricht; jene letzte ist der Frau zugetheilt. Auch dieses Liedchen hebt episch an.

Die süßeste der Frauen,
So hold und zart zu schauen,
Ließ mich beim Abendthauen
  Herein zu sich:
  Wie süß ruht' ich
Bis zu des Tages Grauen.

Ich lag dem Schlaf ergeben,
Da weckt ein Kuß mich eben
So süß zu neuem Leben,
  So reich an Wonn',
  Es wird davon
Noch lang mein Herz erbeben.

Mariens Sohn mag Leiden,
O Wächter, dir bescheiden:
Du machst so früh uns scheiden.
  Ach! mir ist bang,
  Es währt nicht lang,
Der Abschied naht uns beiden.

Könnt' ich dir nahe kommen,
Dir sollt' es schlimm bekommen,
Der mir mein Glück genommen.
  Nicht Silber, Gold,
  Kein Wesen sollt'
Auf Erden dann dir frommen.

'Nun, Freund Esteve, gehe!
Dein bleib' ich, wie's ergehe.
Ach! wenn dich hier ersähe
  Der böse Mann,
  Ich fürchte dann,
Daß dir ein Leid geschähe.'

Noch hat sich eine einzelne ebenfalls anonyme Strophe erhalten, die vielleicht nur der Anfang eines Tageliedes ist [7]. Wir sehen hier zum erstenmale aus dem Rufe des Wächters auf der Zinne, daß derselbe Vertrauter und Warner ist.

Wenn die Nachtigallen schlagen
In den Nächten, an den Tagen,
Ruh' ich unter Blütenhagen
Bei der Maid,
Bis vom Thurm der Wächter schreit:
Die ihr heimlich minnt, steht auf,
Denn der Morgen steigt herauf.

Wir besitzen aber noch eine Anzahl Tagelieder von namhaften Dichtern. Raimon de la Sala, dessen wir schon gedachten, hat in einer sehr kunstreichen Form von 22 kurzen Versen eine Alba gedichtet [8], deren beide erste Strophen nach einem Gebete die Warnung an die Liebenden richten: der Wächter habe den Gatten der Dame gekleidet und gewaffnet gesehen; es sei nun höchste Zeit zum Scheiden. In der dritten Strophe antwortet die Liebende. Der Refrän umfaßt sieben Zeilen: 'Die Morgenröthe und der Tag klar und herrlich kommt. Hilf Gott! Die Morgenröthe zeigt sich, hell seh ich den Tag am Meer entlang: die Morgenröthe kommt und der Tag'.

Bertran von Alamanon, der schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts dichtete, hebt erzählend an [9]: Ein Ritter ruhte im Arm der Geliebten; unter Küssen sprach er zu ihr: 'Süßes Lieb, was soll ich thun? der Tag kommt und die Nacht entflieht. Ach! ich höre den Wächter rufen: Auf, hinweg! Den Tag seh ich nach der Morgenröthe kommen'; und die Worte: 'Ach ich höre' u. s. w. bilden den Refrän auch der folgenden vier Strophen, in denen der Ritter seine Klage fortsetzt.

Wiederum anders angelegt ist eine Alba Cadenets [10], der um 1200 lebte und sang. Die Frau beginnt mit Klagen über eine Ehe ohne Liebe, wie sie in jenen Zeiten häufig waren, und manche Verirrungen nicht entschuldigen, aber erklären.

Bin ich jemals schön gewesen,
Nun bin ich ein armes Wesen,
Einem Mann zum Weib erlesen,
Reich, doch ach, den ich nicht liebe.
Ach, wo bliebe
Ich, hätt ich nicht treue Liebe,
Damit ich mein Leid zerstreu,
Und den Wächter treu,
Der den Morgen kündet.

Sie erklärt, daß alle Drohungen und aller Hohn ihres Gatten sie nicht bewegen könnten von dieser Liebe zu lassen. In diesen Betrachtungen überrascht sie das Lied des warnenden Wächters:

Ich bin ein so höf'scher Wächter,
Daß ich treue rechte Liebe
Nicht zerstöret wissen will.
Darum wach' ich vor dem Tage,
Wann er komme.
Wer nun ruht in Liebchens Armen,
Abschied nehm' er von ihr schnell
Nun mit Druck und Kuß,
Denn ich seh den Morgen.

In zwei folgenden Strophen setzt er seine Grundsätze auseinander, die ihn Liebende beschirmen heißen: er wolle gerne kalte dunkle Nächte sich gefallen lassen, wenn nur treue Liebe ihr Glück finde.

Nur uneigentlich kann mit dem Namen Alba bezeichnet werden ein Lied von Hugo de la Bacalaria [11]. Hier spricht der Dichter, um sich für die ihm geschenkte Liebeshoffnung dankbar zu erweisen und zugleich seine Liebessehnsucht zu beschwichtigen, die Absicht aus, eine Alba in neuer Melodie zu dichten: es ist eine sternenklare Nacht, beim Gesange eines Vögleins sehnt und ruft er den Tag herbei. Wir würden das Lied kaum eine Alba nennen, sondern ein Liebeslied des Einsamen bei Nacht, wenn der Dichter es nicht ausdrücklich so bezeichnete; auch hat es den gewöhnlichen Refrän der Alba, der mit diesem Worte schließt. Ganz ähnlich ist die etwa 50 Jahre jüngere (1257) Guiraut Riquiers [12], der vor Liebespein am Abend nicht einschlafen kann und sich nach dem Morgen sehnt. Auch diese ist ausdrücklich als Alba bezeichnet und hat am Schlusse des zweizeiligen Refräns ebenfalls das Wort alba.

Mir erblüht
Im Gemüth
Liebeslust,
Doch es glüht
Wundenmüd
Schon die Brust.

Auf mich ein
Stürmt die Pein
Nacht und Tag,
Daß mich kein
Freudenschein
Trösten mag.

Schmachte nach dem Schlaf so sehr,
Werfe Nachts mich hin und her,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Abends wächst nur die Beschwer,
Bin mein eigen nimmermehr,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Lange Nacht
Hingebracht
Ruhelos,
Bange Nacht
Durchgewacht —
Bittres Loos!
Wie ist Liebe freudenleer!
Tritt der Abend kaum daher,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Träg verstreicht,
Spät entweicht
Nächtge Zeit;
Da beschleicht,
Da erreicht
Mich das Leid.
Ach daß sie mir nahe wär!
Deß beraubt, das ich begehr,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Noch weiter entfernt sich von dem Wesen des Tageliedes die Anwendung auf religiöse Gegenstände, welche einige Dichter von der Alba gemacht haben. Da die älteste geistliche Alba schon um 1200 fällt, so muß das weltliche Tagelied damals schon sehr verbreitet gewesen sein; daher seine Anfänge wenigstens bis 1170 zurückreichen müssen. Folquet von Marseille, als Erzbischof von Toulouse traurigen Andenkens in der Geschichte, dichtete die früheste, die wir kennen [13], vielleicht nachdem er der Welt schon entsagt hatte. Wie wir die weltliche Alba mit einem Gebete anheben sehen, so beginnt auch diese:

In deinem Namen, Gott, und unsrer lieben Frauen,
Aufstehen will ich nun: im Osten läßt sich schauen
Der Morgenstern, der uns verkündet Tagesgrauen.
Steh auf wer schlummernd lag
Und wer Gott lieben mag,
Denn nah ist schon der Tag:
Es will die Nacht entfliehen.
Lob sei dem Herrn bereit,
Anbetung ihm geweiht,
Und fleht daß alle Zeit
Sein Fried' uns sei verliehen.
Schon naht des Tages Licht,
Das durch das Dunkel bricht.
Der Morgen säumet nicht:
Hell seh ich her ihn ziehen.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß ähnlich wie in der deutschen Poesie auch in der romanischen nach beliebten weltlichen Weisen geistliche Texte gedichtet wurden, oft nur mit geringer Veränderung. So bedarf es auch hier nur weniger anderer Worte, um aus dem Eingange den einer weltlichen Alba zu machen.

Vers deus, el vostre nom e de santa Maria
m' esvelharai oimais, pos l'estela del dia
ven deves orien quem ensenha qu'eu dia [14]:
estatz sus e levatz,
senher que ben amatz u. s. w.

Grade so wurde des Minnesängers Steinmar sehr weltliches Lied 'Sommerzeit, ich freu mich dein' zu einem geistlichen 'Himmelreich, ich freu mich dein' umgedichtet.

Der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören drei andere geistliche Tageweisen an: die eine von Bernhard de Venzenac, zum Lobe der Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau [15] hat vier Strophen, deren jede mit dem Worte alba schließt. Die zweite von Wilhelm d'Autpol zum Lobe Marias allein nennt sich ausdrücklich eine alba und bittet in dem angehängten Geleite, daß allen denjenigen, die dieselbe singen, das Paradies zu Theil werde [16]. Auch Guiraut Riquier dichtet 1266 eine Marienalba [17], in welcher auf die bei demselben Dichter vorkommende Art des weltlichen Tageliedes (S. 259) deutlich Bezug genommen ist: 'Wer ohne Freude und Gewinn einen langen Abend wacht, muß sich nach dem Frühroth sehnen, das den Tag erscheinen macht. Mich verlangt das Frühroth des wahren Tages zu schauen; denn ich habe lang in der Finsterniß gewacht, von der ich scheiden möchte'. Auch hier schließt jede Strophe mit alba; aber es findet sich kein Geleit wie in den beiden eben erwähnten. Das Geleit (tornada) kommt dieser Dichtungsart nicht zu, und das begreift sich leicht, denn die tornada redet einen Freund, einen Gönner, die Geliebte oder den Boten, der das Lied überbringt, oder dieses selbst an; alles das paßt aber nicht zu der Situation des Tageliedes. Es ist also ein Verkennen der ursprünglichen Bedeutung

desselben, wenn das den Schluß des Liebesliedes bildende Geleit auch hier hinzugefügt wird.

Eine Abart des Tageliedes ist die Serena, das Abendlied, von der wir nur ein einziges Beispiel kennen. Guiraut Riquier dichtete 1263 eine solche [18]: der Liebende, dem die Geliebte die Erfüllung seiner Wünsche verheißen, sehnt sich nach dem Abend und klagt, wie lang der Tag währe. Den Refrän hat auch dieses Lied; und wie dort alba, kehrt hier das Wort sers (Abend) wieder. Aber alt und volksthümlich ist die Gattung schwerlich; ich halte sie für die Neuerung eines Dichters, der damit etwas noch nicht Dagewesenes schaffen wollte.

Nach dem Schlusse des 13. Jahrhunderts kommen bei den Provenzalen kein Albas mehr vor; das im 14. Jahrhundert verfaßte Gesetzbuch der provenzalischen Poetik, die Leys d'amors, erwähnt die Gattung nicht einmal, und unter den Erzeugnissen der toulousanischen Dichterschule begegnen keine Belege.

Auch die Nordfranzosen haben das Tagelied (aube) gepflegt, und zwar ist auch hier der Thurmwächter der Vertraute der Liebenden. Mir sind jedoch nur zwei bekannt, von denen das eine [19] in Gesprächsform zwischen dem Wächter und den Liebenden verfaßt ist. In dem andern [20], dessen Autor der Trouvère Gace ist, wird die Liebende redend eingeführt. Es klagt in einfach rührender Weise vom Schmerze der Trennung:

Seh ich des Tages erstes Roth,
Das haß' ich bittrer als den Tod,
Weil dann von mir zu scheiden droht
Mein Lieb', dem ich ergeben bin.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Ich kann ihn nicht am Tage sehn,
Ich fürchte sehr der Merker Spähn,
Die immer auf der Wache stehn;
Darauf bedacht ist all ihr Sinn.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Wenn ich in meinem Bette bin
Und schaue mir zur Seite hin,

Ach! nicht den Liebsten find' ich drin;
Den halten Neider fern von mir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Mein süßer Freund, nun gehst du fort:
Sei Gott befohlen hier und dort.
Vergiß mich nicht, gib mir dein Wort.
Mehr hold als jemand bin ich dir.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Nun bitt' ich jeglich liebend Herz,
Dies Lied zu singen allerwärts.
Mach's auch den Neidern Gram und Schmerz
Und manchem Eifersücht'gen schier.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Die sehr einfache Form, dreifache Reime, in jeder Strophe wechselnd, mit einem vierten refränartig wiederkehrenden, und dem zweizeiligen Refrän, die ganze Art und Weise des Liedchens machen den Zusammenhang mit dem Volksliede ebenso wahrscheinlich wie bei dem in der Form sehr ähnlichen, provenzalischen, welches ich oben (S. 255) mittheilte.

Es werden sich wohl noch mehr französische Tagelieder in Handschriften finden, und wenn sie nicht mehr erhalten haben sollten, so gab es sie doch sicherlich; denn die nordfranzösische Lyrik hat dem volksthümlichen Elemente mehr Spielraum als die provenzalische gegeben. Einen Einfluß von Südfrankreich auf die Entwicklung des Tageliedes werden wir um so eher annehmen dürfen, als die ganze nordfranzösische Liederdichtung sehr bestimmt solche Einwirkung verräth.

Reicher entwickelt als das provenzalische und französische sehen wir das deutsche Tagelied, dessen Geschichte wir durch vier Jahrhunderte beobachten können. Die gewöhnlichen Namen sind tageliet und tagewîse; beides bezeichnet zunächst die Melodie, das Lied, welches der Wächter von der Zinne beim Anbruch des Tages anstimmt [21]. Daneben kommen in gleicher Bedeutung vor die Ausdrücke morgensanc [22], des wahters liet [23], wahters dôn [24], wahters sanc [25], warnesanc [26],

warnen [27], klagesingen [28], diese letzteren schon in Hinsicht auf die Stellung des Wächters im Tageliede. Dieselben Namen tageliet und tagewîse bezeichnen nun aber auch den Gattungsnamen dieser Dichtungsart [29]. Man findet auch den Namen taghorn [30], womit zu vergleichen die Benennung nachthorn [31] und nahtwîse [32].

Das unzweifelhaft älteste deutsche Tagelied ist unter dem Namen Dietmars von Aist, eines österreichischen Ritters, überliefert, gehört also der Mitte des 12. Jahrhunders an. An Zartheit können sich ihm nur einige der erwähnten romanischen vergleichen [33].

'Schläffst du noch, mein Leben?
Zeit ist's uns zu erheben.
Ein Vögelein so wohlgethan
Hebt auf dem Lindenzweig zu singen an.'

'Ich schlief so sanft; dein Wecken
Muß mich, o Kind, erschrecken.
Lieb ohne Leid mag nimmer sein;
Was du gebietest, leist ich, Freundin mein.'

Die Frau begann zu weinen.
'Du gehst, läßt mich alleine.
Wann kommst du wieder her zu mir?
Weh, meine Freude nimmst du fort mit dir.'

Von einem Wächter ist hier noch nicht bestimmt die Rede; in der zweiten Zeile des Originals heißt es nur: 'man weckt uns leider bald', vielleicht will der Dichter nur das Vöglein, das auf der Linde singt, als Wächter und Wecker bezeichnen. Wenigstens stimmt diese Erklärung vollkommen zu der Zartheit und volksthümlichen Weise des Liedchens. An eine Entlehnung kann hier nicht gedacht werden: um die Mitte des 12. Jahrhunderts finden wir noch keinerlei Spuren von Einfluß der romanischen auf die deutsche Lyrik. Solcher ist bei dem erwähnten Liede schon local nicht wahrscheinlich; denn er zeigt sich, und das liegt in der Natur der Sache, im westlichen Deutschland zuerst. Zudem ist die Situation eine so einfache, daß sich begreifen läßt, wie das Volkslied zweier in ihren Anschauungen verwandter Nationen zu derselben Zeit sich ihrer

bemächtigte. Die gleiche Selbständigkeit ist bei einem nicht direkt als Tagelied bezeichneten Liedchen anzunehmen, das keinem geringeren als dem staufischen Kaiser Heinrich VI beigelegt wird [34]: die Liebende klagt in zwei Strophen, daß der geliebte Mann von hinnen reite, und sehnt sich nach seiner baldigen Wiederkehr. Daß das Scheiden beim anbrechenden Morgen erfolgt, scheint eine Stelle bestimmt anzudeuten.

Den ersten Einfluß romanischer Lyrik nimmt man bei einem thüringischen Dichter des zwölften Jahrhunderts, Heinrich von Morungen, wahr [35]. Heinrich war, wie nachgewiesen ist, mit der romanischen Lyrik vertraut und hat daher aus ihr einen bestimmten Zug entlehnt. Sein Tagelied ist ein Gespräch zwischen Ritter und Frau, die abwechselnd über den anbrechenden Morgen klagen [36].

O weh, soll mir nicht wieder je
Hell leuchten in der Nacht
So weiß wie frischer Schnee
Ihr Leib in lichter Pracht?
Der trog die Augen mein:
Ich wähnt', es sollte sein
Des lichten Mondes Schein.
Da tagte es.

Die letzten Worte 'da tagte es' kehren am Schlusse jeder der vier Strophen wieder; es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Wiederholung des Begriffes 'Tag' genau dem am Schlusse des romanischen Refräns stehende alba entspricht, wofür auch verbunden jorn et alba. Aber den Wächter finden wir auch hier noch nicht und daraus wird wahrscheinlich, daß das romanische Vorbild, das der Dichter kannte, ebenfalls das einfache Scheiden der Liebenden ohne Mittelsperson enthielt, daß daher auch bei den Provenzalen und Franzosen das Wächterlied eine jüngere Abart ist.

In Deutschland wurde das Wächterlied von einem seiner bedeutendsten Dichter, Wolfram von Eschenbach, eingeführt, nicht erfunden; denn wenn auch an sich bei ähnlichen Sitten die gleiche Erfindung denkbar wäre, so wird man doch bei dem

nachweislich großen Einflusse, den die romanische Lyrik auf die deutsche ausübte, bei der Bekanntschaft Wolframs mit der französischen Literatur, die in seinen epischen Dichtungen zu Tage liegt, mit größter Wahrscheinlichkeit einen Zusammenhang, eine Einwirkung annehmen. Die Grundlagen des Lebens, aus denen das Wächterlied erwuchs, waren bei beiden Nationen dieselben: in Deutschland wie in Frankreich hielt auf der Zinne ein Wächter Wache [37]. In der Kaiserchronik oder vielmehr der in sie aufgenommenen also älteren Crescentia (11741 Maßmann) verkündet beim Anbruch des Morgens der auf der Zinne stehende Wächter die Rückkehr des Burgherrn. Er meldet die bei Nacht plötzlich vor der Burg erschienenen Feinde [38]. Ebenso bei Herbort von Fritzlar [39]: des Morgens als es tagte, der Wächter Märe sagte; er rief von der Zinne: 'ich sehe das Land brennen und blinkende Schilde'. Jedoch auch ohne solchen feindlichen Anlaß verkündet er den Morgen und weckt mit seinem Rufe die Burggenossen: bei demselben Dichter (4178): 'Der Wächter auf der Zinne saß; sein Tagelied er sang, daß ihm seine Stimme erklang in gar lautem Tone: er sang 'es taget schone, der Tag der scheinet in den Saal. Wohl auf Ritter, überall, wohl auf, es ist Tag': und an einer andern Stelle (6655): als der Wächter merkte, daß sich der Tag anhub, und zu grauen begann, da kündigt er die Stunde an. Seine Stimme klang mit lautem Schall: 'der Tag scheint überall; wohlauf, Ritter, es ist Tag', daß die Burg all erschrak. Bemerkenswerth ist, daß der deutsche Dichter hier nicht durch das französische Original zu dieser Schilderung veranlaßt wurde: denn an der ersten Stelle (4178) hat Benoit gar nichts entsprechendes, an der zweiten ist allerdings von Wachen (**gaites**) die Rede, die Pfeife und Horn blasen; aber ein Lied wird auch hier nicht erwähnt [40]. Auch den Tag über hatte der Wächter auf der Zinne seinen Platz und mußte in die Ferne spähen und auf jegliche Gefahr merken, zumal wenn Feinde sich näherten, auf sie aufmerksam machen [41].

Die erwähnten Belege sind in jedem Falle von der Einführung des Wächters in das Tagelied unabhängig. Auch

weiterhin im 13. Jahrhundert dauerte die Sitte fort, daß der Morgen vom Wächter verkündet ward. Kaum daß jeglicher entschlief, als der Wächter laut rief und verkündete den Tag [42]. Damit er sofort enschlief. Darnach gar schnell rief der Wächter von der Zinne [43]. Bald hörte sie den Wächter, der gen dem Tage blies die Wacht [44]. Es wird dadurch dargethan, daß das Wächterlied an einen wirklichen Gebrauch des Lebens auch in Deutschland anknüpfte: erst die Verbindung des Wächters mit den Liebenden ist eine dichterische Fiction, die in Frankreich aufgekommen, durch Wolfram nach Deutschland verpflanzt wurde. Hat aber Wolfram es zuerst nachgeahmt, so ist es auch nicht wunderbar, wenn wir unter sieben ihm mit Sicherheit gehörenden Liedern fünf Tagelieder finden [45]. Die dichterische Eigenthümlichkeit Wolframs, seine in kühnen Bildern sich gefallende Sprache verleugnet sich auch hier nicht.

In dem einen (7, 41) ist der Wächter noch nicht der Vertraute: er verkündet nur den Morgen in ähnlicher Weise wie bei Herbort.

Es ist nun Tag wie ich wohl mag in Wahrheit sehn;
nicht länger will ich sein:
Die finstre Nacht hat uns gebracht zu Leide mir
den morgenlichen Schein.

Nun beginnt die Frau zu klagen: in ihren Augen würde sie ihn verbergen, vermöchte sie es. Der Ritter schläft: sie weckt ihn mit einem Kusse auf. Nach herzlicher Umarmung besteigt er sein Roß und reitet von der Weinenden fort. Auch in einem zweiten (3, 1) steht der Wächter noch dem Paare ferne: es beginnt erzählend [46]:

Des Morgens Schein bei Wächters Sang ersah
Die Frau, als sie geborgen
In des werthen Freundes Arme lag:
Der süßen Freuden Ende gieng ihr nah.
Da wurden ihr vor Sorgen
Naß die Augen. 'Weh', begann sie, 'Tag!
Wild und zahm erfreut sich dein
Und sieht dich gerne; ich nur nicht. Wie soll es mir ergehn?
Nun mag nicht länger hier bei mir bestehn
Mein Freund: ihn jagt von mir dein Schein.'

Der Tag gewaltig durch die Fenster drang.
Die Läden sie verschlossen;
Doch es half nicht. Noth ward ihnen kund.
Den Freund die Freundin näher an sich zwang,
Viel Thränen ihnen floßen
Auf beider Wangen. Also sprach ihr Mund:
'Zwei Herzen und ein Leib sind wir
Gar ungeschieden: unsre Treue wandert Hand in Hand.
Wie schnell dies große Heil uns beiden nun entschwand,
Wenn du mir kommst und ich zu dir.'

In zwei andern aber [47] ist der Wächter zugleich der Warnende. Das erste derselben beginnt mit einem für den Dichter charakteristischen Bilde [48]:

Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen:
Er steigt empor mit großer Kraft.
Ich seh ihn grauen täglich, wenn er kommt zu tagen,
Den Tag, der lieber Nachbarschaft
Berauben will den werthen Mann,
Den ich herein mit Sorgen ließ.
Ich bring ihn hinnen, wenn ich kann:
All seine Würdigkeit michs leisten hieß.

In der Antwort der Frau klingt der dem romanischen Tageliede noch fremde Ton des Soldes für den Wächter durch, und damit ein materielles Element, das die rein lyrische Wirkung beeinträchtigt. Die 3. und 4. Strophe sind wieder dem Wächter zugetheilt: die fünfte schließt erzählend. — Das andere, in einer kunstreichen Strophe von 15 Zeilen, die in ihren kurzen Versen an die provenzalische Alba Raimons de la Sala erinnert, ist mit ihr auch darin verwandt, daß der Wächter zwei von den drei Strophen singt und in ihnen warnt; der Schluß beider hat etwas refränartiges, 1. Ritter, wache, hüte dich. 2. Hüt' dich, wache, süßer Gast. Die dritte fährt erzählend fort und nur ein paar Worte sind dem klagenden Ritter, wie in dem provenzalischen der Dame die ganze dritte, in den Mund gelegt.

Das fünfte Lied dieser Art endlich [49] ist nicht ein eigentliches Tagelied, sondern enthält vielmehr eine Betrachtung über dasselbe an den Wächter gerichtet. Simrock bezeichnet es ganz treffend als 'Abschied vom Wächterlied'; es schildert das Glück

desjenigen, der nicht gezwungen sei, am Morgen von dannen zu eilen, den man nicht mit Lebensgefahr aus der Burg herausführe, sondern der an der Seite eines treuen Weibes den Tag erwarte. Wir werden nicht irren, wenn wir darin eine Beziehung auf des Dichters eigenes häusliches und eheliches Glück finden, da er, wie wir bestimmt wissen, verheirathet war.

Zweierlei kennzeichnet Wolframs Tagelieder vor allen andern: in Bezug auf den Inhalt das etwas üppige und sinnliche Ausmalen; in Bezug auf die Form die kurzen Verse mit weit von einander stehenden Reimen. Die zusammengehörigen suchen sich, und so ist recht eigentlich hier der Reim die Stimme sehnsüchtiger Liebe, die im Tageliede grade ihre vollste Bedeutung hat. Dadurch ruht auf Wolframs Tageliedern ein eigener Zauber, etwas ahnungsvolles und träumerisches, das man in den ähnlichen Produkten anderer vergeblich sucht.

Nur ein ungefähr gleichzeitiges Lied, wahrscheinlich aus Walthers früherer Periode, kann sich in dieser Hinsicht mit Wolframs Tageweisen messen [50]; auch hier das ahnungsvolle sehnsüchtige, das Verstecken der Reime, so daß man wohl nicht mit Unrecht einen Einfluß Wolframs angenommen hat. Der Wächter singt hier sein morgenliches Tagelied; aber ohne Beziehung auf das liebende Paar, auch werden die Worte des Liedes nicht angeführt, vielmehr das Ganze erzählend eingeleitet und dann in ein Gespräch zwischen Frau und Ritter übergehend. Von dem sinnlichen Elemente Wolframs keine Spur; es ist die einfach rührende Sprache der Schwermuth und leiser Trauer. Es schließt mit dem Scheiden des Ritters, der die Frau weinend und ihre Einsamkeit beklagend zurückläßt. Ich kann mich nicht enthalten, wenigstens einige Strophen mitzutheilen [51]:

Ein Ritter freundlich lag
In Liebesseligkeit
Der Herrin in den Armen: er sah des Morgens Schein,
Der schon durch ferne Wolken mit schwachem Schimmer brach.
Die Frau in Leide sprach:
O weh gescheh dir, Tag,
Was läßt du mich in Liebe nicht länger glücklich sein?
Was sie da heißen Minne ist lauter Herzeleid.

Süße Freundin mein,
Nicht laß dir Trauer nahn:
Ich muß nun von dir scheiden, das ist uns beiden gut.
Die Kammer schon erhellte des Morgensternes Licht.

. . . .

Mein Freund, nun folge mir
Und komm bald wieder her,
Wenn du mit stäter Treue mir ganz ergeben bist.
O weh der Augenweide! nun seh ich selbst den Tag!'
Was helfen Blumen roth,
Wenn ich von hinnen soll?
O traute Herzgeliebte, die sind mir jetzt so werth,
Als den kleinen Vöglein die winterkalte Zeit.'
'Das ist auch mir ein Leid
Und eine stäte Noth:
Ich seh ja noch kein Ende, wie lang die Trennung währt.
Nun weile noch ein Weilchen, du thatest nie so wohl.' . .
Der treue Ritter schied
Und härmte seinen Leib.
Er ließ in bittern Thränen die schöne Fraue gut;
Doch lohnt er ihr mit Treue die Gunst, die er gewann.
Sie sprach: 'wer nun hebt an
Und singt ein Tagelied,
Der wird mir stets am Morgen betrüben Herz und Muth:
Nun lieg' ich freundberaubet recht wie ein sehnend Weib.'

Die Entwickelung des Tageliedes innerhalb der ritterlichen Lyrik des 13. Jahrhunderts werden wir am besten nicht nach den Dichtern, was zu Wiederholungen führen würde, sondern nach der Anordnung der Situation betrachten. Die Zahl der uns erhaltenen ist ziemlich bedeutend; aber eigenthümliche Züge haben nur wenige hinzugefügt.

Sehr selten findet man im 13. Jahrhundert ein Tagelied in welchem der Wächter fehlt: eine einzelne Strophe von Winli (2, 31a) enthält die Klage der Frau, daß der Geliebte von ihr scheide. Die gewöhnliche Anlage ist nun diese, daß der Wächter auf der Zinne sein Morgenlied beginnt und die Frau zuerst ihn vernimmt, während der Ritter noch vom Schlafe umfangen ist. Das früheste dieser Art, ganz dramatisch gehalten und ohne jedes erzählende Element ist ein Tagelied des Grafen

Otto von Botenlauben, eines Zeitgenossen noch von Wolfram und Walther [52]. Der Wächter beginnt:

Wie soll ich nun den werthen Ritter scheiden
Und das schöne Weib,
Die bei einander ich so oft gesehn?
In rechten Treuen rath' ich ihnen beiden,
Daß er nicht mehr bleib':
Er möge scheiden und von dannen gehn.
Maß ist zu allen Dingen gut:
Leben und Ehr' ist ohne Hut,
Versäumen schaffet Leid;
Drum sing' ich anders nichts als: es ist Zeit.
Steh auf, Ritter!

Nun klagt die Frau: 'Hörst du, Freund, den Wächter auf der Zinne?' und schließt mit demselben Refrän: 'Steh auf, Ritter!' Die dritte Strophe spricht der Ritter, der sich nur schwer losreißen kann; um den Refrän beibehalten zu können, sind die letzten Worte der Frau in den Mund gelegt.

Ganz ähnlich beim Truchseß von Sanct Gallen [53]: auch hier keine Erzählung, aber die drei letzten Strophen sind dem Ritter zugetheilt. Bemerkenswerth ist der Schluß der letzten 'auf, es ist Tag'; worin wir bei dem öftern und absichtlichen Wiederkehren, zum Theil in allen Strophen, wohl auch einen Anklang an den Refrän alba erblicken dürfen. Der Burggraf von Lüenz [54] fährt nach der Wächterstrophe erzählend fort, geht in die Klage der Frau über, die auch den Schluß bildet, während dem Ritter keine Worte gegeben sind. Ulrich von Winterstetten [55] läßt bei ganz verwandter Anlage den Ritter zum Schlusse seine Treue versichern und mit einem Kusse scheiden. In einem andern [56] folgt dem warnenden Liede des Wächters in der zweiten und dritten Strophe Wechsel von Erzählung und Gespräch zwischen den Liebenden; aber auch hier ist es die Frau, die mit reicherer Klage bedacht wird. Dem ersten Tageliede Winterstettens gleicht am meisten das, was wir von Bruno von Hornberg besitzen [57].

Die bürgerlichen Sänger in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nahmen, wiewohl die Verhältnisse kaum

noch zutrafen, das Tagelied ebenfalls in den Kreis ihrer Lyrik mit auf. Es war eben eine ständige Form der Poesie geworden, und wer ein vollkommener Dichter heißen wollte, konnte sie nicht umgehen. Aber die poetische Frische ist verloren: man bewegt sich in den hergebrachten Wendungen und sucht theils durch Anlehnung an ältere Dichter, theils durch überkünstliche Form den Mangel an Gehalt zu verdecken. So haben wir von Meister Heinrich Teschler, einem bürgerlichen Sänger, ein Tagelied [58], das nach Anlage und sogar in der langen aus kurzen Versen gebauten Strophe sehr an Wolfram erinnert: auch das sinnliche Element dieses Dichters fehlt nicht.

Durch kunstvolle Form zeichnet sich der hierin bekannte Konrad von Würzburg († 1287) aus, den man den mittelalterlichen Platen nennen könnte [59]. Nicht nur hat seine Strophe schon die ungewöhnliche Länge von 22 Reimzeilen, sondern die Zeilen sind auch noch durch Reime in der Mitte gebrochen; die Anlage aber ist die gewöhnliche, nach der Wächterstrophe beginnt die Frau zu klagen, ihr folgt der Ritter und mit einem Kusse scheiden beide. Beinahe noch künstlicher ist das Tagelied des meistersingerischen Frauenlobs, das drei Strophen von nicht weniger als 34 Reimzeilen zählt, auch hier die innern Reime nicht mitgerechnet, denn mit diesen beläuft sich die Reimzahl einer Strophe auf 50: ich will als Probe den Anfang der Wächterstrophe mittheilen [60].

Durch dinster vinster nebel dicken
blicken siht man grâwen tac;
in den lüften, ob den klüften
vogele schrîent unde krîent,
singent alle ir besten dôn;
schôn taget ez, sus wart ein wahter singen.
Ich wecke, schrecke zwên getriute
liute sô ich beste mac u. s. w.

Damit hat aber auch die geschmacklose Ueberkünstelung den Höhepunkt erreicht; im Inhalte ist gar kein Fortschritt. Nach der Wächterstrophe fährt das Lied erzählend fort: die Frau geht an das Fenster und meint, der Wächter täusche sich, es sei des Hahnen Schrei; die Vöglein schwiegen ja noch im Garten

und der Mond leuchte am Himmel. Aber doch tritt sie zu dem Geliebten und mahnt ihn ans Scheiden. In der dritten Strophe antwortet er und zählt mit echt frauenlobischer Gelehrsamkeit die halbe Planetenwelt auf.

Den beinahe feststehenden Typus des meist dreistrophigen Wächterliedes, das mit dem Warnesange des Wächters anhebt und mit der Wechselklage der Liebenden fortfährt, zeigen auch einige namenlos überlieferte. Das eine [61] hat nur das bemerkenswerthe, daß jede Strophe mit einem zweizeiligen Refrän schließt: in den beiden ersten 'ihr war leid, daß er so lange schlief der Held gemeit', in der dritten: 'daß er von dannen schied der Held gemeit'. Der Ritter spricht hier gar nicht. In einem andern vierstrophigen [62], dessen Wächterstrophe lautet:

Wer nun verborgen liege,
Der soll nun bald entweichen,
Die Nacht zu Ende geht,
Eh ihn der Tag besiege,
Der in der Griechen Reichen
Gewaltiglich ersteht.
Den Segen geben
Soll er der süßen reinen,
Denn säumt er um ihr Weinen,
Es kostet ihm das Leben;

folgt auf die Klage der Frau in der zweiten Strophe Erzählung und Wechselgespräch der Liebenden.

Aehnlich in der Anlage, aber kunstreicher in der Strophenform ist eine dritte [63]:

Ich sing', ich sage, es naht dem Tage,
Laßt euch mein Warnen wohl behagen,
Traut Fräulein hehr, nun merke was ich singe.
Der Vöglein Schall man überall
Hört auf dem Berg und in dem Thal
In freudenreichen Weisen schon erklingen:
Ich setz' ein Horn an meinen Mund:
Damit thu ich des lichten Tages Röthe kund.
Wer noch zur Stund fährt auf der Minne Straße,
Der merk' auf mich, das ist mein Rath:
Ich seh den lichten Stern dort wandeln seinen Pfad.
Der Morgen naht und räth zu rechtem Maße.

Wieder erwacht die Frau zuerst: sie tritt ans Fenster und schilt den Morgen: Frauenberauber nennt sie ihn: 'was willst du hier? ich und andre Frauen sehnen uns wenig nach dir.' Doch es muß geschieden sein. Der Ritter erinnert sich zum Troste an Tristram und Isolde, die auch getrennt wurden, und mit echt mittelalterlicher Confusion an Hector von Troja, der die schöne Dido fahren lassen mußte.

Von mehreren Wächterliedern haben wir nur den Anfang übrig; sie zeigen aber dieselbe Anlage: der Wächter beginnt. So bei Leutold von Seven [64] und einem Anonymus [65]: letzteres Lied wohl noch der früheren Periode angehörig, indem hier ähnlich wie bei Guiraut von Bornelh der Wächter ein Freund des Ritters ist; auch die Form ist alterthümlich einfach:

Den Morgenstern schon seh ich hell.
Nun, Ritter, auf! von hinnen schnell,
Das, Lieber, wäre gut.
Wer im Geheimen minnet, gefahrlos er das thut,
Wo Freundschaft hat die Hut.

Von der gewöhnlichen Anlage abweichend ist es in etwas, wenn bei Botenlauben [66] der Wächter die Vöglein anruft, seiner Gebieterin zu singen, wenn er in der zweiten Strophe noch fortfährt und die Frau auffordert, den Ritter zu wecken, aber nicht, wie gewöhnlich, sie, sondern der Ritter in der dritten antwortet: er sei erwacht von dem Gesange der Vöglein, die sich beim nahenden Morgen freuen, und von dem Rufe des Wächters, der auf dem palas gesungen; warum ihn denn die Geliebte nicht erweckt und gesprochen: 'Ritter, wache, denn es tagt'. Hier ist absichtlich die Frau nicht redend eingeführt: sie will den Geliebten nicht im Schlummer stören, bis dieser endlich von selbst erwacht.

Ebenso vereinzelt steht ein Tagelied Wizlavs von Rügen [67], in dem nach des Wächters Liede nicht die Frau, sondern der Ritter zuerst erwacht und die Geliebte weckt, woran sich Erzählung und Wechselgespräch anknüpft.

In allen diesen Liedern greift der Wächter, nachdem er seine Pflicht erfüllt, nicht mehr ein: zuweilen aber wird er

nochmals redend dargestellt. Das finden wir schon in einem alterthümlich gehaltenen des Markgrafen von Hohenburg [68], das mit den Wolfram'schen jedenfalls gleichzeitig ist: auch der am Schlusse der beiden Stollen und des Abgesanges wiederkehrende Refrän gibt dem Liede etwas alterthümliches.

Wächter. Ich wach' um eines Ritters Leib
Und deine Ehre, schönes Weib:
Weck ihn, Fraue!
Gott gebe, das ist mein Begehr,
Daß er erwacht und niemand mehr:
Weck ihn, Fraue!
Nicht säumig seid!
Es ist nun Zeit.
Ich bitte nicht um seinethalb allein.
Willst ihn bewahren,
So laß ihn fahren:
Verschläft er sich, die Schuld ist einzig dein.
Weck ihn, Fraue!'

Frau. 'Ach, müßtest du unselig sein,
Wächter, und all das Singen dein!
Schlaf, Geselle!
Dein Wachen wär wohl alles gut,
Dein Wecken mir gar unsanft thut.
Schlaf, Geselle!
Hab ich doch, Mann,
Dir nichts gethan
Als Gutes, und doch fügst du mir die Pein.
Du mahnst zum Tage:
Das schafft mir Klage,
Nimmt süßer Freuden viel dem Herzen mein.
Schlaf, Geselle!'

Wächter. 'Wie gern verzeih' ich deinem Leid!
Der Ritter geh' vor Tageszeit:
Weck ihn, Fraue!
Er wagt' es auf die Treue mein:
Da befahl ich ihn den Ehren dein.
Weck ihn, Fraue!
Du selig Weib,
Muß er den Leib
Verlieren, sind wir beide mit verlorn.

Wieder erwacht die Frau zuerst: sie tritt ans Fenster und schilt den Morgen: Frauenberauber nennt sie ihn: 'was willst du hier? ich und andre Frauen sehnen uns wenig nach dir.' Doch es muß geschieden sein. Der Ritter erinnert sich zum Troste an Tristram und Isolde, die auch getrennt wurden, und mit echt mittelalterlicher Confusion an Hector von Troja, der die schöne Dido fahren lassen mußte.

Von mehreren Wächterliedern haben wir nur den Anfang übrig; sie zeigen aber dieselbe Anlage: der Wächter beginnt. So bei Leutold von Seven[64] und einem Anonymus[65]: letzteres Lied wohl noch der früheren Periode angehörig, indem hier ähnlich wie bei Guiraut von Bornelh der Wächter ein Freund des Ritters ist; auch die Form ist alterthümlich einfach:

Den Morgenstern schon seh ich hell.
Nun, Ritter, auf! von hinnen schnell,
Das, Lieber, wäre gut.
Wer im Geheimen minnet, gefahrlos er das thut,
Wo Freundschaft hat die Hut.

Von der gewöhnlichen Anlage abweichend ist es in etwas, wenn bei Botenlauben[66] der Wächter die Vöglein anruft, seiner Gebieterin zu singen, wenn er in der zweiten Strophe noch fortfährt und die Frau auffordert, den Ritter zu wecken, aber nicht, wie gewöhnlich, sie, sondern der Ritter in der dritten antwortet: er sei erwacht von dem Gesange der Vöglein, die sich beim nahenden Morgen freuen, und von dem Rufe des Wächters, der auf dem palas gesungen; warum ihn denn die Geliebte nicht erweckt und gesprochen: 'Ritter, wache, denn es tagt'. Hier ist absichtlich die Frau nicht redend eingeführt: sie will den Geliebten nicht im Schlummer stören, bis dieser endlich von selbst erwacht.

Ebenso vereinzelt steht ein Tagelied Wizlavs von Rügen[67], in dem nach des Wächters Liede nicht die Frau, sondern der Ritter zuerst erwacht und die Geliebte weckt, woran sich Erzählung und Wechselgespräch anknüpft.

In allen diesen Liedern greift der Wächter, nachdem er seine Pflicht erfüllt, nicht mehr ein: zuweilen aber wird er

nochmals redend dargestellt. Das finden wir schon in einem alterthümlich gehaltenen des Markgrafen von Hohenburg[68], das mit den Wolfram'schen jedenfalls gleichzeitig ist: auch der am Schlusse der beiden Stollen und des Abgesanges wiederkehrende Refrän gibt dem Liede etwas alterthümliches.

Wächter. Ich wach' um eines Ritters Leib
Und deine Ehre, schönes Weib:
Weck ihn, Fraue!
Gott gebe, das ist mein Begehr,
Daß er erwacht und niemand mehr:
Weck ihn, Fraue!
Nicht säumig seid!
Es ist nun Zeit.
Ich bitte nicht um seinethalb allein.
Willst ihn bewahren,
So laß ihn fahren:
Verschläft er sich, die Schuld ist einzig dein.
Weck ihn, Fraue!'

Frau. 'Ach, müßtest du unselig sein,
Wächter, und all das Singen dein!
Schlaf, Geselle!
Dein Wachen wär wohl alles gut,
Dein Wecken mir gar unsanft thut.
Schlaf, Geselle!
Hab ich doch, Mann,
Dir nichts gethan
Als Gutes, und doch fügst du mir die Pein.
Du mahnst zum Tage:
Das schafft mir Klage,
Nimmt süßer Freuden viel dem Herzen mein.
Schlaf, Geselle!'

Wächter. 'Wie gern verzeih' ich deinem Leib!
Der Ritter geh' vor Tageszeit:
Weck ihn, Fraue!
Er wagt' es auf die Treue mein:
Da befahl ich ihn den Ehren dein.
Weck ihn, Fraue!
Du selig Weib,
Muß er den Leib
Verlieren, sind wir beide mit verlorn.

Ich sing', ich sage,
Es naht dem Tage.
Nun weck ihn, denn ihn wecket doch mein Horn.
Weck ihn, Fraue!"

Christian von Hamle[69] in einem sehr innigen Tageliede läßt ebenfalls Frau und Wächter im Gespräche abwechseln.

Wächter. Ich bin der, der Lieben liebe Märe singet
Und der Lieb zu Liebe oft in Sorgen bringet.
Was ich soll, erfüll' ich ihnen treulich gar.
Bring ich Lieb zu Liebe, freun sie sich fürwahr:
Sing ich dann von Scheiden, ungern nehmen sie das wahr.

Frau. Wächter, kannst du dich der Freude nicht erbarmen?
Meinen Herzgeliebten halt' ich in den Armen,
Den mit treuer Minne liebt das Herze mein,
Der mir helle Freude gibt für Sehnsuchtspein.
Wächter, hältst du für des Tages Roth des Mondes Schein?

Wächter. Leider, Frau, kann ich nicht was euch freute singen.
Gott der laß euch beiden alles wohl gelingen!
Klagen muß ich um den edeln süßen Mann.
Mir ist leid, soll ich ihm helfen nicht von dann.
Wohl ihm, der bei Freude sich vor Leide hüten kann.

Frau. Treue kündet was du sagst und Herzensgüte.
Drum komm von der Zinne; länger nicht mehr hüte!
Nicht zu klagen wagt' ich meinen Schmerz dir eh.
Weh dem trauten Mann und meinem Herzen weh!
Nimm mein Gold und hilf ihm hinnen, wie's auch mir ergeh!

Ein Wechselgespräch zwischen Wächter und Frau bildet auch ein Tagelied des von Weißenloh[70]: nach dem Liede des Wächters und einer Strophe der Frau sprechen beide nochmals, und die Klage der Frau schließt:

Weh dir, Tag, o weh,
Daß du einen Mann willst von mir scheiden,
Den in Christenlanden und im Land der Heiden
Nie ein Weib so lieb gewann.

Jacob von Warte[71] läßt den Wächter den Ritter anrufen: wieder erwacht die Frau und fragt:

'Sage mir mit sanftem Worte,
Hörst du die Vöglein in dem Hage?
Du hast mein Herz aus süßem Schlaf erschrecket.'



Er sprach: 'Laßt euer Fragen sein,
Den Ritter balde wecket:
Der Morgen kommt, das sag' ich bei der rechten Treue mein.'

Der Ritter scheidet mit der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Bei Walther von Breisach [72] beginnt wie gewöhnlich der Wächter; die Frau vernimmt ihn und klagt; in der dritten hebt er von neuem an 'mit Zorn und doch in Freundes Klage'; die vierte und fünfte führen erzählend, nicht dramatisch, den Abschied der Liebenden vor. Auch der bürgerliche Marner [73] hat in seiner langen aus 21 kurzen Versen bestehenden Strophe [74] eine ähnliche Anlage. Der Wächter beginnt:

Ich künd' in der Weise:
'Der Tag zieht leise schon herein';
Wer heimlich minne, der beginne
Zu erwachen, es ist Zeit.
Ich hör' auf den Zweigen
Nicht mehr schweigen Vögelein.
Der Tag will nahen; Urlaub empfahen
Soll, wer heimlich minnt, mit Leid.

Aus dem Anfangsverse scheint sich zu ergeben, daß die Worte der tac vil schône wil ûf sîn der Eingang eines bekannten wahrscheinlich volksthümlichen Wächterlieds sind. Den Schluß der Wächterstrophe bilden die Worte: 'es will balde tagen'; also wiederum ein Anklang an die alba. Auch die zweite schließt mit tac; die Frau ist ans Fenster gegangen:

Sie sprach leise: 'Lieber Herre mein,
Der Wächter spricht,
Den Morgen seh' er scheinen:
Ich glaub' es nicht;
Den Vögelein, den kleinen,
Träumt auf den Zweigen.
Der Sterne Reigen trüget.
Der Wächter lüget,
Deß er sich schämen mag;
Denn es ist noch nicht Tag.

Aber nach kurzer Frist hebt der Wächter von neuem an, und nun scheidet der Ritter: 'der Held schlüpft in den Hag, da leuchtet ihm der Tag'. An dem gleichen Schlusse der drei Strophen ist romanischer Einfluß nicht zu verkennen.

nicht vorgeführt. Dies ist in provenzalischen Alba's mehrfach der Fall, und da Rubin auch sonst Kenntniß romanischer Poesie verräth, wie er in einer Strophe nach Art der romanischen Tenzone die Entscheidung vorlegt, wie eine Frau bei drei Liebhabern zu handeln habe, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß diese sonst nicht vorkommende Anlage mit romanischen Mustern zusammenhängt.

Die deutschen Dichter suchten aber das Tagelied dadurch mannichfaltiger zu machen, daß sie, was vor dem Liede des Wächters, dem morgenlichen Scheiden lag, mit hineinzogen. Der Marner [85] beginnt damit, daß die Frau den Wächter ermahnt, auf die Zeit wo die Wolken sich färben, auf den Morgenstern und den Gesang der Vöglein zu achten und zu rechter Zeit zu wecken. Der Wächter begibt sich auf die Zinne: und als der Tag die Wolken brach, fing er ein Tagelied in der Weise an 'Troja ward zerstöret eh, oftmals ward Tristan von der Minne zu Isalden weh' und schließt mit den Worten 'es ist vor Tage nicht einen Fuß', d. h. nahe am Tage. Mit der dritten tritt der Dichter erzählend und betrachtend ein, zuletzt die Worte des Wächters aufnehmend: 'Wohl auf nun, Ritter, es ist Tag.' Auch hier ist der Begriff 'Tag' am Schlusse beider Strophen nicht zufällig, sondern nach Art der romanischen Alba gemeint.

Noch weiter holt Hadlaub aus [86]. Wie des Tages Licht entweicht, geht die Frau auf die Warte. Nun kommt er heimlich gegangen und klopft leise ans Thor. Sie fragt: 'Herr, bist du da?' und er antwortet: 'Ja, edle Frau, thu mir auf.' Daran knüpft der Dichter seine Betrachtungen, und erst die letzte Zeile deutet auf den Wächterruf hin. Bei Otto von Botenlauben [87] in einer einzelnen Strophe, wie sie bei ältern Dichtern nicht selten ein ganzes Lied bilden, kommt der Ritter zu dem ins Vertrauen gezogenen Wächter und fragt nach der Frau. Der Wächter erwidert: 'Wer spricht hier zu mir? Bist du's der liebste Mann? Du säumest lange.' 'Ja ich bins und nun melde ihr, daß ich gekommen; so läßt sie mich ein.'

Während hier nur die Vorgänge vor dem Stelldichein be-

lichen Tagesanbruch an der Zinne bleiben und nochmals singen; und dies wird ihm von der Liebenden gerne verheißen. Das widerwärtige Element des bezahlten Söldners an Stelle des die Liebe behütenden Freundes macht sich hier geltend, und mehr noch in einem Liede des König Wenzel von Böhmen [79], bei dem wie üblich der Wächter beginnt. Das vernimmt die Frau und ihr Freund, der durch eine Aue zu ihr gekommen; sie sagt, der Wächter wolle Lohn haben, drum singe er noch ehe es Tag sei. Sie geht zu ihm und gibt ihm Gold und Silber. Nun verspricht er noch länger zu wachen und sie zu rechter Zeit zu wecken. Man sieht, wie die Sucht neues zu erfinden die Dichter gänzlich der Prosa verfallen ließ.

Ein Wächterlied in eigentlichem Sinne ist eins von Hadlaub, einem Züricher Dichter um 1300 [80], welches nur den Gesang des Wächters mit daran anknüpfenden Betrachtungen enthält. Er glaubt nur der Frau die Schuld beimessen zu müssen, daß der Ritter so lange säume, und fürchtet mit den Liebenden verloren zu sein. In zwei andern desselben Dichters [81] wird ebenfalls nur der Wächter redend eingeführt: wie gewöhnlich hebt er mit seiner Warnung an, dann aber berichtet er, so unwahrscheinlich wie möglich, was die Frau zu dem Ritter und zu ihm, dem Wächter, gesprochen, was er darauf erwidert, und endlich die Abschiedsworte des Ritters. Diese ganz unwahre Situation ist offenbar wiederum nur dem Bestreben originell zu sein entsprungen. In dem andern umfaßt das Wächterlied zwei Strophen; in der dritten erzählt der Wächter, wie die Frau zum Scheiden gemahnt. Auch der von Weißenloh [82] hat in einem Tageliede, dem die dritte Strophe fehlt, diese Anlage. Derselbe beginnt mit einer nur erzählenden Strophe [83], die nach romanischer Weise mit 'sie wähnt, es wäre Tag' schließt; aber die beiden fehlenden hätten wahrscheinlich dramatisch fortgesetzt.

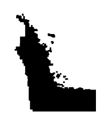
Ein eigentlicher Gesang des Wächters fehlt bei Rubin [84]; hier beginnt vielmehr gleich die Frau: 'Wie könnte leider mir geschehen? nun ich den Wächter höre sagen, daß es sei Tag.' Es ist also auf das Wächterlied Bezug genommen, es selbst aber

nicht vorgeführt. Dies ist in provenzalischen Alba's mehrfach der Fall, und da Rubin auch sonst Kenntniß romanischer Poesie verräth, wie er in einer Strophe nach Art der romanischen Tenzone die Entscheidung vorlegt, wie eine Frau bei drei Liebhabern zu handeln habe, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß diese sonst nicht vorkommende Anlage mit romanischen Mustern zusammenhängt.

Die deutschen Dichter suchten aber das Tagelied dadurch mannichfaltiger zu machen, daß sie, was vor dem Liede des Wächters, dem morgenlichen Scheiden lag, mit hineinzogen. Der Marner [85] beginnt damit, daß die Frau den Wächter ermahnt, auf die Zeit wo die Wolken sich färben, auf den Morgenstern und den Gesang der Vöglein zu achten und zu rechter Zeit zu wecken. Der Wächter begibt sich auf die Zinne: und als der Tag die Wolken brach, fing er ein Tagelied in der Weise an 'Troja ward zerstöret eh, oftmals ward Tristan von der Minne zu Isalden weh' und schließt mit den Worten 'es ist vor Tage nicht einen Fuß', d. h. nahe am Tage. Mit der dritten tritt der Dichter erzählend und betrachtend ein, zuletzt die Worte des Wächters aufnehmend: 'Wohl auf nun, Ritter, es ist Tag.' Auch hier ist der Begriff 'Tag' am Schlusse beider Strophen nicht zufällig, sondern nach Art der romanischen Alba gemeint.

Noch weiter holt Hadlaub aus [86]. Wie des Tages Licht entweicht, geht die Frau auf die Warte. Nun kommt er heimlich gegangen und klopft leise ans Thor. Sie fragt: 'Herr, bist du da?' und er antwortet: 'Ja, edle Frau, thu mir auf.' Daran knüpft der Dichter seine Betrachtungen, und erst die letzte Zeile deutet auf den Wächterruf hin. Bei Otto von Botenlauben [87] in einer einzelnen Strophe, wie sie bei ältern Dichtern nicht selten ein ganzes Lied bilden, kommt der Ritter zu dem ins Vertrauen gezogenen Wächter und fragt nach der Frau. Der Wächter erwidert: 'Wer spricht hier zu mir? Bist du's der liebste Mann? Du säumest lange.' 'Ja ich bins und nun melde ihr, daß ich gekommen; so läßt sie mich ein.'

Während hier nur die Vorgänge vor dem Stelldichein be-



rührt werden, hat derselbe Dichter[88] eine eigenthümliche, aber ganz hübsche Anlage in einem andern Tageliede, in dem nur die Frau redend eingeführt wird. Der Ritter ist nicht gekommen, wie verabredet war, und die einsame sehnt sich nach dem Morgen; aber ehe derselbe angebrochen, erscheint der Geliebte noch und sie ruft dem Wächter zu, er möge nun noch nicht singen.

'Kommt er mir, der mir kommen soll,
Der mir bei dem höchsten Eide
Schwur er käme her,
So wird mir armem Weibe wohl,
Blumen und die grüne Heide
Brauch' ich dann nicht mehr.
So weh dir, arge Hute,
Verwünschet sollst du sein,
Daß du getreuem Muthe
Gibst so viel Leid und Pein,
Daß ich mich nicht freuen mag:
Wächter, wenn du singen willst, so singe es ist Tag!

Als nun die reine Fraue gut
Klagte so in trüber Weise,
Balde ward sie froh:
Erleichtert ward ihr schwerer Muth,
Zu dem Wächter gieng sie leise
Und sprach zu ihm so:
'Nicht mehr, o Wächter, singe,
Denn es ist noch nicht Tag.
Nun wird mein Leid geringe,
Das mir am Herzen lag.
Gute Mähr hab ich vernommen,
Daß der Spiegel meiner Wonne mir gekommen.'

Man begnügte sich nicht mit einem Mitwissenden und Vertrauten: mehrfach finden wir auch eine Dienerin mitthätig. Ulrich von Winterstetten[89] läßt den Dichter beginnen:

Wie sanft geheime Liebe thut,
So sang ein Wächter an der Zinne,
Doch soll sich Lieb von Liebe scheiden.

Das Lied vernimmt der Frauen kluge Dienerin und meldet es der Herrin, die den schlummernden Geliebten nicht zu wecken

wagt; aber er erwacht eben selbst. Eine noch bedeutendere Rolle spielt die dienende Jungfrau in dem Tageliede des Burggrafen von Lüenz[90]: am Abend geht dieselbe zum Wächter an der Zinne und meldet ihm, wenn jemand komme, solle er fragen 'wer ist da?' Antworte der Gefragte mit 'Ja', so solle er ihm an das Fenster winken: thue er das, so werde der Lohn nicht fehlen. Nicht lange, so kommt der Ritter und wird verabredetermaßen eingelassen, wo er den rosenrothen Mund der Geliebten küßt. Nun hebt die dritte Strophe an: 'Der Morgen nicht mehr säumen will'; der Wächter singt, erschreckt hört die Frau den Ruf und weckt klagend den Geliebten. Noch ist zu bemerken, daß die letzte Strophe, nachdem mit den Worten 'von dannen schied der Held gemeit' der eigentliche Inhalt abgeschlossen, die Absicht des Dichters ausspricht, an Christi Grab zu ziehen: es ist das Tagelied also zugleich der Abschied von der Geliebten, die er nun so lange meiden muß.

Ist in dem eben erwähnten die Situation der Alba zur förmlichen Romanze erweitert, so noch mehr in dem längsten, das wir besitzen, Gunthers von dem Forste[91], das nicht weniger als 23 Strophen zählt. Der Dichter hebt hier wie ein wirklicher Romancier an:

Nun her, wenn jemand kann vernehmen
Was ich von Minne künden will;
Und sollt' es einen etwa grämen,
Der sag' es nur, so schweig' ich still
Und rede dann nicht mehr.
Wer mich bedenken wolle, nach Wunsche leben möge der.
Es nahet dem Tage:
Wo sich zwei Liebe scheiden, die haben herzeleide Klage.

Die beiden letzten Zeilen bilden den Refrän jeder Strophe und bezeichnen schon durch das nach romanischer Weise wiederkehrende 'Tag' in demselben die Liedergattung. Ganz episch beginnt die zweite Strophe 'Es warb ein Ritter lange Zeit.' Seine Herrin bestellte ihn zu einem Rendezvous, welches aber vereitelt wurde; erst beim zweiten Male gelingt es ihnen unbemerkt zu bleiben. Den größten Theil des Gedichtes bildet nun das Zwiegespräch der beiden, ihre Versicherungen bestän-

diger Liebe und ihr schließliches Scheiden. Von einem Wächter ist nicht die Rede.

Während hier das epische Element vorwiegt, bildet das grade Gegentheil ein Lied des Truchsessen von St. Gallen[92], das ebenso uneigentlich wie die früher erwähnten provenzalischen ein Tagelied genannt werden kann; aber daß es der Gattung angehört, zeigt hier wie dort der Refrän, der mit dem Worte tac, wie im provenzalischen mit alba schließt:

Wer sich so wonniglicher Wonne wohl fürwahr erfreuen mag,
Der sorgt die Nacht nicht weiter, als daß ihn vertreiben soll der Tag.

Das Lied selbst aber enthält vielmehr Betrachtungen über das Glück heimlicher Liebe, das der Dichter, wie er sagt, nie genossen: erst die letzte Strophe ist der übliche Warneruf des Wächters, und hier weicht auch der Refrän ab:

Nun leiste was ein werther Mann zu leisten seiner Frau vermag:
Komm wieder bald; nicht länger jetzt verweil', ich sehe schon den Tag.

Konrad von Würzburg stellt ebenfalls in einer einzelnen Strophe[93] Betrachtungen über das Tagelied an, in so künstlicher Form, wie sie eben nur ein Verskünstler wie Konrad zu Stande brachte: jedes Wort ist gereimt:

Swâ tac er- schînen sol.
Zwein liuten, die ver- borgen
Inne liebe stunde müezen tragen,
Dâ mac ver- swînen wol
Ein triuten: nie der morgen
Minne diebe kunde büezen klagen.

Von entgegengesetzter Art sind die Betrachtungen Steinmars[94], der sich daran stieß, daß man einem Wächter die Hut anvertraue, der sich so treulos gegen seinen Herrn erwiesen, dem er doch Gut und Ehre bewachen sollte. Wär ich in dem Falle, fährt er fort, so wollte ich mich auf mich selbst verlassen und lieber gar nicht schlafen als einem solchen Manne trauen; höchstens würde ich einen erprobten Freund in mein Geheimniß blicken lassen. Es sind vielleicht ähnliche Betrachtungen gewesen, die Guiraut von Borneth an die Stelle des Wächters den Freund des Ritters setzen ließen. Und in der That sind

diese Bedenken nicht ganz unbegründet, wie denn schon vor Steinmar ein deutscher Dichter darauf verfiel: nur waren seine Gründe etwas verschieden. Ulrich von Lichtenstein[95] beschäftigte sich mit dem Gedanken etwas neues zu erfinden: er dachte hin und her, da fiel ihm ein 'der Minner Klage über den Tag, der Lieb von Liebe scheidet. Die früheren Dichter haben gesungen, daß der Wächter sie geweckt: das kann ich aber nicht glauben. Ein Weib von edler Abkunft kann unmöglich einen Bauern ihr Geheimniß wissen lassen, und wenn sie es thut, ist es Unrecht. Edle Wächter gibt es nicht; ein Bauer aber kann nichts verschweigen, während ein edelgeborner, was man ihm anvertraut, bei sich behält. Eine Jungfrau, eine Dienerin der Frau, verschweigt die Sache sicher besser: eine Frau müßte schon sehr arm sein, wenn sie nicht im Stande wäre, eine solche getreue Magd zu gewinnen.' Aber nicht nur die Person des Vertrauten wechselt er, sondern er erweitert auch die Erzählung. Er sagt: 'es ist schon oft vorgekommen, daß wenn ein Ritter, als der Morgen ihn überrascht, ohne Gefahr nicht davon kommen konnte, er den Tag über im Gemache der Frau geblieben', und so ist denn das Tagelied, welches dieser Betrachtung folgt, eingerichtet[96].

Ein' schöne Magd
Sprach: 'viel liebe Fraue mein,
Wohl auf! es tagt
Schauet nach dem Fensterlein,
Wie der Tag aufgeht. Der Wächter von der Zinnen
Ist gegangen. Euer Freund soll hinnen:
Ich fürcht', er sei zu lange hie.'

Aber schon ist der Tag hoch aufgestiegen; er kann nicht mehr fort und bittet ihn zu verbergen.

Frau. Und könnt' ich dich
Bergen in den Augen mein,
Freund, das thät' ich:
Das kann leider doch nicht sein[97].

Er bleibt nun in der Kemenate den Tag über verborgen und erst am andern Morgen bei Tagesanbruch verläßt er sie.

Ob es eine glückliche Idee war, eine Dienerin an die Stelle

des Wächters zu setzen, bleibe dahingestellt: der poetische Hauch hat dadurch nicht gewonnen. Die ganzen Betrachtungen machen vielmehr einen sehr prosaischen Eindruck. Aber sie zeigen uns, daß die wirklichen Verhältnisse von den Fictionen der Dichter sich entfernten, daß den Wächter zum Vertrauten zu machen eben nur eine dichterische Erfindung war, wie die Modification auch, die Ulrich von Lichtenstein versuchte. Die weckende Magd hat er auch in seinem zweiten Tageliede [98], das die Situation erweitert, indem es mit der Begrüßung am Abend anhebt.

In Gott sei mir willkommen,
Geliebter, Freund, viel theurer Mann.
Mir ist nun Leid benommen,
Wenn dich mein Arm umfangen kann.
Du bist mir vor allen Wesen süße,
Drum ich dich von Herzensgrunde grüße.
Nun küsse tausendmal du mich:
So küß ich doppelt tausend dich.

Am Morgen kommt leise eine Jungfrau geschlichen und spricht: 'wohl auf nun, es ist Tag!' Unter Liebesversicherungen, nachdem die Vertraute nochmals gewarnt, scheiden die Liebenden.

Dies die Entwickelung des Tageliedes in der Periode des eigentlichen Minnegesanges und der Nachblüte desselben bis zu ihrem Schlusse, am Beginn des 14. Jahrhunderts. Nachklänge davon sind zwei ritterliche Dichter des 15. Jahrhunderts, Graf Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Bei beiden erscheint die ritterliche Poesie so vielfach mit Elementen des Volksliedes versetzt, daß sie den schicklichen Uebergang zu der eigentlichen Volkspoesie bilden, die sich ebenfalls des Tageliedes bemächtigte. Hugo's von Montfort Tagelieder, an Zahl fünf [99], sind bis auf ein später zu erwähnendes noch ungedruckt. Von dem Wolkensteiner besitzen wir sechs, die sämmtlich diesen halbvolksmäßigen Charakter an sich tragen. In dem einen [100] ist vom Wächter nicht die Rede; der Liebende allein spricht und nimmt Abschied.

Wieder erwacht die Frau zuerst: sie tritt ans Fenster und schilt den Morgen: Frauenberauber nennt sie ihn: 'was willst du hier? ich und andre Frauen sehnen uns wenig nach dir.' Doch es muß geschieden sein. Der Ritter erinnert sich zum Troste an Tristram und Isolde, die auch getrennt wurden, und mit echt mittelalterlicher Confusion an Hector von Troja, der die schöne Dido fahren lassen mußte.

Von mehreren Wächterliedern haben wir nur den Anfang übrig; sie zeigen aber dieselbe Anlage: der Wächter beginnt. So bei Leutold von Seven [64] und einem Anonymus [65]: letzteres Lied wohl noch der früheren Periode angehörig, indem hier ähnlich wie bei Guiraut von Bornelh der Wächter ein Freund des Ritters ist; auch die Form ist alterthümlich einfach:

Den Morgenstern schon seh ich hell.
Nun, Ritter, auf! von hinnen schnell,
Das, Lieber, wäre gut.
Wer im Geheimen minnet, gefahrlos er das thut,
Wo Freundschaft hat die Hut.

Von der gewöhnlichen Anlage abweichend ist es in etwas, wenn bei Botenlauben [66] der Wächter die Vöglein anruft, seiner Gebieterin zu singen, wenn er in der zweiten Strophe noch fortfährt und die Frau auffordert, den Ritter zu wecken, aber nicht, wie gewöhnlich, sie, sondern der Ritter in der dritten antwortet: er sei erwacht von dem Gesange der Vöglein, die sich beim nahenden Morgen freuen, und von dem Rufe des Wächters, der auf dem palas gesungen; warum ihn denn die Geliebte nicht erweckt und gesprochen: 'Ritter, wache, denn es tagt'. Hier ist absichtlich die Frau nicht redend eingeführt: sie will den Geliebten nicht im Schlummer stören, bis dieser endlich von selbst erwacht.

Ebenso vereinzelt steht ein Tagelied Wizlavs von Rügen [67], in dem nach des Wächters Liede nicht die Frau, sondern der Ritter zuerst erwacht und die Geliebte weckt, woran sich Erzählung und Wechselgespräch anknüpft.

In allen diesen Liedern greift der Wächter, nachdem er seine Pflicht erfüllt, nicht mehr ein: zuweilen aber wird er



nochmals redend dargestellt. Das finden wir schon in einem alterthümlich gehaltenen des Markgrafen von Hohenburg [68], das mit den Wolfram'schen jedenfalls gleichzeitig ist: auch der am Schlusse der beiden Stollen und des Abgesanges wiederkehrende Refrän gibt dem Liede etwas alterthümliches.

Wächter. Ich wach' um eines Ritters Leib
Und deine Ehre, schönes Weib:
Weck ihn, Fraue!
Gott gebe, das ist mein Begehr,
Daß er erwacht und niemand mehr:
Weck ihn, Fraue!
Nicht säumig seid!
Es ist nun Zeit.
Ich bitte nicht um seinethalb allein.
Willst ihn bewahren,
So laß ihn fahren:
Verschläft er sich, die Schuld ist einzig dein.
Weck ihn, Fraue!'

Frau. 'Ach, müßtest du unselig sein,
Wächter, und all das Singen dein!
Schlaf, Geselle!
Dein Wachen wär wohl alles gut,
Dein Wecken mir gar unsanft thut.
Schlaf, Geselle!
Hab ich doch, Mann,
Dir nichts gethan
Als Gutes, und doch fügst du mir die Pein.
Du mahnst zum Tage:
Das schafft mir Klage,
Nimmt süßer Freuden viel dem Herzen mein.
Schlaf, Geselle!'

Wächter. 'Wie gern verzeih' ich deinem Leid!
Der Ritter geh' vor Tageszeit:
Weck ihn, Fraue!
Er wagt' es auf die Treue mein:
Da befahl ich ihn den Ehren dein.
Weck ihn, Fraue!
Du selig Weib,
Muß er den Leib
Verlieren, sind wir beide mit verlorn.

Ich sing', ich sage,
Es naht dem Tage.
Nun weck ihn, denn ihn wecket doch mein Horn.
Weck ihn, Fraue!'

Christian von Hamle[69] in einem sehr innigen Tageliede läßt ebenfalls Frau und Wächter im Gespräche abwechseln.

Wächter. Ich bin der, der Lieben liebe Märe singet
Und der Lieb zu Liebe oft in Sorgen bringet.
Was ich soll, erfüll' ich ihnen treulich gar.
Bring ich Lieb zu Liebe, freun sie sich fürwahr:
Sing ich dann von Scheiden, ungern nehmen sie das wahr.

Frau. Wächter, kannst du dich der Freude nicht erbarmen?
Meinen Herzgeliebten halt' ich in den Armen,
Den mit treuer Minne liebt das Herze mein,
Der mir helle Freude gibt für Sehnsuchtspein.
Wächter, hältst du für des Tages Roth des Mondes Schein?

Wächter. Leider, Frau, kann ich nicht was euch freute singen.
Gott der laß euch beiden alles wohl gelingen!
Klagen muß ich um den edeln süßen Mann.
Mir ist leid, soll ich ihm helfen nicht von dann.
Wohl ihm, der bei Freude sich vor Leide hüten kann.

Frau. Treue kündet was du sagst und Herzensgüte.
Drum komm von der Zinne; länger nicht mehr hüte!
Nicht zu klagen wagt' ich meinen Schmerz dir eh.
Weh dem trauten Mann und meinem Herzen weh!
Nimm mein Gold und hilf ihm hinnen, wie's auch mir ergeh!

Ein Wechselgespräch zwischen Wächter und Frau bildet auch ein Tagelied des von Weißenloh[70]: nach dem Liede des Wächters und einer Strophe der Frau sprechen beide nochmals, und die Klage der Frau schließt:

Weh dir, Tag, o weh,
Daß du einen Mann willst von mir scheiden,
Den in Christenlanden und im Land der Heiden
Nie ein Weib so lieb gewann.

Jacob von Warte[71] läßt den Wächter den Ritter anrufen: wieder erwacht die Frau und fragt:

'Sage mir mit sanftem Worte,
Hörst du die Vöglein in dem Hage?
Du hast mein Herz aus süßem Schlaf erschrecket.'

Er sprach: 'Laßt euer Fragen sein,
Den Ritter balde wecket:
Der Morgen kommt, das sag' ich bei der rechten Treue mein.'

Der Ritter scheidet mit der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Bei Walther von Breisach[72] beginnt wie gewöhnlich der Wächter; die Frau vernimmt ihn und klagt; in der dritten hebt er von neuem an 'mit Zorn und doch in Freundes Klage'; die vierte und fünfte führen erzählend, nicht dramatisch, den Abschied der Liebenden vor. Auch der bürgerliche Marner[73] hat in seiner langen aus 21 kurzen Versen bestehenden Strophe[74] eine ähnliche Anlage. Der Wächter beginnt:

Ich künd' in der Weise:
'Der Tag zieht leise schon herein';
Wer heimlich minne, der beginne
Zu erwachen, es ist Zeit.
Ich hör' auf den Zweigen
Nicht mehr schweigen Vögelein.
Der Tag will nahen; Urlaub empfahen
Soll, wer heimlich minnt, mit Leid.

Aus dem Anfangsverse scheint sich zu ergeben, daß die Worte der tac vil schône wil ûf sîn der Eingang eines bekannten wahrscheinlich volksthümlichen Wächterlieds sind. Den Schluß der Wächterstrophe bilden die Worte: 'es will balde tagen'; also wiederum ein Anklang an die alba. Auch die zweite schließt mit tac; die Frau ist ans Fenster gegangen:

Sie sprach leise: 'Lieber Herre mein,
Der Wächter spricht,
Den Morgen seh' er scheinen:
Ich glaub' es nicht;
Den Vögelein, den kleinen,
Träumt auf den Zweigen.
Der Sterne Reigen trüget.
Der Wächter lüget,
Deß er sich schämen mag;
Denn es ist noch nicht Tag.

Aber nach kurzer Frist hebt der Wächter von neuem an, und nun scheidet der Ritter: 'der Held schlüpft in den Hag, da leuchtet ihm der Tag'. An dem gleichen Schlusse der drei Strophen ist romanischer Einfluß nicht zu verkennen.

In den bisher erwähnten war der Anfang immer dramatisch: höchstens wurde in die erste Strophe ein 'so sang der Wächter' eingefügt. Aber auch das epische Element, das wir schon in dem ältesten Liede dieser Art fanden, und das auch Wolfram am Eingange seiner ersten Tageweise (3, 1) hat, eröffnet zuweilen, wenn auch seltener. So bei Wintersteten [75]:

Heimlich bei dem Lieb verborgen
Ruht ein Ritter wohlgemuth;
Drum der Wächter sang in Sorgen:
'Wer da schlummert unbehut,
Wenn er behalten will das Leben sein,
So weck ihn minniglich, o Fraue rein:
Er ist zu lange hie gelegen,
Drum scheid' er jetzt mit einem Morgensegen.'

Der Eingang erinnert sehr an die Alba Bertrans von Alamanon (Lesebuch 102, 8). Die Frau erweckt mit Küssen den noch Schlummernden und dieser scheidet mit den Worten:

Herzliebe Fraue mein,
All meine Freude laß ich hier:
Sieh, Lieb, die habe du zu Pfande dir.

Noch mehr überwiegt das erzählende Element in einem andern Tageliede desselben Dichters [76]. Hier beschränkt sich des Wächters Ruf auf die Worte 'es ist Tag', ähnlich wie bei Herbort: und in Wirklichkeit wird ein kurzer Ruf, der die Burgbewohner weckte, das ganze Morgenlied des Wächters gebildet haben. Auch die Liebenden sprechen nur wenige Klageworte. Nur ein paar den Morgen schildernde Worte läßt Konrad von Würzburg dem Wächterrufe vorangehen [77]:

Als das lichte Morgenroth
Kam durch den Wald gedrungen
Und die Vöglein sungen,
Da rief ein Wächter an der Zinne.

In der zweiten Strophe klagt die Frau, die dritte setzt die Erzählung fort. — Auch Heinrich von Frauenberg [78] hebt episch an: die Frau hat sich zum Wächter begeben und dieser meldet ihr, der Tag sei nahe, er wolle nun nicht mehr wachen. Aber wenn er reichen Lohn bekomme, werde er bis zum wirk-

lichen Tagesanbruch an der Zinne bleiben und nochmals singen; und dies wird ihm von der Liebenden gerne verheißen. Das widerwärtige Element des bezahlten Söldners an Stelle des die Liebe behütenden Freundes macht sich hier geltend, und mehr noch in einem Liede des König Wenzel von Böhmen [79], bei dem wie üblich der Wächter beginnt. Das vernimmt die Frau und ihr Freund, der durch eine Aue zu ihr gekommen; sie sagt, der Wächter wolle Lohn haben, drum singe er noch ehe es Tag sei. Sie geht zu ihm und gibt ihm Gold und Silber. Nun verspricht er noch länger zu wachen und sie zu rechter Zeit zu wecken. Man sieht, wie die Sucht neues zu erfinden die Dichter gänzlich der Prosa verfallen ließ.

Ein Wächterlied in eigentlichem Sinne ist eins von Hadlaub, einem Züricher Dichter um 1300 [80], welches nur den Gesang des Wächters mit daran anknüpfenden Betrachtungen enthält. Er glaubt nur der Frau die Schuld beimessen zu müssen, daß der Ritter so lange säume, und fürchtet mit den Liebenden verloren zu sein. In zwei andern desselben Dichters [81] wird ebenfalls nur der Wächter redend eingeführt: wie gewöhnlich hebt er mit seiner Warnung an, dann aber berichtet er, so unwahrscheinlich wie möglich, was die Frau zu dem Ritter und zu ihm, dem Wächter, gesprochen, was er darauf erwidert, und endlich die Abschiedsworte des Ritters. Diese ganz unwahre Situation ist offenbar wiederum nur dem Bestreben originell zu sein entsprungen. In dem andern umfaßt das Wächterlied zwei Strophen; in der dritten erzählt der Wächter, wie die Frau zum Scheiden gemahnt. Auch der von Weißenloh [82] hat in einem Tageliede, dem die dritte Strophe fehlt, diese Anlage. Derselbe beginnt mit einer nur erzählenden Strophe [83], die nach romanischer Weise mit 'sie wähnt, es wäre Tag' schließt; aber die beiden fehlenden hätten wahrscheinlich dramatisch fortgesetzt.

Ein eigentlicher Gesang des Wächters fehlt bei Rubin [84]; hier beginnt vielmehr gleich die Frau: 'Wie könnte leider mir geschehen? nun ich den Wächter höre sagen, daß es sei Tag.' Es ist also auf das Wächterlied Bezug genommen, es selbst aber

In den bisher erwähnten war der Anfang immer dramatisch: höchstens wurde in die erste Strophe ein 'so sang der Wächter' eingefügt. Aber auch das epische Element, das wir schon in dem ältesten Liede dieser Art fanden, und das auch Wolfram am Eingange seiner ersten Tageweise (3, 1) hat, eröffnet zuweilen, wenn auch seltener. So bei Wintersteten[75]:

Heimlich bei dem Lieb verborgen
Ruht ein Ritter wohlgemuth;
Drum der Wächter sang in Sorgen:
'Wer da schlummert unbehut,
Wenn er behalten will das Leben sein,
So weck ihn minniglich, o Fraue rein:
Er ist zu lange hie gelegen,
Drum scheid' er jetzt mit einem Morgensegen.'

Der Eingang erinnert sehr an die Alba Bertrans von Alamanon (Lesebuch 102, 8). Die Frau erweckt mit Küssen den noch Schlummernden und dieser scheidet mit den Worten:

Herzliebe Fraue mein,
All meine Freude laß ich hier:
Sieh, Lieb, die habe du zu Pfande dir.

Noch mehr überwiegt das erzählende Element in einem andern Tageliede desselben Dichters[76]. Hier beschränkt sich des Wächters Ruf auf die Worte 'es ist Tag', ähnlich wie bei Herbort: und in Wirklichkeit wird ein kurzer Ruf, der die Burgbewohner weckte, das ganze Morgenlied des Wächters gebildet haben. Auch die Liebenden sprechen nur wenige Klageworte. Nur ein paar den Morgen schildernde Worte läßt Konrad von Würzburg dem Wächterrufe vorangehen[77]:

Als das lichte Morgenroth
Kam durch den Wald gedrungen
Und die Vöglein sungen,
Da rief ein Wächter an der Zinne.

In der zweiten Strophe klagt die Frau, die dritte setzt die Erzählung fort. — Auch Heinrich von Frauenberg[78] hebt episch an: die Frau hat sich zum Wächter begeben und dieser meldet ihr, der Tag sei nahe, er wolle nun nicht mehr wachen. Aber wenn er reichen Lohn bekomme, werde er bis zum wirk-

lichen Tagesanbruch an der Zinne bleiben und nochmals singen; und dies wird ihm von der Liebenden gerne verheißen. Das widerwärtige Element des bezahlten Söldners an Stelle des die Liebe behütenden Freundes macht sich hier geltend, und mehr noch in einem Liede des König Wenzel von Böhmen [79], bei dem wie üblich der Wächter beginnt. Das vernimmt die Frau und ihr Freund, der durch eine Aue zu ihr gekommen; sie sagt, der Wächter wolle Lohn haben, drum singe er noch ehe es Tag sei. Sie geht zu ihm und gibt ihm Gold und Silber. Nun verspricht er noch länger zu wachen und sie zu rechter Zeit zu wecken. Man sieht, wie die Sucht neues zu erfinden die Dichter gänzlich der Prosa verfallen ließ.

Ein Wächterlied in eigentlichem Sinne ist eins von Hadlaub, einem Züricher Dichter um 1300 [80], welches nur den Gesang des Wächters mit daran anknüpfenden Betrachtungen enthält. Er glaubt nur der Frau die Schuld beimessen zu müssen, daß der Ritter so lange säume, und fürchtet mit den Liebenden verloren zu sein. In zwei andern desselben Dichters [81] wird ebenfalls nur der Wächter redend eingeführt: wie gewöhnlich hebt er mit seiner Warnung an, dann aber berichtet er, so unwahrscheinlich wie möglich, was die Frau zu dem Ritter und zu ihm, dem Wächter, gesprochen, was er darauf erwidert, und endlich die Abschiedsworte des Ritters. Diese ganz unwahre Situation ist offenbar wiederum nur dem Bestreben originell zu sein entsprungen. In dem andern umfaßt das Wächterlied zwei Strophen; in der dritten erzählt der Wächter, wie die Frau zum Scheiden gemahnt. Auch der von Weißenloh [82] hat in einem Tageliede, dem die dritte Strophe fehlt, diese Anlage. Derselbe beginnt mit einer nur erzählenden Strophe [83], die nach romanischer Weise mit 'sie wähnt, es wäre Tag' schließt; aber die beiden fehlenden hätten wahrscheinlich dramatisch fortgesetzt.

Ein eigentlicher Gesang des Wächters fehlt bei Rubin [84]; hier beginnt vielmehr gleich die Frau: 'Wie könnte leider mir geschehen? nun ich den Wächter höre sagen, daß es sei Tag.' Es ist also auf das Wächterlied Bezug genommen, es selbst aber

nicht vorgeführt. Dies ist in provenzalischen Alba's mehrfach der Fall, und da Rubin auch sonst Kenntniß romanischer Poesie verräth, wie er in einer Strophe nach Art der romanischen Tenzone die Entscheidung vorlegt, wie eine Frau bei drei Liebhabern zu handeln habe, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß diese sonst nicht vorkommende Anlage mit romanischen Mustern zusammenhängt.

Die deutschen Dichter suchten aber das Tagelied dadurch mannichfaltiger zu machen, daß sie, was vor dem Liede des Wächters, dem morgenlichen Scheiden lag, mit hineinzogen. Der Marner [85] beginnt damit, daß die Frau den Wächter ermahnt, auf die Zeit wo die Wolken sich färben, auf den Morgenstern und den Gesang der Vöglein zu achten und zu rechter Zeit zu wecken. Der Wächter begibt sich auf die Zinne: und als der Tag die Wolken brach, fing er ein Tagelied in der Weise an 'Troja ward zerstöret eh, oftmals ward Tristan von der Minne zu Isalden weh' und schließt mit den Worten 'es ist vor Tage nicht einen Fuß', d. h. nahe am Tage. Mit der dritten tritt der Dichter erzählend und betrachtend ein, zuletzt die Worte des Wächters aufnehmend: 'Wohl auf nun, Ritter, es ist Tag.' Auch hier ist der Begriff 'Tag' am Schlusse beider Strophen nicht zufällig, sondern nach Art der romanischen Alba gemeint.

Noch weiter holt Hadlaub aus [86]. Wie des Tages Licht entweicht, geht die Frau auf die Warte. Nun kommt er heimlich gegangen und klopft leise ans Thor. Sie fragt: 'Herr, bist du da?' und er antwortet: 'Ja, edle Frau, thu mir auf.' Daran knüpft der Dichter seine Betrachtungen, und erst die letzte Zeile deutet auf den Wächterruf hin. Bei Otto von Botenlauben [87] in einer einzelnen Strophe, wie sie bei ältern Dichtern nicht selten ein ganzes Lied bilden, kommt der Ritter zu dem ins Vertrauen gezogenen Wächter und fragt nach der Frau. Der Wächter erwidert: 'Wer spricht hier zu mir? Bist du's der liebste Mann? Du säumest lange.' 'Ja ich bins und nun melde ihr, daß ich gekommen; so läßt sie mich ein.'

Während hier nur die Vorgänge vor dem Stelldichein be-

rührt werden, hat derselbe Dichter [88] eine eigenthümliche, aber ganz hübsche Anlage in einem andern Tageliede, in dem nur die Frau redend eingeführt wird. Der Ritter ist nicht gekommen, wie verabredet war, und die einsame sehnt sich nach dem Morgen; aber ehe derselbe angebrochen, erscheint der Geliebte noch und sie ruft dem Wächter zu, er möge nun noch nicht singen.

'Kommt er mir, der mir kommen soll,
Der mir bei dem höchsten Eide
Schwur er käme her,
So wird mir armem Weibe wohl,
Blumen und die grüne Heide
Brauch' ich dann nicht mehr.
So weh dir, arge Hute,
Verwünschet sollst du sein,
Daß du getreuem Muthe
Gibst so viel Leid und Pein,
Daß ich mich nicht freuen mag:
Wächter, wenn du singen willst, so singe es ist Tag!

Als nun die reine Fraue gut
Klagte so in trüber Weise,
Balde ward sie froh:
Erleichtert ward ihr schwerer Muth,
Zu dem Wächter gieng sie leise
Und sprach zu ihm so:
'Nicht mehr, o Wächter, singe,
Denn es ist noch nicht Tag.
Nun wird mein Leid geringe,
Das mir am Herzen lag.
Gute Mähr hab ich vernommen,
Daß der Spiegel meiner Wonne mir gekommen.'

Man begnügte sich nicht mit einem Mitwissenden und Vertrauten: mehrfach finden wir auch eine Dienerin mitthätig. Ulrich von Wintersteten [89] läßt den Dichter beginnen:

Wie sanft geheime Liebe thut,
So sang ein Wächter an der Zinne,
Doch soll sich Lieb von Liebe scheiden.

Das Lied vernimmt der Frauen kluge Dienerin und meldet es der Herrin, die den schlummernden Geliebten nicht zu wecken

wagt; aber er erwacht eben selbst. Eine noch bedeutendere Rolle spielt die dienende Jungfrau in dem Tageliede des Burggrafen von Lüenz[90]: am Abend geht dieselbe zum Wächter an der Zinne und meldet ihm, wenn jemand komme, solle er fragen 'wer ist da?' Antworte der Gefragte mit 'Ja', so solle er ihm an das Fenster winken: thue er das, so werde der Lohn nicht fehlen. Nicht lange, so kommt der Ritter und wird verabredetermaßen eingelassen, wo er den rosenrothen Mund der Geliebten küßt. Nun hebt die dritte Strophe an: 'Der Morgen nicht mehr säumen will'; der Wächter singt, erschreckt hört die Frau den Ruf und weckt klagend den Geliebten. Noch ist zu bemerken, daß die letzte Strophe, nachdem mit den Worten 'von dannen schied der Held gemeit' der eigentliche Inhalt abgeschlossen, die Absicht des Dichters ausspricht, an Christi Grab zu ziehen: es ist das Tagelied also zugleich der Abschied von der Geliebten, die er nun so lange meiden muß.

Ist in dem eben erwähnten die Situation der Alba zur förmlichen Romanze erweitert, so noch mehr in dem längsten, das wir besitzen, Gunthers von dem Forste[91], das nicht weniger als 23 Strophen zählt. Der Dichter hebt hier wie ein wirklicher Romancier an:

Nun her, wenn jemand kann vernehmen
Was ich von Minne künden will;
Und sollt' es einen etwa grämen,
Der sag' es nur, so schweig' ich still
Und rede dann nicht mehr.
Wer mich bedenken wolle, nach Wunsche leben möge der.
Es nahet dem Tage:
Wo sich zwei Liebe scheiden, die haben herzeleide Klage.

Die beiden letzten Zeilen bilden den Refrän jeder Strophe und bezeichnen schon durch das nach romanischer Weise wiederkehrende 'Tag' in demselben die Liedergattung. Ganz episch beginnt die zweite Strophe 'Es warb ein Ritter lange Zeit.' Seine Herrin bestellte ihn zu einem Rendezvous, welches aber vereitelt wurde; erst beim zweiten Male gelingt es ihnen unbemerkt zu bleiben. Den größten Theil des Gedichtes bildet nun das Zwiegespräch der beiden, ihre Versicherungen bestän-

diger Liebe und ihr schließliches Scheiden. Von einem Wächter ist nicht die Rede.

Während hier das epische Element vorwiegt, bildet das grade Gegentheil ein Lied des Truchsessen von St. Gallen[92], das ebenso uneigentlich wie die früher erwähnten provenzalischen ein Tagelied genannt werden kann; aber daß es der Gattung angehört, zeigt hier wie dort der Refrän, der mit dem Worte tac, wie im provenzalischen mit alba schließt:

Wer sich so wonniglicher Wonne wohl fürwahr erfreuen mag,
Der sorgt die Nacht nicht weiter, als daß ihn vertreiben soll der Tag.

Das Lied selbst aber enthält vielmehr Betrachtungen über das Glück heimlicher Liebe, das der Dichter, wie er sagt, nie genossen: erst die letzte Strophe ist der übliche Warneruf des Wächters, und hier weicht auch der Refrän ab:

Nun leiste was ein werther Mann zu leisten seiner Frau vermag:
Komm wieder bald; nicht länger jetzt verweil', ich sehe schon den Tag.

Konrad von Würzburg stellt ebenfalls in einer einzelnen Strophe[93] Betrachtungen über das Tagelied an, in so künstlicher Form, wie sie eben nur ein Verskünstler wie Konrad zu Stande brachte: jedes Wort ist gereimt:

Swâ tac er- schînen sol.
Zwein liuten, die ver- borgen
Inne liebe stunde müezen tragen,
Dâ mac ver- swînen wol
Ein triuten: nie der morgen
Minne diebe kunde büezen klagen.

Von entgegengesetzter Art sind die Betrachtungen Steinmars[94], der sich daran stieß, daß man einem Wächter die Hut anvertraue, der sich so treulos gegen seinen Herrn erwiesen, dem er doch Gut und Ehre bewachen sollte. Wär ich in dem Falle, fährt er fort, so wollte ich mich auf mich selbst verlassen und lieber gar nicht schlafen als einem solchen Manne trauen; höchstens würde ich einen erprobten Freund in mein Geheimniß blicken lassen. Es sind vielleicht ähnliche Betrachtungen gewesen, die Guiraut von Bornelh an die Stelle des Wächters den Freund des Ritters setzen ließen. Und in der That sind

diese Bedenken nicht ganz unbegründet, wie denn schon vor Steinmar ein deutscher Dichter darauf verfiel: nur waren seine Gründe etwas verschieden. Ulrich von Lichtenstein[95] beschäftigte sich mit dem Gedanken etwas neues zu erfinden: er dachte hin und her, da fiel ihm ein 'der Minner Klage über den Tag, der Lieb von Liebe scheidet. Die früheren Dichter haben gesungen, daß der Wächter sie geweckt: das kann ich aber nicht glauben. Ein Weib von edler Abkunft kann unmöglich einen Bauern ihr Geheimniß wissen lassen, und wenn sie es thut, ist es Unrecht. Edle Wächter gibt es nicht; ein Bauer aber kann nichts verschweigen, während ein edelgeborner, was man ihm anvertraut, bei sich behält. Eine Jungfrau, eine Dienerin der Frau, verschweigt die Sache sicher besser: eine Frau müßte schon sehr arm sein, wenn sie nicht im Stande wäre, eine solche getreue Magd zu gewinnen.' Aber nicht nur die Person des Vertrauten wechselt er, sondern er erweitert auch die Erzählung. Er sagt: 'es ist schon oft vorgekommen, daß wenn ein Ritter, als der Morgen ihn überrascht, ohne Gefahr nicht davon kommen konnte, er den Tag über im Gemache der Frau geblieben', und so ist denn das Tagelied, welches dieser Betrachtung folgt, eingerichtet[96].

Ein' schöne Magd
Sprach: 'viel liebe Fraue mein,
Wohl auf! es tagt
Schauet nach dem Fensterlein,
Wie der Tag aufgeht. Der Wächter von der Zinnen
Ist gegangen. Euer Freund soll hinnen:
Ich fürcht', er sei zu lange hie.'

Aber schon ist der Tag hoch aufgestiegen; er kann nicht mehr fort und bittet ihn zu verbergen.

Frau. Und könnt' ich dich
Bergen in den Augen mein,
Freund, das thät' ich:
Das kann leider doch nicht sein[97].

Er bleibt nun in der Kemenate den Tag über verborgen und erst am andern Morgen bei Tagesanbruch verläßt er sie.

Ob es eine glückliche Idee war, eine Dienerin an die Stelle

des Wächters zu setzen, bleibe dahingestellt: der poetische Hauch hat dadurch nicht gewonnen. Die ganzen Betrachtungen machen vielmehr einen sehr prosaischen Eindruck. Aber sie zeigen uns, daß die wirklichen Verhältnisse von den Fictionen der Dichter sich entfernten, daß den Wächter zum Vertrauten zu machen eben nur eine dichterische Erfindung war, wie die Modification auch, die Ulrich von Lichtenstein versuchte. Die weckende Magd hat er auch in seinem zweiten Tageliede [98], das die Situation erweitert, indem es mit der Begrüßung am Abend anhebt.

In Gott sei mir willkommen,
Geliebter, Freund, viel theurer Mann.
Mir ist nun Leid benommen,
Wenn dich mein Arm umfangen kann.
Du bist mir vor allen Wesen süße,
Drum ich dich von Herzensgrunde grüße.
Nun küsse tausendmal du mich:
So küß ich doppelt tausend dich.

Am Morgen kommt leise eine Jungfrau geschlichen und spricht: 'wohl auf nun, es ist Tag!' Unter Liebesversicherungen, nachdem die Vertraute nochmals gewarnt, scheiden die Liebenden.

Dies die Entwickelung des Tageliedes in der Periode des eigentlichen Minnegesanges und der Nachblüte desselben bis zu ihrem Schlusse, am Beginn des 14. Jahrhunderts. Nachklänge davon sind zwei ritterliche Dichter des 15. Jahrhunderts, Graf Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Bei beiden erscheint die ritterliche Poesie so vielfach mit Elementen des Volksliedes versetzt, daß sie den schicklichen Uebergang zu der eigentlichen Volkspoesie bilden, die sich ebenfalls des Tageliedes bemächtigte. Hugo's von Montfort Tagelieder, an Zahl fünf [99], sind bis auf ein später zu erwähnendes noch ungedruckt. Von dem Wolkensteiner besitzen wir sechs, die sämmtlich diesen halbvolksmäßigen Charakter an sich tragen. In dem einen [100] ist vom Wächter nicht die Rede; der Liebende allein spricht und nimmt Abschied.

Wach auf, mein Hort!
Dort leuchtet her
Von Orient der lichte Tag.
Heb' auf die Brau
Und sieh den Glanz,
Wie herrlich blau
Des Himmels Kranz,
Gemischt mit Grau,
Sich hellt schon ganz:
Ich fürcht' es wolle tagen.

Auch in einem zweiten der Form nach noch künstlicheren (S. 217) ist nur die Abschiedsklage des Liebenden vorgeführt. Die Anlage ist dieselbe auch in dem dritten (S. 127): der Liebende spricht und weckt die Frau; aber hier ist auf den warnenden Wächter Bezug genommen. Die ziemlich lange Strophe hat einen achtzeiligen Refrän, der mit dem Inhalt des Liedes in keiner Beziehung steht.

Auf, Jung und Alt, und macht euch kühn,
Erfreut euch in des Maien Grün,
Den sieht man glänzen hell und blühn
In aller Farben Schöne u. s. w.

Darnach ist die Bestimmung des Liedes vielmehr die eines Morgen- oder Frühlingsliedes, das des Lenzes Wonne preist. Eine äußerst künstliche vierte Tageweise (S. 106) beginnt nach alter Art mit dem Gesange des Wächters; am Schlusse der ersten Strophe fährt der Dichter erzählend fort und geht dann in die dramatische Form über. Ist demnach die Anlage ganz so wie in einer Menge ritterlicher Tagelieder, so ist doch der ganze Ton wesentlich verschieden. Das fünfte (S. 111) scheint auch mit dem Wächterliede zu beginnen und hat eine durch Reimhäufung sehr künstliche Form:

Es saust daher von Orient
Der Wind, Levant ist er genennt,
In India gar wohl erkennt,
In Syrien ist er behend,
In Griechenland er nicht umwend't,
Fährt durch der Barbarei Geländ,
Hat auch Granada bald durchrennt u. s. w.

Denn diese Dichter gefallen sich wie schon früher Frauenlob darin, ihre Kenntnisse anzubringen, auch wo es ganz unpassend ist. Das Fräulein zart erhört den Wächter zuerst und weckt den Geliebten. Die ganze Strophe zählt nicht weniger als 41 Reime. Der Ton fällt manchmal ganz in die Weise des Volksliedes, so wenn in der dritten die Jungfrau klagt:

Ach Scheiden, ich bin worden dein,
So sprach das zarte Mägdelein.
An mir ist Freude worden klein,
Da ich dich, auserwählter mein,
Muß meiden um des Tages Schein.

Aber gleich darauf folgen wieder gelehrte Beziehungen auf Tremuntan (tramontana), Lucifer u. s. w. Ganz ins komische fällt durch die Interjectionen das letzte (S. 138), das aus zwei Strophen besteht, worin erst sie, dann er klagt: der Wächter fehlt auch hier nicht. Die Frau beginnt: 'Sag an, Herzlieb, was uns bedeutet jener schreckenvolle Hall mit seinem Ton: ahu, ahu, ahu!... Hör, hör, hör, Gesell, mußt scheiden schnell. Steh auf, rasch auf, schnell auf! Die Vöglein singen in dem Wald, Amsel, Drossel, Fink, und ein Zeiselein, das sich Guckuck nennt.' Die Reime sind hier so weit auseinander getrieben, daß man sie mühsam zusammenlesen muß und ihre Wirkung ganz verloren geht.

Diese einem bekannten Dichter angehörenden Tagelieder unterscheiden sich wenig von einer Anzahl namenlos überlieferter, die sich in dem sogenannten Liederbuche der Klara Hätzlerin, einer Augsburger Nonne, finden, einem Liederbuche, dessen sehr weltlicher und sinnlicher Inhalt wenig zum beschaulichen Leben einer Nonne paßt. Doch sind diese namenlosen in der Form meist einfach und dem Volksliede näher stehend. Folgendes ist eins der formell künstlichsten [101]; der Wächter hebt an:

'Ich sag', der Tag den Hag
Durchleuchtet, feuchtet Blumen all und Gras;
Naß ist ihr Obedach,'
Sprach der die Mauern soll beschauen:
Niemand verlauern soll im traulichen Gemach.'

Die Anlage dieser Lieder zeigt denselben Wechsel, den wir bei den ritterlichen auch bemerkten. Die einfachste Art, die wir schon bei den Provenzalen kennen lernten, ist die, daß die Liebenden über das Scheiden klagen und nur des Wächters Ruf erwähnt, aber nicht vorgeführt wird. Sehr einfach und schön in der Weise des Volksliedes gehalten ist das zweite:

O bleibe, trautes Herz, noch still,
Denn es ist noch nicht Morgen.
Der Wächter uns betrügen will,
Der Mond hat sich verborgen.
Man sieht ja noch der Sterne Glast
Her durch die Wolken dringen.
Halt eine Weil bei mir noch Rast
Und laß den Wächter singen.'

'Mein Hort, hab Dank der lieben Mähr!
Kann ich bei dir noch bleiben,
So will ich klagen nimmermehr,
Denn Wonn' ist hier mein eigen,
Die uns die kurze Stunde mag
Erfreun, die uns gemessen.'
Sie sprach: 'es naht noch nicht der Tag:
Das Leid sei all vergessen.'

Ich schloß sie an das Herze mein;
Das wollte mir zerspringen.
Sie sprach: 'Laß dir befohlen sein
Mein' Ehr' ob allen Dingen.
Schließ mich in deine Arme blank,
Und ruh du in den meinen.'
Da tönte schon des Wächters Sang:
'Ich seh' den Tag erscheinen!'

Aehnlich angelegt ist ein anderes (Nr. 4) dessen Schluß, nachdem der Liebende geschieden, wiederum an die Lyrik des Volkes mahnt:

Es sang eine Nachtigall wilde
Beim Sonnenschein im grünen Hag:
Das hört' ein Frauenbilde,
In stillem Kummer da sie lag.

Meist aber beginnt auch hier der Wächter mit seinem Liede; so in dem folgenden (Nr. 25), dessen erste beide Verse

den Dichter nach Art des Volksliedes hervortreten, dann aber gleich verschwinden lassen:

Ich hört' den Wächer klagen,
Mit lauter Stimm' er rief:
'Mich dünkt, es wolle tagen;
Mein Herz erseufzet tief.
Denn mich muß sehr erbarmen,
Wenn Liebende nun ruhn
An wonniglichen Armen
Und wollen dran erwarmen:
Die müssen scheiden nun.'

Solcher Strophen umfaßt das Lied des Wächters fünf; in den zehn übrigen wird das Scheiden mit den gewöhnlichen Farben, zwischen Drama und Erzählung wechselnd, geschildert.

Noch mehr ans Volkslied auch in der sehr einfachen Form klingt ein anderes (Nr. 19), das ebenfalls mit dem Wächterrufe anhebt:

Wohl auf, wohl auf, es ist nun Zeit,
Sang uns der Wächter vor dem Tage;
Wer heimlich ruht in Seligkeit,
Der hör' und merke was ich sage:
Die Vöglein singen in dem Hage.

Einmal aber sind dem Wächter nur wenige Worte in den Mund gelegt und an sie ein sinniger Gegensatz geknüpft (Nr. 6):

Aus gutem Muth der Wächter sang:
'Du finstre Nacht, so kalt und lang,
Wann willst du hinnen weichen?'
Da dacht' ein Fraue bei dem Ruf:
Wir wünschen nicht das gleiche.

Denn was so sehr begehrt dein Herz,
Das macht dem meinen tiefen Schmerz
Und innigliches Leiden.
O Gott, durch all die Güte dein,
Ich fürcht' es naht dem Scheiden.'

In Leide sich der Knab erhub:
'O Gott, wie weh das Scheiden thut;
Doch muß es ja geschehen.
Der Herre Christ vom Himmelreich
Mög' auf dich niedersehen!'

'Mein Leib, mein Seel' und all mein Muth
Nie Freude mehr gewinnen thut,
Willst du so bald mich lassen.'
Sie hielt ihn fest und mit Gewalt,
Ihre Arme ihn umfassen.

Und als er ihre Treu verstand,
Groß Traurigkeit sein Herz empfand:
Nicht konnt' er widerstreben.
'Ich fürcht' um deine Ehre nur,
Nicht um mein eigen Leben.'

Sie sank ihm weinend an die Brust:
'O weh, dahin ist meine Lust,
Dein Scheiden will mich tödten.
Nun suche Rath und Hülfe mir
In meinen Herzensnöthen.'

In den weiteren Strophen sehen wir wie bei mehreren Tageliedern der höfischen Zeit eine vertraute Jungfrau mitrathen und helfen. Auch den Zug der höfischen Lyrik, daß die Frau sich in ein Gespräch mit dem Wächter einläßt, finden wir wieder (Nr. 8): der Wächter beginnt, die Frau erwacht und fragt, ob er nicht bloß im Traume gesungen, aber er bestätigt die Wahrheit. Mit Klagen wie immer endet das Lied. Aehnlich ein anderes längeres (Nr. 3), in welchem nach dem Scheiden 'ihr rother Mund gab ihm den Segen; damit schied der Held von dannen;' die zurückgebliebene Frau erhebt noch in einer Strophe sehnsüchtige Klage. Wieder ein anderes (Nr. 22) beginnt mit einer kurzen Aufforderung der vertrauten Jungfrau an den Wächter, den Tag zu melden; und gleich darauf beginnt sein warnender Ruf, worauf die Jungfrau:

Ach Wächter, du sollst schweigen
Und melde nicht des Tages Schein:
Laß deinen Ruf nur bleiben,
Es kränkt die Fraue mein.

Aber er muß wiederholen, daß der Tag gekommen, und nun geht sie an die Thür und meldet den Morgen. Allein die liebende Herrin schenkt ihr keinen Glauben, die Nacht sei noch nicht zur Hälfte hin, und heißt sie wieder auf die Warte gehen.

Auch der Liebende beginnt mit dem Wächter ein Gespräch

und weckt die Geliebte (Nr. 14). Das schwere Scheiden nöthigt den Wächter noch einmal, ja zweimal seinen Ruf dringender zu wiederholen (Nr. 23):

> Wohl auf, wohl auf, du werther Gast,
> Die Falken auf die Stangen
> Sich schwingen nach des Tages Glast,
> Danach steht ihr Verlangen.

Aber als die Frau ihm erwidert, es könne noch nicht Morgen sein, da bekennt er, er habe sich durch eine Wolke täuschen lassen und es sei wohl noch eine Stunde bis zum Tage. Doch der Morgen kommt wirklich, der Thau fällt auf den Anger, die Vöglein singen, und der Wächter muß, wie ungern er es thut, aufs neue warnen, und nun scheiden die Liebenden mit wechselnder Klage. Aehnlich in zwei andern (Nr. 12. 14).

Wie die höfischen Dichter die Situation zu erweitern und mannichfacher zu machen suchten, so auch diese volksthümlichen Sänger. Ein Fräulein (Nr. 11) klagt dem Wächter ihr Liebesweh und verheißt ihm Lohn; er sagt es seinem Genossen, der mit ihm die Wache hat, und nachdem sie sich berathen, sind sie entschlossen, ihr behülflich zu sein. Der Liebende, der sich im nahen Busch verborgen hält, wird eingelassen und am Morgen scheidet er, durch des Wächters Horn geweckt. An Länge und Anlage diesem gleich ist ein zweites (Nr. 27), das nicht weniger als 31 Strophen von je 12 Zeilen zählt. Auch den Zug finden wir wieder, daß der liebende Knabe sich an den Wächter wendet und seine Hülfe erbittet (Nr. 15); aber die Geliebte schläft, auch des Wächters Lied vermag sie nicht zu wecken; erst als ihr Buhle selbst singt, da erwacht sie und läßt ihn ein.

Ein sehr einfaches (Nr. 9) hebt erzählend an, ähnlich wie das höfische Gunthers von dem Forste. 'Es warb ein Ritter freudenreich um eine Fraue minniglich.' Die alte aus dem romanischen Einflusse zu erklärende Form des mit 'Tag' schließenden Refräns klingt auch hier noch an, indem in der Schlußzeile von fünf Strophen das Wort 'Tag' oder 'tagen' steht. Ein paarmal tritt der Dichter erzählend auf und berichtet von dem ihm widerfahrenen Glücke; so in folgendem (Nr. 17):

Mich hielt mein Lieb umfangen
Mit Armen blank und weiß,
Zu stillen mein Verlangen:
Da kam der Tag so leis
Durch Wolken her gedrungen;
Mir bracht' er tiefe Pein.
Wie süß die Vögel sungen,
Mich trübt des Tages Schein.

Der Wächter kommt hier nicht vor; das Lied wechselt zwischen erzählender und dramatischer Form. In dem zweiten (Nr. 18) wird weiter ausgeholt: der Dichter beginnt mit dem Empfang am Abend, am Morgen weckt der Wächter, den der Liebende verflucht, die Stundenglocke verkündet das Verrinnen der Zeit und er muß endlich scheiden.

Wie wir unter den höfischen Tageliedern deutscher und romanischer Dichter einige fanden, die nur uneigentlich so genannt werden konnten, so auch unter diesen: das eine (Nr. 10) enthält ein Gespräch zwischen dem trauernden Liebenden und dem Wächter. Befragt, warum er traurig sei, antwortet er:

Ach Wächter, mir erblühte
Eine Lilie klar und weiß,
An der lag all mein Fleiß:
Die ist in Lenzesblüte
Benommen mir; drum trauert mein Gemüthe.

Der Wächter sucht zu trösten: es gebe viele Blumen, er solle sich eine suchen, die ihn erhöre. Aber davon will sein treues Herz nichts wissen; nach wechselndem Gespräche geht er:

Gut Wächter, ich muß scheiden,
Ich seh' des Tages Schein.
Die liebste Fraue mein
Kann niemand mir verleiden.
Er sprach: 'Fahr hin; Glück gebe Gott uns beiden.'

Noch weniger kann man das folgende (Nr. 5) ein Tagelied nennen, in welchem der Liebende klagt:

Wenn ich den lichten Tag anseh,
So ist mein Herz in großem Weh,
Daß ich dich, Frau, muß meiden.
Ach Sehnen bringt mir bittern Schmerz,
Und hat verwundet tief mein Herz:
Drum hab' ich heimlich Leiden.

Hier ist der Name 'Tageweise' wohl nur fehlerhaft den ersten Versen entnommen, das Ganze aber ein Liebeslied wie andere. Aehnlich verhält es sich mit einem zweiten (Nr. 7), welches anfängt: 'mein einzig Heil, es naht der Tag.' Doch wollen wir uns erinnern, daß schon die Provenzalen ein beim anbrechenden Morgen gedichtetes Liebeslied der Sehnsucht Alba nannten.

Eins führt die Aufschrift 'Tagehorn' (Nr. 24); es beginnt:

Wohl hin zu dir! ein gute Nacht
Die wünsch' ich dir, du reine.
Von allem, was da lebt und wacht,
Liebt dich mein Herz alleine.
Die schattige Nacht bedeckt nun sacht
Mit Dunkelblau den Himmel.

Die Situation ist ganz wie bei Guiraut Riquier und Hugo de la Bacalaria: der Liebende gedenkt in stiller Nacht der Geliebten. Als er entschlummert, erscheint ihr Bild ihm im Traume. Unter dem Titel 'Tagehorn' hat der Mönch von Salzburg (um 1400) ein wirkliches Tagelied [102] in sehr künstlicher Form, an dem aber auch außer der Form nichts hervorzuheben ist.

Unter den mitgetheilten sind einige, die man gradezu Volkslieder zu nennen berechtigt wäre. Auch nach dem 15. Jahrhundert sehen wir das Tagelied im Munde des Volkes fortleben, natürlich nicht ohne mannichfache Veränderung, aber zum Theil in einer Zartheit, wie sie die besten höfischen Lieder dieser Art kaum erreichen. Es leuchtet von vornherein ein, daß je einfacher hier Ausdruck und Form, um so größer die poetische Wirkung sein wird. Denn die nächsten Gefühle der Menschenbrust, wie den Schmerz des Scheidens, in kunstreiche Form zu kleiden widerstrebt dichterischem Sinne, und das Volkslied, das immer naturwahr ist, hat daher mit richtigem Takte die überkünstelten Formen der Minnesänger und späteren Meistersänger wieder auf ihre ursprüngliche Einfachheit zurückgeführt.

Die älteste Weise ist auch hier wohl die, daß die Liebenden ohne eine Mittelsperson verkehren. In dem einen ist der Mann geneigt, sie treulos zu verlassen: die Klage hebt mit einem hübschen anderwärts wiederkehrenden Bilde an [103]:

Es ist nicht Tag, es taget schier,
Der Tag der ist mit Freuden hier.
Hätt' ich den Tag in meinem Schrein,
Er müßte mein Gefangner sein.

'Ich will nicht dein Gefangner sein,
Ich fahr dahin, laß dich allein.'
Fährst du dahin und läßt mich hier,
Wer bleibet dann zum Troste mir?

Noch zarter ist ein anderes (Nr. 83), wo der Liebende unter dem Bilde eines ans Fenster klopfenden Vögleins dargestellt ist:

Es fliegt ein klein Waldvöglein
Vor Liebchens Fensterlein,
Es klopfet dran so leise
Mit goldnem Schnäbelein.
'Steh auf, Herzlieb, und laß mich ein,
Ich bin so lang geflogen
Wohl um den Willen dein.'

'Bist du so lang geflogen
Wohl um den Willen mein,
Komm heut um halbe Mitternacht,
So laß ich dich herein.
Ich will dich decken also warm,
Ich will dich freundlich schließen
An meinen weißen Arm.'

Meist aber ist der Wächter ins Vertrauen gezogen: so in einem alten niederdeutschen, das noch ins Mittelalter zurückreicht (Nr. 79).

Der Morgenstern ist schon emporgedrungen,
Schön haben uns die Waldvöglein gesungen
Wohl über Berg und tiefes Thal:
Von Freuden singet uns die liebe Nachtigall.

Wie laut doch sang der Wächter an der Zinne:
'Nun wecke, Frau, weck auf dein Hausgesinde.
Weck auf, denn es ist an der Zeit,
Wahr deiner Ehr' und deinem Liebsten seinen Leib.'

Jung war der Knab', es dünkt der Schlaf ihn süße,
Das Mägdlein weckt ihn auf mit sanften Grüßen.
Sie küßt ihn an den rothen Mund
Viel tausendmal aus treuer Lieb' im Herzensgrund.

'Steh auf, mein Lieb! ich seh' den lichten Morgen.
Wohl blieb' ich länger noch bei dir verborgen.
Nun kann es leider doch nicht sein:
Dort wehet her der helle lichte Morgenschein.'

'O nein, mein Lieb, dich hat dein Sinn betrogen:
Nicht ists der Tag, es kommt der Mond gezogen,
Nichts ist der Tag, auf meinen Eid!
Von dir zu scheiden bringt mir tiefes Herzeleid.'

Das Mägdelein war jung, von klugen Sinnen.
Sie dachte: 'Wie bring' ich den Knaben hinnen?'
Sie ließ ihn nieder an dem Seil.
'Fahr hin und gebe Gott dir immer Glück und Heil!

Nun fahr dahin, und daß dich Gott behüte!
Mein Lieb, dein Scheiden trübt mir das Gemüthe.
Du hast mir Herz und Sinn benommen:
O weh, wann willst du wieder zu mir Armer kommen?'

'Hab' ich das Herz dir und den Sinn benommen,
Gehab dich wohl, bald werd' ich wiederkommen.
Gehab dich wohl, Herzliebste mein!
Mich scheidet nichts von dir; auf ewig bin ich dein.'

In dem darauf folgenden bei Uhland (Nr. 80) beginnt der Wächter, die Liebenden nehmen Abschied und er gibt ihr beim Scheiden ein goldnes Ringlein: in der Schlußstrophe tritt die Nachtigall an Stelle des Wächters:

Frau Nachtigall sang überall
Wie sie schon immer hat gethan:
Da spürte man des Tages Schein.
'Wo nun zwei Lieb zusammen sein,
Die scheiden bald:
Der Tag scheint durch den grünen Wald.'

In einem andern (Nr. 78) verheißt die Frau dem warnenden Wächter ein Ringlein, wenn er schweige; aber er muß seine Pflicht thun, sonst geht es dem Jüngling ans Leben. Dieser scheidet und besteigt sein Roß. Die Liebende aber ruft aus:

Wär nur des Tages Schlüssel mein,
Ich würf' ihn in die Mosel hinein
Oder von der Mosel in den Rhein,
Sollt' er auch nimmer gefunden sein.

Mit einer Schilderung des anbrechenden Morgens beginnt eine Tageweise des Frankfurter Liederbuches [104]; in der zweiten Strophe singt der Wächter, dem Scheidenden blickt das Fräulein nach:

Behüt dich Gott, mein schönes Lieb,
Wo du gehst und stehst, da scheine hell der Morgen.

Am Schlusse bezeichnet sich als der, der diese Tageweise gemacht, ein Bergknappe, denn so sind wohl die Worte 'In Schwarz will er sich kleiden' hier zu verstehen. Bergknappen geben sich auch als Dichter eines andern Tageliedes (Nr. 41), welches beginnt: 'Es taget hell im Osten, der Mond scheint überall'; am Schlusse heißt es:

Wer ist's, der uns dies Liedlein sang,
Aufs neu gesungen hat?
Das haben zwei Berggesellen
In Annaberg der Stadt.

Wie in mehreren des Liederbuches der Hätzlerin führt sich der Dichter auch im Anfang ein [105]: 'Ich hört' ein Fräulein klagen.' Das Wächterlied macht ihrem Glücke ein Ende, sie muß den Liebsten wecken und er scheidet mit den ähnlich in andern Volksliedern wiederkehrenden Worten:

Ach Scheiden, immer Scheiden,
Und wer hat dich erdacht?
Du hast mein junges Herze
Aus Freud' in Trauer bracht.
Du hast mein junges Herze
Aus Freuden bracht in Schmerzen;
Ade! ich fahr' dahin.

Die Erweiterung der Situation finden wir auch hier: der Wächter singt in der ersten Strophe [106] nicht ein Morgen-, sondern ein Abendlied beim Sonnenuntergang:

Die Sonne ist verblichen,
Die Sterne ziehn ihren Gang,
Die Nacht die kommt geschlichen
Mit Nachtigallensang.

Ein Liebender nähert sich ihm und bittet ihm Einlaß zu gewähren. Des Wächters Morgenlied mahnt die Glücklichen zum Scheiden: der Wächter auf der Zinne fing an ein Lied zu

singen, eine schöne Tageweis. In einem andern [107] bittet der Knabe um Erhörung seiner Liebe und findet sie; das Lied schließt mit der Wächterstrophe, mit der sonst andre anheben:

Ist jemand hier verborgen,
Der gehe fort bei Zeit,
Daß ihn hier niemand finde
Wohl bei dem schönen Weib.
Ich seh' den Morgen dringen
Wohl über Berg und Thal.
Im Wald die Vöglein singen —
Du schönes Lieb! —
Dazu Frau Nachtigall.

Die Worte 'du schönes Lieb' bilden den in jeder Strophe etwas veränderten Refrän. Diesem sehr ähnlich ist eine Tageweise des Frankfurter Liederbuches (Nr. 202), die damit endet, daß der Liebende von seiner schönen Frauen ein Lied dichtet. Auch eine niederländische [108] hat dieselbe Anlage: hier scheidet der Jüngling mit den Worten:

Ade, du allerliebste,
Ade, schön Blümelein,
Ade, du holde Rose!
Es muß geschieden sein.
Bis daß ich wiederkomme
Bist du die Liebste mein.
Das Herz in meinem Leibe
Gehört für immer dein.

Eine eigenthümliche Anlage zeigt ein deutsches [109], wo der Liebende dem Mädchen Lilienblätter ins Fenster wirft und sie bittet ihn einzulassen; aber sie ruht schon in Liebchens Armen und er kann nur klagen, daß er nicht der glückliche ist.

Auch eine Probe des uneigentlich so genannten Tageliedes finden wir bei Uhland (Nr. 86), wo beim Scheine des Mondes, der manchen zum verheißenen Stelldichein ruft, der von der Geliebten getrennte Jüngling ein Lied 'zu guter Nacht' singt.

Mehrere Volkslieder, die durchaus zur Klasse der Tagelieder gehören, haben vollständig epischen Inhalt, wie auch die ältesten Tagelieder uns epische Einkleidung zeigen und, wenn das Tagelied aus der Volkspoesie entsprang, diese ohne Zweifel

die ursprüngliche ist. Ein niederländisches [110], 'Vriesken', beginnt mit der Wächterstrophe. Der Liebende wird in Frauenkleider gesteckt und entkommt unter dem Vorwande, er müsse vor der Burg waschen, aus der Pforte. Draußen steht sein Grauroß unter der Linde, auf der die Nachtigall singt; er reitet fröhlich von dannnen. Da trifft er den Burgherrn, der die Kleider erkennt, ihn zum Kampfe fordert und tödtet. Nun reitet der Ritter vor das Thor seiner Burg, klopft an und sagt, Vriesken sei davor. Die Frau öffnet, er fragt sie, wo sie ihre gewöhnlichen Kleider habe, und berichtet was geschehen sei.

'Und hat der Friese verloren den Leib,
So bin ich ein elendig Weib
Und mit ihm will ich sterben.
Ich bitte Marien, die Jungfrau rein,
Mit ihm den Himmel zu erben.'

Der tragische Ton, der hier ins Tagelied hineinklingt und der auf das herbe Scheiden der Liebenden ein noch herberes Schicksal folgen läßt, kehrt im Volksliebe mehrfach wieder. Der Liebende weckt die Geliebte mit Gesange (Nr. 76): sie heißt ihn am Abend wiederkommen, und er kommt, aber er ist zum Tode verwundet; sie reißt den Umhang herab, um ihm die Wunde zu verbinden. Da zieht er von der Hand ein goldnes Ringlein; aber sie spricht:

'Was soll das rothe Gold mir,
Wenn ichs nicht tragen soll
Vor Rittern und vor Knechten?
Mein Herz ist Trauerns voll.'

Er nahm das rothe Ringlein,
Warf's in des Meeres Grund:
'So wenig du wirst gefunden,
So wenig werd' ich gesund.'

Was zog sie aus der Scheide?
Ein Messer von Gold so roth:
Sie stach es durch ihr Herze,
That sich aus Liebe den Tod.

Nun fließe, Blut, nun fließe
Wohl in des Meeres Grund!
Es lacht nun nimmer wieder
Ihr rosenfarber Mund.

Gott wollte sich erbarmen
In solcher großen Noth,
Er rief die zwei zum Leben
Und weckte sie vom Tod.

Der uns die Tageweise
Von neuem hat gemacht,
Das hat gethan ein Ritter
Zu tausend guter Nacht.

Ob die Wiedererweckung vom Tode das ursprüngliche sei, möchte ich bezweifeln; sie ist vielmehr wohl ein Zusatz des Umdichters. Den Tod des Jünglings kennt auch ein anderes Lied (Nr. 95), wo die Jungfrau den Geliebten mit ihren Händen begräbt und dann ins Kloster geht. Die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe, aber ohne Namen zu nennen, ist ebenfalls als Tageweise behandelt: beide sind in eine Königstochter und einen Grafen verwandelt [111]. Wir würden sie kaum hierher ziehen, wenn sich das Lied nicht ausdrücklich als Tageweise bezeichnete [112]. Viel älter als dieses dem 16. Jahrhundert angehörende ist das Lied von Kerenstein, das in der Handschrift ebenfalls Tageweise genannt wird [113]. Auch spielt der Wächter darin eine Rolle, aber im übrigen weicht die Anlage von den Wächterliedern wesentlich ab. Ein Bote wird vom Ritter an die Jungfran gesendet und der Ritter von ihr am Abend unter die Burglinde beschieden. Er muß am Morgen scheiden, verheißt aber baldige Wiederkehr. Inzwischen hat der Wächter bemerkt, daß das Burgthor auf ist; der Herr von Kerenstein ahnt was geschehen und droht dem Wächter, wenn er bestochen sei, mit dem Tode. Der Wächter betheuert seine Unschuld:

Ist meine schöne Jungfrau
Mit einem andern hin,
Das war ihr beider Wille;
Sie waren einander lieb.
Der Wächter an der Zinne
Der sang so wohl ein Tagelied.

Trauriger endet das Lied 'Abendgang' (Nr. 90). Ritter und Jungfrau können nicht zusammenkommen; da macht sie

einen Abendgang und vertraut dem Wächter, daß sie den Ritter beim Brunnen treffen wolle; wenn sie entschlafe, solle er sie mit einem Liede wecken. Sie kommt zu der Linde am Brunnen, auf der die Nachtigall singt, und harrt dort:

'Was singest du, Frau Nachtigall,
Du klein Waldvögelein?
Gott woll' ihn mir behüten,
Den Herzeliebsten mein.'

Ein Zwerg, der sie bemerkt, entführt sie in die Höhle seiner Mutter; aber diese sendet ihn eilig mit ihr zurück und beschuldigt ihn, daß drei Menschen vor Tagesanbruch sterben müssen, habe er zu verantworten. Als sie wieder zum Brunnen kam, da lag der Ritter erschlagen; sie zieht sein Schwert und stürzt sich hinein.

Und als es morgens tagte,
Der Wächter hub und sang:
'Mir ward in meinem Leben
Noch keine Nacht so lang,
Als diese Nacht mir hat gethan.
O reicher Christ vom Himmel,
Wie soll es mir ergahn?'

Das hört die Königin und macht ihren Gemahl aufmerksam; die Burg wird durchsucht, aber die Tochter nicht gefunden.

Sie ließen den Wächter fahen,
Sie legten ihn auf den Tisch.
In Stücke that man ihn schneiden
Wie einen Salmenfisch.
Und warum thaten sie das?
Daß sich ein andrer Wächter
Soll hüten desto baß.

Es bleibt noch übrig von den Umdichtungen zu reden, die das deutsche Tagelied ähnlich wie das provenzalische erfahren. Wir sahen, daß das ritterliche Tagelied schon im 13. Jahrhundert zu manchen spottenden Bemerkungen Anlaß gab. So konnte es nicht ausbleiben, daß es wirklich parodirt wurde und zwar am frühesten von dem Dichter, dessen Tadel wir oben mittheilten, von Steinmar, der statt des Ritters und der Edelfrau einen Knecht und eine Dirne wählt[114].

Ein Knecht der lag verborgen,
Bei einer Dirn' er schlief,
Bis an dem lichten Morgen
Gar laut der Hirte rief:
Wohl auf! laß aus die Heerd'!
Darob erschrak die Dirne
Und ihr Geselle werth.

Und dem entsprechend ist auch die Schilderung im folgenden derber und niedriger.

In einem Gedichte des Liedersaales (3, 305) fragt der Dichter eine Jungfrau, ob nur ein Ritter Frauen um Minne bitten dürfe oder auch ein edler Knecht? Er habe oft in Tageliedern singen hören, wie ein Ritter des Morgens von seiner Fraue geschieden; von einem Knechte aber habe er dergleichen nicht vernommen. Die Jungfrau antwortet, es komme nicht auf die Sporen, sondern auf edles Thun an, und erzählt als Beleg eine Geschichte von einem Knappen. Hier ist nun keine Parodie beabsichtigt; aber wer sich mit dem Gedanken beschäftigt, daß auch ein Knappe im Tageliede seine Stelle haben könne, ist nicht mehr weit von dem Standpunkte, den wir jüngere Dichter, den wir schon Steinmar einnehmen sehen. Eine beißende Bemerkung macht der Teichner in dem Gedichte von der Magenfreude[115]: ihr Herren, merkt eben: es ist gar eine harte Zeit, wo Lieb bei Liebe liegt und haben Morgens nichts zu essen. Da sprach die minnigliche: was du leidest Ungemach, des mag dich mein rother Mund wohl ergötzen alle Stund. Da sprach ich: bei dem Ergötzen muß ich alles versetzen. Heinrich Wittenweiler[116] schildert den Morgen nach der Hochzeit eines Bauern und einer Bäuerin und führt dabei ein Bruchstück eines ohne Zweifel älteren Tageliedes an:

Als nun der lichte Tag anbrach,
Der Wächter an der Zinne sprach:
Wer ruht beim Lieb in Seligkeit,
Der mach sich auf, denn es ist Zeit,
Die Sonne hat den Morgenstreit
Mit Kräften überwunden.
Der Mond entweicht, ich weiß nicht war[117],
Die Sterne sind verblichen gar,

Die Nacht der Still' ist worden bar,
Das spür' ich an den Stunden.
Et cetera, das sang er gar.

Der Wächter an der Zinne kann im Bauernhause natürlich nur Ironie sein. In der Rede von der Graserin[118] schildert der in die Graserin verkliebte, wie er den Winter mit ihr verlebt;

So vertreib' ich den Winter lang
Und acht' nicht auf des Wächters Sang,
Wie die die pflegen hoher Minne.
Die wenden alle ihre Sinne,
Wenn der Wächter ruft den Tag,
Wie sie verborgen durch den Hag
Kommen in dem Dunkel hin.
Der Sorgen ich entladen bin,
Ich schlaf' ohn alles Sorgen,
Denn mich weckt am Morgen
Des Wirthes Schwein in dem Mist,
Wenn es an meiner Zeit ist,
Dann grunzt es gen dem Tage.

Auch in den geistlichen Schauspielen finden wir nicht selten das Tagelied verspottet. So sagt in einem der Knecht des Salbenhändlers: 'Mein Liebster, es ist nah am Tage, ein Esel sollt' einen Sack tragen: hier ist nirgend keiner mehr': an einer Stelle, wo die deutliche Beziehung auf das Tagelied nicht sonderlich paßt[119]. In dem Redentiner Spiel (1464) singt der Wächter am Grabe Christi den Anfang eines niederdeutschen Morgenliedes[120].

Wake, ridder kône!
tuschen Hiddensê und Mône
dâr sê ik wol twê,
de vlêten an der wilden sê
an ênem korve, dunket mî.
ridder gemeit, nu ware dî.

Und an einer andern Stelle desselben Spieles singt der Wächter nochmals[121]:

Wacht Ritter, es ist balde Tag,
Den Morgenstern ich sehen mag.
Es thauet in der Aue sehr.
Nun, Ritter, schlaf nicht länger mehr.
Wo ein Ritter läge warm

An der Herzgeliebten Arm,
So könnt' ich nicht darüber klagen
Wenn sie im Neste länger lagen,
Denn es wäre Morgen.
Nun liegt ihr ohne Sorgen:
Steht auf! schön ist der Morgen.

Die Ironie tritt deutlich in den folgenden Zeilen zu Tage: 'Wollt ihr den ganzen Tag schlafen? Die Sonne mag euch auf den Pelz scheinen! Unsere Bürgermädchen haben schon gefüttert ihre Schweine. Ich darf euch nicht mit dem Horne pfeifen: man muß wohl nach dem Glockenschwengel greifen.'

Auch außer diesen spottenden Beziehungen fehlt es nicht an wirklichen Parodien, wie schon Steinmar sie versuchte. Das 'Kühhorn' des Mönchs von Salzburg [122] schildert das Zusammensein von Knecht und Dirne:

Die kriegen Zorn,
Wenn man sie wecket mit dem Horn
Und erschrecket in dem Haus,
Wenn der Hirte schreit:
Ho! treib aus, hoho! es ist Zeit!
Sie erwachet nach der Müh:
Unbesachet [123] sind die Küh.

Sie: Ich muß hin, mein Trautgesell;
Ich habe hier zu lang gesäumt bei dir.
Er: Trautgespiel, nein nicht so schnell,
Geh's wie es wolle, scheide du von mir.
Sie: Die Kühe sind noch ungemolken,
Drum will ich fort von hier:
Blieb' ich zurück, bei all dem Volke
Wärs eine Schande mir.
Er: Herzenstrost, ich merke schon,
Daß du mir bist ein ungetreues Weib.
Sie: Ich verlöre Dienst und Lohn:
Drum wisse Gott, daß ich nicht länger bleib'.
Gehab dich wohl, ich komm zurücke
Sobald ich irgend kann:
Dann freun wir uns an unserm Glücke,
Herzallerliebster Mann.

Auch Oswald von Wolkenstein, der, wie wir sahen, wirk-

liche Tagelieder dichtete, hat daneben eine Art Parodie (Nr. 39): die faule Magd wird von ihrer Frau geweckt und spricht:

Frau, ich mag
Nicht; noch ist es fern dem Tag.
Nun wohl, wann soll ich voll
Schlafen mir genug?

Sie hat den Kunz bei sich 'aus dem edlen Zillersthal' und kann sich von ihm nicht trennen.

In dem uneigentlich so genannten Tageliede schon der Provenzalen fanden wir die Situation, daß der Liebende sehnend den Morgen erwartet. Dies ist parodirt in einem Volksliede[124], wo eine Frau an der Seite des ungeliebten alten Mannes den Morgen heransehnt:

Ei ist es Tag oder will es balde tagen?
Oder will die lange Nacht
Nimmermehr ein Ende haben?

Endlich sei erlaubt eine humoristische Parodie anzuführen, die den Titel führt 'eine Tageweise von Läusen'[125], in welcher der schlafende den Wächter anruft und fragt, ob es nicht bald Tag sei:

Ach Wächter, mein Geselle,
Wann ist es wieder Tag,
Daß ich den Läusen entrinne,
Sobald ich irgend mag?

Größere Bedeutung als diese humoristischen Parodien haben die geistlichen Umdichtungen, denen wir schon bei den Provenzalen um 1200 begegneten. Den frühesten Versuch in der deutschen Poesie finde ich bei Reinmar von Zweter, der in einer Strophe die Auferstehung Christi besingt[126]:

Wache, Christ, es will nun tagen:
Zweimal hat der Hahn gekräht, ich wills euch wahrlich sagen.
Es nahet schon dem Morgen, daß der Herr will rächen all sein Leid.

Nur hat der Dichter nicht, was sonst üblich, die Melodie eines weltlichen Tageliedes untergelegt, sondern nur die Idee benutzt und in seiner für allen möglichen Inhalt verwendeten Strophenform verarbeitet.

Aber auch eine wirkliche geistliche Tageweise noch aus dem

13. Jahrhundert hat sich erhalten[127], deren erste Strophen also lauten:

Heilger Wächter, nun erwecke
Der Welt Minner überall,
Eh daß sie der Tag erschrecke,
Der durch die Fenster in den Saal
Mit gemeinem Tode bricht
Und ihnen ins Auge blicket.
Der Welt Minner, säumt euch nicht,
Zum Scheiden euch anschicket!

Laßt euch nicht ihr Minnen dauern,
Innen giftig ist die Braut:
Ihre Süße wird zum Sauern;
Ward sie einem Mann vertraut,
Sie vergalt es ihm mit Schaden,
Drum meide sie, Geselle:
Dem Leibe lohnet sie mit Maden,
Der Seele mit der Hölle.

Im vierzehnten Jahrhundert werden die Belege wirklich gesungener geistlicher Tageweisen häufiger. Die Limburger Chronik berichtet zum Jahre 1356[128]: 'In dieser Zeit sang man das Tagelied von der heiligen Passion, und war neu und machte es ein Ritter.' Der Anfang wird mitgetheilt:

O starker Gott, all unsre Noth
Befehlen wir in dein Gebot.
Laß uns den Tag mit Gnaden überscheinen.

Aber diese Verse enthalten auch alles, was den Namen Tageweise rechtfertigte. Im Uebrigen ist es ein Bußlied, wie die ernste Stimmung der damaligen Zeit mehrere hervorbrachte. Als Verfasser wird hier ein Ritter bezeichnet; eine andere Quelle nennt bestimmter den Grafen Peter von Arberg[129], dem ein in derselben Strophenform gedichtetes weltliches Tagelied beigelegt wird[130]. Dieser Graf hat auch eine zweite geistliche Tageweise verfaßt[131], die ebenfalls ein Bußlied ist:

Ich Wächter sollte wecken
Den Sünder, der da schlummert sehr,
Auf daß er müßt' erschrecken
Aus seiner Sünden Schein.
Es nahet schon dem Morgen,

Daß Gott der hochgelobte hehr
Seufzend begann zu sorgen
Um seines Todes Pein.

Eine Ermahnung also zu wachen, ehe der Tod den sündigen Menschen überrascht, eine offenbare Uebertragung des weltlichen Verhältnisses. Von namhaften Dichtern haben, so viel wir wissen, sonst noch geistliche Tagelieder gedichtet Graf Hugo von Montfort, der auch weltliche verfaßte [182], und Heinrich Laufenberg, Geistlicher zu Freiburg im Breisgau. Das Tagelied Hugo's erinnert nur durch die Anrede des Dichters an den Wächter daran, daß ein Tagelied gemeint ist.

Wächter, mir hat ein Traum geträumt,
Danach hab ich gedacht,
Wie ich mit Dichten mich versäumt:
Das hat die Lieb' gemacht.
Mein Lieb will haben süße Wort',
In Reimen schön gemessen:
Der Maie war ihr höchster Hort,
Des konnt' sie nie vergessen.

Aber der Dichter fühlt Reue über das weltliche Singen: von nun an wolle er nichts weltliches mehr dichten. Heinrich Laufenberg hat am Anfang des 15. Jahrhunderts eine Menge geistlicher Lieder, zum Theil nach weltlichen Weisen verfaßt. Darunter ein paar Tagelieder; das eine beginnt [183]:

Steh auf und siehe Jesum rein
Mit seiner Gnad' aufbringen.
Er weckt uns allesammt gemein
In seines Vaters Reich allein:
Mit Freud' uns da gelinge.

Schläfst oder hast du ihn gehört?
Das sollst du ihm verkünden.
Er will dir helfen hier und dort,
Er ist es, der die Sünde stört
Mit ihren argen Fünden.

Ohne Zweifel ist hier ein weltliches Tagelied untergelegt: vieles im Ausdruck erinnert bestimmt daran. Ebenso bei dem andern [184]:

Steh auf, du Sünder, laß die Klag'
Und sei in Gnaden munter.

Die Nacht erleuchtet hell den Tag.
Hör was ich sag,
Hör Wunder über Wunder!
Richt' auf dein Herz und blas dein Horn,
Thu auf die Augen heiter.
Heut Nacht ist dir ein Kind geborn,
Das ohne Zorn
Zum Himmel ist ein Leiter.

Die meisten aber sind uns namenlos überliefert: in zweien, die noch dem 14. Jahrhundert angehören, wird Mariä Verkündigung behandelt. Das eine ist unter dem Namen Regenbogens in meinen Meisterliedern (Nr. 75) gedruckt, rührt aber wohl kaum von ihm her; es beginnt:

Ein edel Fürste Boten sandte,
Da sich sein reiner Muth hinwandte,
Zu einer keuschen Jungfrau klar.
Sanct Gabriel der kam fürwahr
Und sprach also:
'Gott grüß dich, werthe Jungfrau reine, u. s. w.

Die Verkündigung, die Geburt und Christi vollständige Leidensgeschichte wird in 13 langen Strophen (zusammen 234 Zeilen) erzählt. Daß das Ganze ein Tagelied ist, lehrt nicht nur die Ueberschrift, sondern auch der Refrän, der immer lautet:

Wächter, nun lug zum Fenster aus, ob du nicht siehst des Tages Schein;

und nur in der letzten Strophe so verändert ist:

Wächter, nun lug zum Fenster aus. Auf ging des lichten Tages Schein.

Das Botensenden ist wie in dem oben erwähnten weltlichen Volksliede, die Jungfrau Maria läßt Gott ein, wie ein weltliches Mägdlein den Geliebten, und von diesem Anfang ist der Refrän und die Benennung des Ganzen entnommen. Der Dichter schließt mit Ermahnungen an den Sünder.

Ganz ähnlich im Eingang ist eine dem Mönch von Salzburg beigelegte Tageweise [135], welche beginnt:

Marien ward ein Bote gesandt
Vom Himmelreich in kurzer Stund,
Herr Gabriel war er genannt.
Er grüßte sie aus seinem Mund:
'Ave Maria, Königin rein,

Von Gott sollst du gegrüßet sein.'
Das war ein seliglicher Fund.

Der Anlaß zur Benennung ist also derselbe; aber auch im weitern Verlaufe ist die Idee des Tageliedes beibehalten, mit der achten Strophe hebt des Wächters Lied in der Christnacht an:

Herr Gott, Herr Gott, was mag das sein?
Zu Jerusalem ein Wächter sang.
Ich sehe lichten klaren Schein
Aus Feuers Röthe sonder Wank.
Es ist, als brenne Bethlehem.
Ich kann den Schein ganz nahe sehn:
Das räth mein Sinn und mein Gedank.

Ein alter Jude fragt ihn, was er sehe; der Wächter berichtet nun von den drei Königen, die das Christkind unter der Leitung des Sternes suchen: auch Herodes vernimmt davon. Es folgt die Anbetung, die Rückkehr der Könige und der bethlehemitische Kindermord, aber das Ganze endet nach 36 Strophen mit einem Et cetera ohne wirklichen Abschluß; was darauf hinzudeuten scheint, daß noch mehr kommen sollten.

Auch ein Weihnachtslied in einer S. Galler Handschrift[136] scheint seiner Anlage nach ein Tagelied.

Ein reine Maid verborgen lag
Bis auf den heilgen Weihnachtstag
Zu Bethlehem bei einem Fürsten milde,

denn nachher heißt es:

Der Tag her durch die Wolken brach,
Die Nacht die mußt von hinnen.
Als sie den Jüngling nun ansach,
Gar lieblich sie zu ihm da sprach:
Du bist mein Trost, ich deine Dienerinne.

Die gewöhnliche Situation des Tageliedes, die aber hier in sehr sinnlicher und üppiger Weise wie kaum in weltlichen Liedern dieser Gattung ausgemalt wird.

Besonders anziehend ist es, wenn wir im Stande sind, die Umdichtung mit dem Originale zu vergleichen. Der Art ist eins von Laufenberg[137]:

Weltlich.	Geistlich.
'Es taget in dem Osten,	Es taget minnigliche
Die Sonn scheint überall:	Die Sonne gnadenvoll:
So weiß mein wunderschönes Lieb,	Jesus vom Himmelreiche
Wo es mich führen soll.'	Uns wohl behüten soll.
'Wohin soll ich dich führen,	Wohin willst du mich weisen,
Gut Ritter hochgemeit?	Jesus, mein Lieb gemeit?
Ich lieg' an Liebes Arme	Daß ich dein Lob mag preisen
Und bin beschlossen drin ꝛc.	Mit ganzer Stätigkeit ꝛc.

Unter seinen Liedern steht auch ein anderes, wahrscheinlich aber älteres [138], dessen weltliche Fassung vielleicht das oben mitgetheilte Lied 'Wie laut so sang der Wächter an der Zinne' war, wiewohl die Strophenform abweicht. Es ist eine Paraphrase der zehn Gebote und beginnt:

Wie laut so sang der Lehrer auf der Zinne;
Wer nun in schweren Sünden liegt,
Der mag sich wohl besinnen,
Daß er bei Zeit zu Gott sich kehr,
Eh ihm der Tod den Weg verwehr:
Das rath' ich ihm in Minnen [139].

Ein anderes beginnt in weltlicher Fassung 'Aus hartem Weh klagt sich ein Held', in welchem der Liebende die Vermittelung des Wächters nachsucht, von ihm eingelassen wird, aber durch des Wächters Warnelied geweckt bei Zeiten am Morgen scheidet [140]. Die erste Strophe lautet in beiden Fassungen:

Weltlich.	Geistlich.
Aus hartem Weh klagt sich ein Held,	Aus hartem Weh klagt Menschengeschlecht,
In strenger Hut verborgen:	Es stand in großen Sorgen:
Ich wünsch' ihr Heil, die mir gefällt;	Wann kommt der uns erlösen möcht'?
Komm schier, lös mich aus Sorgen.	Wie lang liegt er verborgen?
O weiblich Bild, wie schläfst so lang?	O Herre Gott, sieh an die Noth!
Willst solche Klag' nicht hören?	Zerreiß des Himmels Ringe!
Laß dich erwecken meinen Sang,	Laß wecken dich dein einig Volk
Schick dich zu lieblichem Empfang,	Und laß herab ihn bringen,
Dein Lieb' will mich bethören.	Den Trost ob allen Dingen.

In dem geistlichen wird dann wie in den früher erwähnten Gabriels Sendung an Maria berichtet; es schließt mit der Geburt Christi. In derselben Handschrift vom Jahre 1528,

die ehemals den Brüdern Brentano gehörte, stehen noch mehrere. Das sehr bekannte Volkslied 'Ich stand an einem Morgen' wurde folgendermaßen geistlich gewendet [141]:

Weltlich.	Geistlich.
Ich stand an einem Morgen	Ich stand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort:	Heimlich auf einem Ort:
Da hatt' ich mich verborgen.	Da hatt' ich mich verborgen.
Ich hörte kläglich Wort	Ich hörte kläglich Wort
Von einem Fräulein hübsch und fein,	Von Seel' und Leib in großer Pein.
Das stand bei seinem Buhlen:	Die Seele sprach zum Leibe:
Es mußt' geschieden sein.	Es muß geschieden sein.
'Herzlieb, ich hab vernommen,	'Das hab ich wohl vernommen,'
Du willst von hinnen schier:	Der Leib antwortet schier:
Wann willst du wieder kommen?	'Wann willst du wieder kommen?
Das sollst du sagen mir.'	Das sollst du sagen mir.'
'Merk, feines Lieb, was ich dir sag!	Die Seele sprach aus großer Klag':
Mein Zukunft thust du fragen,	'Auf mich sollst du nicht warten
Weiß weder Stund noch Tag.'	Bis an den jüngsten Tag.'

Die nächsten Strophen weichen mehr ab: hier behandelt der geistliche Dichter den Stoff ganz frei. Das beliebte Lied wurde aber noch mehrfach geistlich gewendet [142]; so die erste Strophe folgendermaßen:

Ich stand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort:
Da hatt' ich mich verborgen.
Ich hörte kläglich Wort
Von einem jungen stolzen Mann:
Der Tod der kam geschlichen,
Griff ihn gewaltig an.

Das oben erwähnte 'Wach auf mein Hort' [143] dichtete Hermann Vespasius (1571) niederdeutsch um als Gespräch Christi und des Sünders [144]. Ein anderes geistliches beginnt: 'Wach auf mein Hort so schöne' und ist auch Umdichtung [145], von Martin von Reutlingen noch vor der Reformation verfaßt und zu Ehren Marias gewendet.

Weltlich.	Geistlich.
Wach auf, meins Herzens Schöne,	Wach auf, mein Hort so schöne,
Zart allerliebste mein!	Du allerliebste mein:
Ich hör ein süß Getöne	Ueber alle Himmelsthröne

Von kleinen Waldvöglein,
Die hör ich lieblich singen,
Ich mein, ich seh des Tages Schein
Von Orient her dringen.

Bist du ein Kaiserin.
Maria, Jungfrau reine,
Erhör die frommen Diener dein;
Du bist ihr Trost alleine.

Eine zweite Umdichtung desselben Liedes rührt von Hans Sachs her [146] und handelt von dem Worte Gottes.

Wach auf, meins Herzen Schöne,
Du christenliche Schar,
Und hör das süß Getöne,
Das rein Wort Gottes klar,
Das jetzt so lieblich klinget;
Es leuchtet wie der volle Tag
Durch Gottes Güt' her bringet.

Von einem andern [147] 'Was je die Welt versuchet in Wollust und in Freud' scheint das weltliche Original nicht bekannt zu sein. In der erwähnten Handschrift der Brüder Brentano findet sich mit der Jahreszahl 1527 ein Lied von Sanct Sebastians Leben und Tod, nach dem Tone gedichtet: 'O daß ich könnt von Herzen Singen ein Tageweis.' Daß das erwähnte Lied ein weltliches Tagelied war, wird wahrscheinlich aus einer vermuthlich damit stimmenden geistlichen Umdichtung in einer Wiener Handschrift des 15. Jahrhunderts [148], welche beginnt:

Göttlich so will ich singen
Mit Lust ein Tageweis;

wiewohl ich nicht mit Sicherheit sagen kann, daß sie sich decken. Der erwähnte Sebastian ist aber auch in dem Tone 'Es wohnet Lieb bei Liebe' gedichtet, und das war eine Tageweise, denn in einer andern Umdichtung [149], die von den zehn Geboten handelt, wird sie ausdrücklich als solche bezeichnet: Ein hübsch Lied von den zehn Geboten in der Tageweise: 'Es wohnet Lieb bei Liebe, das bringt groß Herzeleid'; aber diese Umdichtung hält sich nur an die Melodie, ist nicht zugleich eine geistliche Umgestaltung eines weltlichen Textes.

Wir sind damit zum Volksliede, zur volksthümlichen Tageweise zurückgekehrt. Indem dieses das ritterliche Tagelied in sich aufnahm, hat die Dichtungsart, die wir betrachten, ihren Kreislauf vollendet; denn auch das ritterliche hatte vom Volks-

liebe seine erste Anregung empfangen, war von ihm ausgegangen: ein Kreislauf, wie ihn die Geschichte nicht selten darbietet. Mit demselben ist aber das Leben des Tageliedes zu Ende; das 16. Jahrhundert, in dem die Traditionen des Mittelalters noch nachklangen, dichtete auch noch Tagelieder, weltliche wie geistliche, in volksthümlichem Stile; das jüngere Volkslied hat wohl manche bewahrt, aber kaum neue hinzugedichtet. Zwar singt es noch heut von Scheiden und Meiden der Liebenden, dem uralten Grundton der Lyrik, aber nicht mehr von der besonderen Situation, welche das Wesen des höfischen Tageliedes bildet.

Anmerkungen.

1 Mein provenzalisches Lesebuch 102. 104.

2 Raynouard 3, 342. 4, 476. Guiraut Riquier 63. 67.

3 Mahn, Werke der Troubadours 1, 191. E. Geibel und P. Heyse, spanisches Liederbuch S. 274.

4 Mein Lesebuch 104. Die Uebersetzung unter Benutzung von Diez, Poesie der Troubadours S. 151.

5 Heyse, studia Romanensia S. 19.

6 Lesebuch 102.

7 Lesebuch 103.

8 Lesebuch 101, 9.

9 Lesebuch 102, 8.

10 Lesebuch 103, 15. In der Anordnung der Strophen weichen die Handschriften ab.

11 Am Anfange des 13. Jahrhunderts. Raynouard 3, 342.

12 Mahn 4, 95. Spanisches Liederbuch S. 277.

13 Mahn 1, 335. Die Autorschaft ist nicht sicher, eine zweite Handschrift gibt sie Folquet von Romans; aber in der Zeit ändert das nichts, denn auch dieser sang im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts.

14 Statt ven daus Jerusalem quens essenha quec dia; aber quem und qu'ieu dia hat richtiger die andere Handschrift.

15 Raynouard 4, 432.

16 Raynouard 4, 473.

17 Mahn 4, 28.

18 Mahn 4, 97.

19 Beginnend Gaite de la tor; P. Paris, Romancero françois S. 66.

20 Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche Nr. 4.

21 tageliet in diesem Sinne Walther 89, 35. 90, 10. Herbort 4179. Minnesinger 2, 237b. Hätzlerin 15, 28. 36. Uhland, Volkslieder 89, 7, 8. tagewîse Wolfram 6, 11. Ambraser Liederbuch 58, 53. Vgl. auch Kudrun 382, 4. Dalimil 212, 10.

22 meine Liederdichter 98, 323; vgl. der vogellîne morgensanc Minnesinger 1, 27b.

23 Minnesinger 1, 32b.

24 Wolfram 5, 13.

25 Wolfram 3, 1.

26 Minnesinger 1, 166a.

27 Wolfram 5, 8. Minnesinger 2, 285b. 2, 302b.

28 Minnesinger 2, 141b.

29 tageliet m. Liederdichter 29, 4. Lichtenstein 513, 27. Renner 53a Liedersaal 3, 305, 13. Zeitschrift 4, 480. Limburger Chronik zum J. 1356.

Uhland 74, 1. 2. 312, 1, 4. **tagewîse** Neidhart S. 220. Minnesinger 3, 468u. Lichtenstein 447, 13. 512, 5. Wackernagels Lesebuch (1839) 615, 9 Lesearten. meine Meisterlieder Nr. 75. 180. 181. Mones Anzeiger 1, 46. 3, 42. Uhland 126, 3, 4. Hoffmanns Kirchenlied Nr. 105. 294. Hätzlerin S. 1 ff. Wackernagels Kirchenlied S. 839. Hoffmanns Wiener Handschriften S. 185. altdeutsche Blätter 2, 315. Ambraser Liederbuch 179, 37. 202, 62. 253, 2.

30 Fundgruben 1, 332; Hätzlerin S. 28a.

31 Fundgruben 1, 331.

32 Minnesinger 3, 428a. altdeutsches Museum 2, 224. m. Meisterlieder 66, 10. 70, 17. 188, 41.

33 meine Liederdichter 2, 61. Simrock, Lieder der Minnesinger S. 45; hier mit einigen Abweichungen.

34 m. Liederdichter 98, 107. Auch zwei Strophen des Burggrafen von Regensburg (Liederdichter 5, 9. 13) beziehen sich auf die Situation des Tageliedes.

35 m. Liederdichter 14, 340. Auf Tagelieder von ihm spielt Seifried Helbling an (Haupts Zeitschrift 4, 23) 1, 760.

36 Simrock S. 98.

37 Vgl. Lachmann zu Walther 89, 20.

38 Kudrun 1360, 3.

39 Lied von Troja 1295.

40 Germania 2, 196. Vgl. noch Eneit 156, 23. Willehalm 71, 23.

41 Vgl. Rother 2753. Iwein 5804. Wigalois 981. Titurel 197, 3 Hahn.

42 Krone 5379.

43 Krone 20738.

44 Ulrich vom Türlein 65b.

45 Lachmann, Wolfram S. XIII.

46 Simrock S. 129.

47 4, 8. m. Liederdichter 22, 59.

48 Simrock S. 131.

49 Wolfram 5, 34. Simrock S. 133.

50 Walther 88, 9.

51 Simrocks Walther 1, 78.

52 meine Liederdichter 26, 44.

53 Wackernagel-Riegers Walther 237, 8.

54 Minnesinger 1, 211b.

55 Minnesinger 1, 153b.

56 Minnesinger 1, 166a.

57 Minnesinger 2, 66b.

58 Minnesinger 2, 128a.

59 Minnesinger 2, 319b.

60 Ettmüllers Ausgabe S. 260.

61 Minnesinger 3, 425a. Es ist dasselbe Lied, dessen erste Strophe die Pariser Handschrift unter dem Namen von Weißenloh gibt, 2, 143b.

62 Liederdichter 98, 305.

63 Minnesinger 3, 427a. meine Meisterlieder Nr. 181, hier unter dem Namen des Grafen Peter von Arberg.

64 Wackernagel-Rieger 264, 22.

65 Minnesinger 3, 447a.

66 Minnesinger 1, 27a.

67 Minnesinger 3, 82a.

68 Liederdichter 19, 25. Simrock S. 26.

69 Minnesinger 1, 113b.

70 Minnesinger 2, 143a.

71 Minnesinger 1, 68a.

72 Minnesinger 2, 141b.

73 Minnesinger 2, 236b.

74 Doch wird sie durch innere Reime auf eine geringere Verszahl zurückzuführen sein.

75 Minnesinger 1, 157b.

76 Minnesinger 1, 166b.

77 Minnesinger 2, 319a.

78 Liederdichter 23.

79 Minnesinger 1, 9b.

80 Ettmüller S. 10.

81 Ettmüller S. 22. 33.

82 Minnesinger 2, 144a.

83 Ebenda 1, 144b.

84 Ebenda 1, 317b.

85 Minnesinger 2, 237b.

86 Ettmüller S. 34.

87 Minnesinger 1, 30b.

88 Minnesinger 1, 32b.

89 Minnesinger 1, 166b.

90 Liederdichter 35, 1.

91 Minnesinger 2, 165b.

92 Wackernagel-Rieger 229, 11.

93 Minnesinger 2, 327b.

94 Ebenda 2, 155b.

95 Frauendienst 509, 6.

96 Frauendienst 512, 7.

97 Der Gedanke aus Wolfram entlehnt.

98 Frauendienst 447, 13.

99 Weinhold S. 27. **Jetzt sämmtlich gedruckt in meiner Ausgabe (1879).**

100 Ausgabe von Beda Weber S. 203.
101 Ausgabe von Haltaus Nr. 1.
102 Fundgruben von Hoffmann 1, 332.
103 Uhland, Volkslieder Nr. 77.
104 Ambraser Liederbuch von Bergmann Nr. 179.
105 Uhland Nr. 87. Frankfurter Liederbuch Nr. 31.
106 Frankfurter Liederbuch Nr. 58.
107 Uhland Nr. 81.
108 Weimar. Jahrbuch 1, 112. Uhland Nr. 82.
109 Uhland Nr. 85.
110 Uhland Nr. 129.
111 Frankfurter Liederbuch Nr. 253.
112 Vers 2 und 128.
113 Uhland Nr. 89.
114 Liederdichter 76, 100.
115 Karajan, Anmerkung 291[a].
116 Ring, ed. Bechstein S. 189, 29.
117 war, wohin.
118 Altdeutsche Gedichte von Keller 9, 5.
119 Mone, altteutsche Schauspiele S. 130.
120 Mone, Schauspiele des Mittelalters 2, 40, 205.
121 Ebenda 2, 60, 753.
122 Fundgruben 1, 333.
123 Unbesorgt.
124 Uhland Nr. 84.
125 Hätzlerin 21.
126 Minnesinger 2, 217a, 223.
127 Minnesinger 3, 428[b].
128 Rossel, S. 32.
129 meine Meisterlieder Nr. 181; vgl. Mones Anzeiger 1, 25, und jetzt Germania 25, 210 ff.
130 Ebenda Nr. 182.
131 Ebenda Nr. 180 und Anmerkung.
132 Wackernagels Lesebuch (1839) Sp. 949.
133 Hoffmanns Kirchenlied Nr. 222.
134 Mones Anzeiger 1, 46. Wackernagel, Kirchenlied S. 625.
135 Minnesinger 3, 468u. Erlösung S. 296.
136 Mone 2, 278.
137 Hoffmanns Kirchenlied Nr. 230. Vgl. Mones Anzeiger 4, 455.
138 Hoffmann S. 375. Horae belgicae 10, 246. 248.
139 Eine andere Umdichtung bei Wackernagel Nr. 798.
140 Wackernagel Nr. 181[a] und S. 840.
141 Uhland Nr. 70. Hoffmann Nr. 224.

142 Wackernagel Nr. 675—677.
143 Frankfurter Liederbuch Nr. 252.
144 Wackernagel Nr. 679.
145 Wackernagel Nr. 179, und S. 839.
146 Wackernagel Nr. 240.
147 Hoffmann S. 383.
148 Hoffmanns Verzeichniß S. 185.
149 Hoffmanns Kirchenlied S. 222.

IX.

Guillem von Berguedan.

Das Leben und die Lieder dieses Dichters verdienen in sittengeschichtlicher Beziehung eine größere Beachtung als ihnen bisher zu Theil geworden. Beide enthüllen uns eine Nachtseite der mittelalterlichen vornehmen Gesellschaft. Während uns sein Leben die große Roheit des damaligen Adels erkennen und in eine Seele voll niedriger Gesinnung und gemeiner Leidenschaften sehen läßt, gestatten seine Lieder in ihrer mehr als cynischen Nacktheit einen Einblick in die tiefe moralische Verderbniß des Adels und der Geistlichkeit. Es ist kein erfreuliches Bild, das sich vor uns aufrollt, aber als kleinen Beitrag zur Kenntniß mittelalterlicher Zustände wird man sich die nachfolgenden Blätter auch bei manchem Widerwärtigen des Inhalts gefallen lassen. In den moralischen Strafpredigten der mittelalterlichen Dichtung liegt bei all ihrem Mangel an Schönheitssinn etwas ergreifendes, das durch den hervorbrechenden Ernst der Empfindung und Gesinnung bewirkt wird. Auch Peire Cardinals Lieder, des größten der moralpredigenden Troubadours, lassen uns in die Höhle des Lasters schauen; aber wir scheiden von dem Dichter mit dem Gefühle, daß über dem Sumpfe der Geist der Bessern schwebt, der das Laster verdammt und richtet. Nicht so bei dem Dichter, der uns hier beschäftigen soll. Nicht die sittliche Versunkenheit des Zeitalters ist es, die ihn zu bitterer Satire veranlaßt, sondern persönlicher Haß, der mit scharfem Auge die Fehler des Feindes erkennt

und zeichnet, der wohl auch die Verleumdung und Unwahrheit nicht scheut. Nicht sittliche Entrüstung ist es, sondern Freude, an jemand ein moralisches Gebrechen aufzudecken. Seine Satire ist daher niemals, wie die Peire Cardinals, gegen ganze Stände, sondern gegen einzelne Personen gerichtet, niemals allgemein, sondern individuell gehalten. Ein solcher Charakter, der, selbst unsittlich, auch vor dem Verbrechen nicht zurückbebte, mußte nothwendig zu dem Ausgange führen, den der innerlich und äußerlich heruntergekommene Dichter fand.

Diez in seinem noch immer unerreichten Buche, 'Leben und Werke der Troubadours', hat den Dichter, wohl wegen des anstößigen Inhalts seiner Lieder, keiner Darstellung gewürdigt. In neuester Zeit hat Milá y Fontanals in seinen trefflichen 'Trovadores en España' [1] (Barcelona 1861) Guillem von Bergueban ausführlich behandelt (S. 278—93); ihm verdanken wir namentlich eine Menge urkundlicher Nachrichten über die Familie des Dichters und über diesen selbst.

Die Vizgrafschaft Bergueban bildete einen Theil der Grafschaft Cerdagne im nördlichen Catalonien. Die provenzalische Lebensnachricht nennt den Dichter Vizgrafen von Bergueban, Herrn von Madorna und Riech. Daß letztere Schlösser zu seiner Herrschaft gehörten, bestätigt Guillem's Testament (1187), worin er den Templern das Schloß Puigreg (Puig Riech), seinem Bruder Berengar das Schloß Madrona, ein Lehen des Königs von Aragon, vermacht. Der Name der Vizgrafschaft wird verschieden geschrieben: Bergueban, Bergaban, Bergueba, Bregaban, lateinisch de Bergitano. Die vom Dichter selbst gebrauchte Form scheint Bergueba zu sein, denn der Name wird in einem später zu erwähnenden Gedichte auf fa gereimt.

Guillem war der älteste Sohn Guillems von Bergueban, der, als Sohn der Gräfin Guisla bezeichnet, 1130 dem Hugo von Mataplana als seinem Lehnsherrn huldigt [2]. 1140 begegnet der Vater in einem Vertrage, den er mit seiner Gattin Berengaria und seinen Brüdern Raimon und Pedro schließt. Den Namen von des Dichters Mutter finden wir auch in einer Schenkung von 1149, in welcher neben den Eltern zum ersten

Male der Sohn Guillem vorkommt. Darnach werden wir annehmen dürfen, daß er zwischen 1130 und 1140 geboren ist. Folgendes ist der Stammbaum des Dichters, den wir über den Großvater zurück nicht verfolgen können.

Guillem von Bergueban I († nach 1130)[3]
Gemahlin Guisla[4]

Guillem von Bergueban II 1130—82, Gemahlin Berengaria	Raimon I	Pedro.

Guillem von Bergueban III, der Dichter, 1149—87.	Raimon II, 1182—99.	Berengar 1182—87	Bernard 1182.

Die Familie war eine der ältesten in jener Gegend und führte ihren sagenhaften Ursprung bis auf die Gothen zurück. Zu sondern ist sie, wenn auch wohl ursprünglich verwandt, von denen von Berga. Schon aus jenem Grunde werden wir die Liebesverhältnisse, in die der Dichter, der Sitte der Zeit folgend, sich einließ, in den höheren Ständen zu suchen haben. Seine Liebeslieder, an Zahl gering, sind am meisten frei von den Unflätigkeiten, die seine Sirventesen kennzeichnen und entstellen. Daß er bei dem weiblichen Geschlecht schon frühe Glück machte und in Folge dessen ein lockeres Leben führte, würde durch eine Anekdote bestätigt werden, welche die 'Cento novelle antiche' (Nr. 39) mittheilen, wenn sich die Zeit genauer bestimmen ließe. Darnach war Guillem ein Edelmann der Provence zur Zeit des Grafen Raimond Berengar. Eines Tages begab es sich, daß die Ritter sich rühmten[4]: Guillem behauptete, es gäbe keinen Edelmann in der Provence, der ihm nicht den Sattel geräumt und dessen Weib er nicht verführt habe. Das sagte er in Gegenwart des Grafen. Der Graf erwiderte: 'mich mit eingeschlossen?' Guillem sprach: 'das will ich euch sagen.' Er ließ sein Roß gesattelt und gegürtet bringen, legte die Sporen an und setzte den Fuß an den Bügel; als er soweit fertig war, sagte er zum Grafen: 'euch, Herr, nehme ich nicht aus', und sprengte fort. Der Graf war sehr zornig, daß

Guillem nicht zu Hofe kam. Eines Tages waren die Damen in vornehmer Gesellschaft versammelt; sie ließen Guillem holen und sagten (auch die Gräfin war zugegen): 'sprich, Guillem, warum hast du die Frauen der Provence so beschimpft? das soll dir theuer zu stehen kommen. Um deiner Thorheit willen mußt du sterben.' Als Guillem sah, daß er ertappt war, bat er die Damen, ihm noch einen Wunsch zu gewähren. Sie gingen darauf ein, vorausgesetzt, daß es nicht der sei, entfliehen zu dürfen. Da sprach Guillem: 'diejenige unter euch, die die größte Hure ist, soll mich zuerst mit dem Dolche treffen.' Da sah eine die andere an, keine fand sich, die es thun wollte, und so kam er diesmal mit dem Leben davon. — Die Erzählung läßt sich mit des Dichters Charakter vereinigen, denn auch die provenzalische Lebensnachricht sagt von ihm, er habe sich der Liebe aller Frauen gerühmt [5]. Aber der italienische Novellist irrt, wenn er Guillem zu einem Provenzalen macht. Selbst ein vorübergehender Aufenthalt in der Provence ist aus seinen Gedichten nicht nachweislich. Der Irrthum erklärt sich daraus, daß Raimund Berengar's III, Grafen von Barcelona (1131—62), Sohn, Raimund Berengar IV (1144—66), Graf von Provence war. In Barcelona also wird die Geschichte, die bekanntlich auch andern Personen beigelegt wird [6], vorgefallen sein. Sie gehört demnach in seine Jugendzeit, als er höchstens 20—25 Jahre alt war. An den spätern Raimund Berengar V von Provence zu denken, der 1245 starb, verbietet die Chronologie, da des Dichters Lebenszeit dem 12. Jahrhundert zufällt. Aber zur Zeit Raimund Berengar's V lebte ebenfalls ein Guillem von Bergueban, ohne Zweifel ein Verwandter des Dichters, und gleich wie dieser Sänger und Liebling der Frauen. Er und Hugo Pons von Mataplana bewarben sich um die Hand der Guillermita von Solanlloch, einer jungen und schönen adelichen Dame, die Guillem wegen der Strophen, in denen er sie feierte, den Vorzug gab und damit Guillems frühes Ende herbeiführte; denn Pons und Raimon von Besaudun lauerten ihm an einem Bergabhange auf und tödteten ihn. Sein Tod muß Aufsehen gemacht haben, denn er gab der Mordstätte

den Namen, den sie noch im 15. Jahrhundert führte (camp del Guillemort). Er fällt vor 1243, stimmt also mit der Zeit Raimund Berengar's V überein [7].

Eine Jugendgeliebte war es, vermuthlich in Catalonien, mit welcher der Dichter jenen für die Geschichte des höfischen Minnedienstes bei den Provenzalen nicht unwichtigen Streit hatte, den beide zur Entscheidung vor ein Liebesgericht brachten [8]. Guillem hatte die Dame schon als junges Mädchen gekannt und geliebt; auch als sie sich verheirathete, dauerte das Verhältniß fort. Eines Tages trat er vor sie hin, gestand ihr seine Neigung und bat sie als Zeichen ihrer Gunst um das Recht, so oft er sie besuche, sie küssen zu dürfen. Sie gewährte seine Bitte und nahm seine Huldigung an. Nach zwei Jahren aber entzog sie ihm dieses Recht, ohne daß er sich einer Schuld bewußt zu sein glaubte. Als Grund gab sie an, sie habe damals noch nicht Verstand genug gehabt, um Recht und Unrecht zu unterscheiden; auch sei das Versprechen eines Kindes nicht bindend. Diesen Sachverhalt legte der klagende Dichter einem Freunde vor, welcher unter drei Schiedsrichtern als der beste befunden worden war. Die Antwort, ebenfalls in poetischer Form verfaßt, führt in der einzigen Handschrift [9] auch den Namen des Dichters; sie war also mit in die Liedersammlung Guillems aufgenommen. Das Klagegedicht Guillems findet sich in Kellers Ausgabe unter Nr. 4; die Entscheidung S. 9 bis 11; aber beide Abdrücke sind unvollständig und lückenhaft; dasselbe gilt auch von dem Drucke des Urtheils in Diez' 'Beiträgen', S. 124—126. Ich gebe daher beide Gedichte nach meiner Abschrift, und zwar in der Schreibweise von Guillems Zeit, nicht der um mehr als hundert Jahre jüngeren Handschrift.

I.

Amics senher, nous o cal dir
neis lo nom pus encarzezir [10],
d'ambas partz vos tramet salutz,
car es pros et aperceubutz.
s'eras vos man aver merces,

vos es la melher[11] de las tres.
jamai mon respieg ni mon sonh
non aurai en amic de lonh.
prejar nous aus d'autre mon be
mas que vos clami gran merce,
que siatz dreituriers e plas
d'un fait c'avem en vostras mas,
qu'en plag sui vengutz ab m'amiga,
que grans mals m'es e grans destriga,
et em nos acordatz abdos[12]
que fermem en poder de vos,
per dreg a far o per amor
a costum de fin amador.
mas una res m'es grans enveis[13],
qu'ilh vol e manda que per leis[14]
digua sa razo e la mostre,
el esgardamens sia vostre.
eu quem clam ei parlar premiers[15],
que razos es e costumiers[16]
que cel que pert se deu clamar
e cel que tol pot contrastar.
de leis me clam c'ai plus amada
que nula domna c'anc fos nada,
et amei la pauca e toza
e pois[17] coras que fos espoza,
e coras que saup far e dir
so que tota gens dec grazir,
pensei me quel vengues denan
e que li mostres mon talan,
pregei la quem dones tal do[18]
don fos plus grazitz e plus pro[19],
quem baizes las oras quem vis
e que sol d'aitan me plevis.
det m'o e pres mon omenatje
et aic[20] del baizar senhoratge
adoncs, as aras m'o estrai
ses nulh neleg que non li ai.
per que m'a fag lo joc del fol,
que so que dona poissas tol.
ela comta en sa razo
ques cuja que li tenga pro.
e dis qu'enquer nos conoissia,
si era o sens o folia.

encara comta mais [21] aitan
que dos [22] de toza ni d'enfan
segon razo non deu estar.
per c'a vos tanh del plag jutjar.
veus o, e no von dirai mais,
car cascuna razon [23] i lais
per abreujar e per auzir
e per vostre jutjamen dir.
e vos trametetz nos en carta,
amics [24], com la razos o parta
e sitot vos es d'amor [25] rics,
membre vos de vostres [26] amics,
senher!

II.

De far un jutjamen
son en gran pensamen.
consi posc' avenir
en dreg d'amor a dir:
car mout se deu pensar
qui amor [27] vol jutjar
dins el cor de prion,
cui que bos sens l'aon.
sens m'aond' e mezura:
per qu'eu dirai drechura,
e ren ne grans merces
al melhor de las tres;
car si ren al [28] nom fai,
ditz que mos bes li plai.
per que eu jutjarai
enaissi com [29] s'eschai,
qu'om quel sapcha entendre
re noi poira mesprendre.
Guilhem de Bergueda
ditz que sa domnal fa
so que nol degra faire:
so es ad el vejaire.
e la domn' eissamen
ditz mout ben e mout gen
que non li a neleg
e que lin fara dreg.
acordatz son abdui,
que us no s'en defui,

so que eu en diria
fos tengut tota via.
qu'en Bergueda se clama
de sa domna que ama
et a [30] lonc temps amada,
servida et onrada,
pauca, e can fon grans,
l'amors [31] doblet dos tans,
car fo bela e pros
e d'avinen respos.
venc li merce clamar
que li des un baizar,
don el fos plus [32] verais
e plus pros e plus [33] jais,
can lo vis al venir
o si vals al partir.
det li don d'agradatje
e pres son omenatje,
e segon so qu'el ditz,
ac be dos ans complitz
del baizar tenezo:
so ditz en sa razo.
et aujatz cos razona
la domna bel' e bona:
ben ditz qu'en sa enfansa [34]
venc a leis ses doptansa
e quel baizar li ques,
e nol li nega ges
que no li fos donatz
e per leis autrejatz.
be comta veramen,
qu' era en tal joven
que no devi' aver
gran sen e gran saber,
per que poiria dire
per dreg ses contradire,
qu'en tenezo tornes.
mas non o dic eu jes,
car tant es fina cauza
amors, en cui jois pauza,
qu'aver deu senhoria
sobre tot cant que sia,
per que dreg solamen

trenca et escoissen.
per qu'eu ai pres conselh
qu'a lauzor aparelh
abdui comunalmen,
e que paus ses conten
qu'elh[35] a sa merce venga,
e d'ela, que loi[36] prenga.
e can pres loi aura,
laus e conselh de pla
quel don el fass' esmenda
e quel baizar li renda.
e veus dreg e lauzor
segon costum d'amor,
que nulh fin amador
nos deu partir d'amor,
senhors.

Der Urtheilsspruch setzt also nochmals das Verhältniß auseinander: der Richter gibt zu, daß der Einwand der Jugend, den die Dame macht, vom rechtlichen Standpunkt aus Geltung habe, nur im Gesetzbuch der Liebe nicht, denn die Liebe zerreiße das Recht. 'Darum habe ich mich entschieden, die streitenden Parteien zu vergleichen und bestimme ohne Einrede, daß er sie um Gnade bitte und daß sie ihn dazu annehme: wenn das geschehen, soll sie ihm Ersatz gewähren und den Kuß gestatten. Das ist Recht nach dem Herkommen der Liebe, denn kein treu Liebender, ihr Herrn, darf sich von der Liebe scheiden.'

Ein Verhältniß zu einer verheiratheten Dame setzt ein Lied Guillems (14 bei Keller) voraus, welches, in einfacher, auch bei andern Dichtern sehr häufiger Strophenform[37] gedichtet, vielleicht noch in die erste Periode des Dichters fällt, und worin er die Absicht ausspricht, den König von Castilien aufzusuchen. Mit verheiratheten Frauen ein Verhältniß anzuknüpfen, war bekanntlich nicht Ausnahme, sondern Regel des höfischen Minnedienstes; denn nur den Frauen war ein einigermaßen freier Verkehr mit der Männerwelt möglich.

Wohl wollt' ich lieblichern Gesang
Anstimmen als der Sänger Heer,
Denn Freundlichkeit und Ehre mehr
Verlieh mir Liebe, Gott sei Dank,

Als Liebenden sie je ertheilt:
Und wer von **einem** Leid mich heilt,
Dem Leid um sie, die ich erkor,
Dann stände Freud' im höchsten Flor.

Die Furcht erschafft mir diesen Schmerz,
Daß sie verwandelt ihren Sinn,
Indeß ich unverwandelt bin
Und nie auf Wandel sinnt mein Herz:
So treu ergeben bin ich ihr,
Mehr gilt sie als der Himmel mir;
Drum wär' es falsch von ihr und schlecht,
Verstieße sie so treuen Knecht.

Gute Herrin, heißt es weiter, Sinn und Verstand und jeden andern Vorzug habt ihr; Gott gebe ihn euch auch in Bezug auf die Liebe, daß ihr hierin das beste Theil erwählt: denn besser ist es, wer nach Anmuth wählt. Anmuth hebt und nährt die Liebe. Vernehmt, welche Macht in der Liebe die Anmuth hat: um ihretwillen läßt ein Mann eine bessere, die ihm allen seinen Willen thäte, um einer weniger schönen willen, weil sie mehr Anmuth hat. Darum gilt Anmuth mehr als Schönheit und Reichthum, wo wahre Liebe ist. Was der Dichter hier Anmuth nennt, ist gleichbedeutend mit liebe der mittelhochdeutschen Poesie; mehrere deutsche Gedichte behandeln denselben Streit zwischen liebe und schœne [38]. In der letzten Strophe spricht der Dichter seine Wünsche bestimmter und kühner aus. 'Ich wollte nur einen Abend an der Stelle des Gatten sein und daß der Abend von Ostern bis zum Feste aller Heiligen dauerte, daß der Gatte das Gesicht verlöre oder wenigstens immer fort schliefe, und daß die Welt so lange nicht unterginge. Ward jemals ein Gebet zur Wahrheit, o Gott, so sei dieses mir gewährt.'

Zu Alfons III von Castilien (1158—1214) stand der Dichter, wie auch andere Lieder noch zeigen werden, in freundlichen Beziehungen. 'Ehe ich euch nicht gesehen', heißt es im Geleite des erwähnten Liedes, 'würde ich von der Pforte des Paradieses umkehren; denn käm' ich, ohne euch gesehen zu haben, hinein, so würd' ich immer traurig darin sein.' Von sei-

nem Aufenthalte, und zwar einem längeren, in Castilien gibt ein Lied (15) Zeugniß, wenn in demselben Molina (15, 22) als Eigenname zu fassen ist. Molina ist eine castilische Stadt und wahrscheinlich dann der Wohnsitz einer Dame, der Guillem seine Huldigungen darbrachte. An sie richtete er eine Canzonette, worin er sagt, wenn auch wohl nicht ohne Uebertreibung, er habe hundert Lieder in Molina gedichtet [89]. Das Lied ist im Winter entstanden; wir sehen aus demselben, daß der Dichter in der Gunst der Dame bereits ziemliche Fortschritte gemacht hatte. 'Seh' ich die Jahreszeit kühl werden und höre nicht die Lieder der Vögel, die Busch und Hügel wiederklingen machen, wenn kein grünes Blatt sich zeigt, keine Blume entsprießt und die lügenhaften Troubadours ihre Stimmen verwandeln, ich werde darum kein anderer, denn auch bei Frost und Kälte hab' ich Freude. Mich hat die Liebe ganz für ihre Bedürfnisse zu wählen verstanden; sie weiß, daß ich zu lieben verstehe und artig zu reden, um den Werth meiner Herrin zu erhöhen, und daß es mir nicht an Muth fehlt, denn das ist das rechte Heilmittel der Liebe. Dies zeigte sich wohl, als die Schöne mir einen Kuß gab, um dessen willen ich nicht Herzogin und Königin beneide. Mit verstohlenen Zeichen, die ich nicht zu nennen wage, hat sie mir mehr Freude bereitet, als wenn man mir ein Königreich gäbe; sie hat mir geboten, nicht anders als in Liedern davon zu reden. Hundert Lieder habe ich darüber gedichtet und so manches Tausend Worte, daß ich nicht mehr weiß, wie sie anfangen und endigen.' Allein noch scheint er den höchsten Grad von Liebesgunst nicht erreicht zu haben; ein Kuß und verstohlene Winke genügen ihm nicht, darum schließt er neue Bitten an. 'Herrin, die ihr eurem Preise Gute und Schlechte unterthan gemacht habt, gedenkt an mich und laßt mich nicht sterben. Liebe ohne Nutzen ist keine Frucht, die wohl nährt, sondern auch den höflichsten Menschen mager macht. Darum bitte ich sie, die mich schmachten läßt, daß sie mir nur so viel gewähre, um meine Pein zu stillen, die mir manchmal Essen und Schlaf benimmt, zuweilen vor Freude, zuweilen vor Kummer.' In der letzten Strophe heißt

es: 'Canzonette, wenn es dir gelingt, an den Hof oder in den Palast zu kommen und mit meiner geliebten Herrin zu sprechen, so sage ihr, daß, da alle Welt sich vor ihr neigt, sie die beste und edelste auf Erden ist: ich wundere mich nur, daß sie meine Gefühle nicht erräth.' Nach dieser letzten Andeutung war es ohne Zweifel eine hochgestellte Dame, die den Dichter mit ihrer Gunst beglückte.

Wir haben ein paar Proben von Guillems Liebesliedern gegeben und werden deren noch mehrere in der muthmaßlichen chronologischen Reihenfolge seiner Werke hervorheben. Sie tragen etwas individuellere Färbung als die manches andern Troubadours, durch bestimmte Beziehung auf die betreffenden Verhältnisse, wenn sie auch in den Ideen nicht über den gewöhnlichen Kreis hinausgehen. Hauptsächlich aber haben wir Guillems Rügelieder (sirventes) zu erwähnen. Die Lebensnachricht bemerkt: 'er machte gute Sirventes, in welchen er von den einen Gutes, von den andern Böses sagte.' Das Böse ist aber beiweitem das überwiegende.

Die Persönlichkeit, gegen welche er am frühesten sein Gift ausgespieen zu haben scheint, war der Markgraf Pons von Mataplana. Das Schloß Mataplana liegt in der Grafschaft Cerdagne, mitten im Gebirge. Das Geschlecht führte seine Geschichte bis in die Zeiten Karls des Großen zurück und hat einen Dichter, Hugo von Mataplana, hervorgebracht, der jedoch jünger als Guillem von Bergueban ist. Unter den zahlreichen Mitgliedern dieses berühmten Hauses begegnet ein Pons von Mataplana (1172—79 [40]), der wahrscheinlich der vom Dichter angefeindete ist. Die Familie war mit den Berguedans verwandt, ein Raimon de Mataplana war um die Mitte des 12. Jahrhunderts mit Dulcia von Bergueban vermählt.

Den Grund der Feindschaft zwischen Pons und Guillem kennen wir nicht; aber bei einer so leidenschaftlichen Natur, wie Guillem war, bedurfte es wohl nur geringen Anlasses. Mit unversöhnlichem Hasse verfolgt er den Markgrafen und wird namentlich nicht müde, ihm das Laster der Mannliebe vorzuwerfen. Die Lieder enthalten vielfach dunkle Beziehungen, die

noch dunkler werden durch den verderbten Text, für den eine Collation aller erhaltenen Handschriften wünschenswerth wäre.

Das erste dieser Lieder (6) bezeichnet das berührte Laster gleich ziemlich deutlich. 'Wohl hab' ich gehört, aus welchen Gründen Herr Guillem von Clarmon seine Freunde und Genossen schwören ließ, sie wollten allein schlafen: bloß aus Furcht vor dem Markgrafen, der ein böses Spiel treibt, und, weil er keine andere List weiß, sich verliebt in eine Dame stellt. Dem Schwure stimm' ich bei, denn keine Rüstung könnte mir helfen, wenn ich mit dem Markgrafen schliefe, darum will ich mich vor der Falle hüten, ehe das Abscheuliche vollbracht ist; denn ich habe viel von einem Ritter seiner Begleitung sagen hören, dem er Waffen und Rüstung gab, der aber theuer seinen Dienst erkaufte.' Der Dichter fügt hinzu, er könnte noch tausend Schlechtigkeiten, tausendfachen Verrath und Treulosigkeit erzählen, wenn Frau Juziana nicht wäre, die ihn gebeten, ihr zur Liebe es zu unterlassen; 'aber ich gäbe was drum, wenn ich sagen dürfte, wie er Pons del Castellar getödtet.' Unter Frau Juziana haben wir vielleicht die Gemahlin des Markgrafen zu verstehen; Hugo von Mataplana, der 1229 starb, war mit Jusiana de Basso vermählt, aber dieser ist wohl zu jung. Pons von Castellar könnte der in der zweiten Strophe erwähnte Ritter sein, dem der Dienst des Markgrafen so theuer zu stehen kam.

In einem andern Liede (9) frohlockt Guillem über ein unglückliches Abenteuer des Markgrafen bei Someiras (in Frankreich), wo er drei Zähne verloren. 'Ein leichtes glattes Liedchen ohne Aufschneiderei will ich von meinem Markgrafen, dem Verräther von Mataplana, dichten, der voll von Truge steckt.' Hier schließt jede Strophe des in der That sehr leicht hinschreitenden Liedchens mit dem Refrän:

Ei Marquis, Marquis, Marquis,
Alles Truges seid ihr voll.

Gesegnet seien die Steine von Melgurs[41] bei Someiras (Somières), wo ihr der Zähne drei verlort; es schadet nichts, daß es die vorzüglichsten sind und daß man sie nun nicht mehr sieht.

Euer Arm ist keine Feige werth, denn er sieht aus wie eine Radspeiche und ihr tragt ihn schlecht gestreckt (krumm). Es wäre euch eine Nessel nöthig, um den kraftlosen zu dehnen'[42]. Welcher Art dieses Abenteuer war, ist nicht näher angegeben; vielleicht stieß der Unfall ihm bei einem Turniere zu. Auf ein solches, wobei der Dichter mit dem Markgrafen zusammengerannt war, bezieht sich das dritte Lied (17). Es war wohl dasselbe, das, wie wir aus einem andern Liede sehen, in der Nähe von Vich (in Catalonien) auf dem sogenannten Felde Herrn Alberts stattfand. 'Ich habe Lust, beginnt Guillem, von dem Markgrafen zu singen, nicht um Schimpf und Schande willen, sondern aus natürlichem Triebe. Ich halte alle Tage meinen Spion, der den Thorheiten des Herrn Markgrafen nachspürt.' Er hat über einen neuen Unfall des Markgrafen zu berichten und sich zu freuen, indem derselbe bei Berra sich das linke Bein gebrochen. 'Im dichtgereihten Turnier draußen auf der Aue gewann ich den guten werthvollen Helm meines Markgrafen und behielt ihn zum Pfande. Ich sage euch, daß ich auf offenem Kampfplatze ihn tödtlich zu Falle bringen werde.' An Gründen, ihm den Tod zu wünschen, fehle es ihm nicht; er erinnere ihn an Puegcerda (ein Städtchen in der Grafschaft Cerdagne), an den Schimpf, den er denen von Pinos gethan, an den königlichen Hauptmann, an dem er seine Bosheit ausgelassen[43], und an den Neffen, an dem er sie beendet. Er schließt seine Aufzählung mit den Worten: 'Vom Kreuzeshügel bis zum Berge unserer Frauen (die äußersten Grenzen Cataloniens bezeichnend) gibt es, so viel auch das Meer umschließt, keinen ehrloseren Menschen.' Das Sirventes übergibt er seinem Jongleur Arnaudon. 'Lerne dies Lied von Herrn Kurzarm, Ochsenzahn und Spechtauge in einer Fensteröffnung (womit wohl kleine Augen in einem großen Augenschlitz gemeint sind) und mache dich auf den Weg, bis du nach Aiga-viven zur Herberge kommst. Ich bitte, daß man mir zu Liebe das Sirventes von Herrn Schlauchbacke (womit wie mit obigen Ausdrücken kein anderer als der Markgraf gemeint ist, von dem er eine lächerlich übertriebene Beschreibung gibt) singe, und im

Brunnen ertränkt oder zum Gefangenen von Herrn Volterra gemacht, der niemand ohne Geld wieder frei läßt, sei wer nicht darüber lacht.' Das Geleit sagt dem Markgrafen, der Dichter werde, so lange er ihn auf Erden wisse, sich nie mit ihm versöhnen, sondern ihn mit Krieg und Kampf stets verfolgen.

Kurz darauf dichtete Guillem ein neues Lied, in welchem er gleichfalls von dem Turniere spricht (3). 'Freund Markgraf, es ist zwar noch nicht lange her, daß ich auf euch ein neues hübsches Lied[44] gedichtet; aber noch habe ich Lust zu einem andern. Meine Feinde haben es draußen mit angesehen, welche Schande und Schmach ich euch gethan, denn auf dem Felde Herrn Alberts[45] ließt ihr mir den Helm. Wärt ihr ein Kahlkopf, es hätten alle euern Grind gesehen. Ich meinte schon euch aus dem Sattel zu reißen, als ich euch mit meiner gasconischen Lanze traf. Herr Guillem von Savasona hat es gesehen, wie ihr euch bücktet, und euern Hosen nach hätten euch die Canoniker und Bürger von Vich für einen Bettler halten können. Wenn es sein kann, so verschafft euch bessere zu Ostern. Aber das ist wahr, tapferer wart ihr im Turnier als Roland bei Saragossa, und hättet mich getödtet, wäre die Lanze nicht stumpf gewesen. Ihr gabt mir einen solchen Stoß an die Stirn, daß Herr Guillem von Clarmon darüber lachen mußte. All eure Freunde schrien 'Mataplana!', bis ihnen einfiel, daß ihr die Hand leer hattet. Freund Markgraf, hättet ihr den Schlag vollenden können, ihr hättet denjenigen getödtet, der die Männer zu Hahnreis macht[46], den höfischen Liebhaber, der die Hörner zu machen und zu malen weiß, der kein Geschrei und Gebell von Hunden, nicht Krieg noch Hinderniß, nicht Barriere noch Brücke fürchtet, sondern lustiger ist als ein Fröschlein im Wasser, das ohne Wasser ebensowenig gesund bleiben könnte wie ich ohne Liebe einen Tag in der Woche. Markgraf, auf dem Eisen meiner Lanze finde ich die Inschrift: 'ein treuloser Mann kann keine Rettung finden'; drum mögt ihr euch hüten, denn ein größerer Verräther als ihr ward nie geboren, selbst mein Schwager (sogre), der unter allen Barcelonesen die Schlüssel des Verraths und der Treulosigkeit führt, weiß im Vergleiche mit euch

nicht so viel als ein Pfennig werth ist davon; aber beide lerntet ihr in einer Schule.' In der Schlußstrophe ermuthigt er seinen Jongleur, Raimon de Pratz, das Sirventes Herrn Krummnase zu singen und sich nicht zu fürchten, denn es gäbe keinen feigern Mann als den Markgrafen, der seit fünf Jahren keinen Hieb gegeben noch empfangen. Vermuthlich also schickte er den Jongleur zum Markgrafen selbst hin und ließ das Spottlied vor seiner Thür oder in seiner Gegenwart singen.

Schon in diesem Liede wird auf einen andern vom Dichter vielfach angefeindeten Mann, den er sogre nennt, hingedeutet. Von ihm handeln noch mehrere Lieder besonders, die aber einer etwas späteren Zeit angehören, wenn auch das eine oder andere gleichzeitig mit den auf Pons von Mataplana bezüglichen entstanden ist. Dieser war jedoch nicht der einzige Feind, den Guillem zu derselben Zeit (nach 1170) mit den Waffen bekämpfte. Seine Biographie berichtet, daß er mit Raimon Folc von Cardona, einem Ritter derselben Gegend, der mächtiger war als Guillem, sich in Fehde einließ. Auf nichts weniger als ritterliche Weise entledigte er sich des Gegners, indem er ihn bei einer Begegnung ums Leben brachte. Dieser Mord, der ins Jahr 1174 fällt [47], war für den Dichter von unangenehmen Folgen. Der Krieg hörte nicht sofort auf, sondern gewann mehr und mehr den Charakter von Räuberzügen, die das Land unsicher machten und an deren Spitze vielleicht sogar Guillem stand. Niemand konnte Cardona anders als mit gewaffneter Begleitung verlassen [48]. Es ist auffallend, daß auf Raimon Folc gar keine Beziehungen in Guillems Liedern vorkommen. Bei dem Aufsehen, welches diese Ermordung gemacht zu haben scheint, und bei dem Unwillen, den sie auf Guillems Haupt sammelte, läßt es sich jedoch erklären, daß Lieder, die gegen Raimon Folc gerichtet waren, nicht gesungen wurden, also auch nicht auf uns gelangt sind. Die Biographie berichtet weiter: der Dichter wurde in Folge des Mordes desheretatz; der Ausdruck bedeutet nicht 'enterbt', sondern daß ihm seine Lehen vom Könige genommen wurden. Denn daß er nicht vom Vater enterbt und von den Verwandten verlassen wurde,

geht aus den folgenden Worten hervor: 'Lange Zeit stützten ihn seine Verwandten.' Dies ist im Sinne mittelalterlicher Familienverhältnisse, nicht jenes. Crescimbeni spricht auch von Verbannung; ich zweifle aber ob das in den Worten liegen kann. Allein auch die Verwandten zogen sich endlich von ihm zurück, weil er alle ihre Frauen schändete. Da mag er denn, um 1175, jenes wilde Räuberleben geführt haben, bis er sich nicht mehr zu halten vermochte. Wir haben Gründe anzunehmen, daß er seine Heimat verließ und sich, wahrscheinlich 1176, nach Frankreich begab. Zu Anfang des Mai haben wir nach einem fünf Jahre später gedichteten Liede, das in Frankreich entstanden ist, diese wohl aus Rücksichten für seine Sicherheit gebotene Entfernung zu setzen. Den größten Theil dieser Zeit scheint er in der Umgebung des Königs von England, Heinrich II, zugebracht zu haben. 'Ein Sirventes hab' ich im Sinn zu dichten', beginnt das Lied (19), 'welches ich Herrn Sanso nach Spanien schicken werde [49], denn mit meinem Herrn (d. h. wohl König Alfons II von Aragonien) bin ich zerfallen, weil er mich nicht in seine gute Gesellschaft aufnimmt, nicht aus Unrecht oder Schuld, die ich habe, sondern weil er glaubt, daß es dem Erzbischof [50] gefalle, und da es ihm gefällt, daß ich heimlich fortgehe, werde ich dem Wege von Herrn Robert folgen.' Unter Robert ist nach Milá vielleicht Robert von Aguilo, Fürst von Tarragona, zu verstehen, der mit dem Erzbischof in Uneinigkeit lebte. Der Zusammenhang scheint also folgender. Gegen Ende des Jahres 1180 oder zu Anfang des nächsten (aber vor dem 1. Mai 1181) machte der Dichter einen Versuch, nach seiner Heimat zurückzukehren und schickte, sich verborgen haltend, an Sancho VI von Navarra, nachdem er sich überzeugt, daß er mit Alfons augenblicklich sich nicht versöhnen könne. Der Einfluß seiner Feinde, unter denen hier der Erzbischof (von Tarragona) genannt wird, war also noch zu mächtig; vielleicht sollte Sancho der Vermittler zwischen ihm und Alfons sein, mit welchem Sancho 1179 Frieden geschlossen hatte, demnach in freundlicher Beziehung stehen mochte. Er war auf dem Punkte, wieder entweichen zu müssen, denn er fühlte sich

nicht sicher. 'Ich kann nicht weilen, ich wage nicht in Berg und Thal zu bleiben, ich habe keinen Freund, der mich bei sich zu behalten wagt, weder Graf noch Vizgraf noch Comtur; darum ist mein Herz betrübt. Und da der König in Bezug auf mich schlechten Leuten glaubt, so gehe ich zu den Türken [51] und nicht länger wird es ihm vertragen werden und keinen wird er haben, der mehr auf seinen Schaden lauert.' Der Entschluß der Verzweiflung, zu den Türken zu gehen (d. h. wohl nicht, das Kreuz zu nehmen), ist aber nicht ernst gemeint. Die folgende Strophe, die sich auf eine vom Dichter geliebte Dame bezieht, erwähnt des fünfjährigen Aufenthaltes beim Könige von England. 'Fünf Jahre werden es am ersten Mai sein, daß der König, der Bordeaux und Blaja besitzt, mich bei sich haben würde, trotz der drei Herrn, die mir im Geheimen Böses wollen.' Bei der Dunkelheit der letzten Zeile, in der wohl ein Eigenname steckt, ist die Beziehung nicht deutlich zu machen: aber so viel sehen wir, daß auch in Frankreich der Dichter Feinde und Gegner fand. Noch einmal wendet sich Guillem an den König, unter dem wir wieder Alfons II verstehen. 'Mit einem guten Herrn kann ich wohl scherzen, und behaupten, daß in der Grafschaft Cerdagne ihm kein besserer Vasall bleibt, und wer mich von seiner Freundschaft scheiden will, den verdamme Gott. Und ihr, edle fröhliche Herrin, Königin und Kaiserin, glaubt nicht, daß ich mich eurer Liebe entziehe, sondern offen sage ich, daß ich euer Lehensmann bin in der Ebene und in der Einöde.' Die Königin, die der Dichter daneben Kaiserin nennt, gerade wie Peire Vidal ihren Gemahl reis emperaires [52], ist Sancha, Tochter Alfons III von Castilien, seit 1174 Alfons II zweite Gemahlin. Auch ihre Vermittelung also sucht er nach, und natürlich ist der Uebergang in der folgenden Strophe zu ihrem Vater, an welchen daher das ganze Lied gerichtet zu glauben unnöthig ist. Denn mehrere Gönner in einem und demselben Liede erwähnt zu finden, ist nicht ungewöhnlich. 'König von Castilien, zu euch wende ich mich [53]; ihr vergoldet ein Lied [54], das ein anderer Machthaber verzinnt (d. h. ihr gereicht einem Liede zu größerem

Schmucke als irgend ein anderer Fürst): man kann euch den besten nennen, den es vom Peiron bis hinauf nach Deutschland gibt; denn da seid ihr tapfer, wo ein anderer König verzagt.' Im Geleite endlich wendet er sich an einen Freund, den er Tristan nennt. 'Meinem Tristan, dem es gut geht und besser gehen möge, sende ich mein Lied, und verliere ich den Lohn, so werde ich der Spur der Eidechse folgen.' Es kann mit dieser unklaren Beziehung ebenso gut eine Geliebte als ein Freund gemeint sein; so kommt der Name auch bei Bertram von Born[55] vor. Ein zweites Geleit, das bei Keller fehlt ist[56], an einen Castilianer gerichtet. 'Guter Castilianer, Gott gebe, daß ich thue, was euch gefalle, damit ihr euch erinnert der vier Söhne Herrn Alberts, daß kein Mann tapfer ist, der ohne Schwertstreich Land verliert.' Auch dies Geleit ist dunkel: die Beziehung auf die vier Haimonskinder[57] läge nahe, wenn nicht der Reim entgegenstände.

In Frankreich ist wohl um dieselbe Zeit, und vielleicht noch vor dem eben besprochenen, ein anderes Lied (13) entstanden, worin der Dichter den Entschluß ausspricht, nach Castilien zurückzukehren, vorher aber Aragonien zu besuchen. 'Dorthin, wo man gedeiht und sich erholt, wo Ruhm sich verjüngt, nach Castilien will ich zurückkehren, wo alles Gute in Fülle ist, und will zuvor Aragonien sehen, wo so vortrefflich die Herrn sind[58], daß ich bei ihnen meine in Leon zu sein, wo ich mein Herz gelassen, als ich hierher kam.' 'Wenn ich an euch denke, Dame', heißt es weiter, 'und auf dem Sattel sitze, zieht eure Liebe mir den Zügel; ich werde dorthin gehen, möge es euch behagen oder nicht, denn ich bin euer Sklave, seit ich meine Hände in eure legte und mich eurem Dienste ganz hingab. Da an mir also nichts mir gehört, so thut mit mir, wie eine edle Herrin mit ihrem Eigenthum. Ach, Herrin, die Jugend aufrecht hält, Verständigkeit beherrscht, in der sich Freude eingeschlossen und versiegelt, eure Liebe bindet mich, die mich in euer Gefängniß gelegt, am Halse mit einem Bande gefesselt[59]. Einer guten Herrin ziemt es, wenn ein Liebender sie um Liebe anspricht, daß sie ihn nicht zum Bretonen mache[60],

denn durch zu langes Warten verliert fröhliche Unterhaltung ihre rechte Zeit, und zweimal unter fünf ist es mir passirt, daß ich mich aufrichtete, weil es mir lästig war, wenn ich an Andrieu dachte.' Der Dichter droht die Dame zu verlassen, wenn sie ihn nicht bald erhöre; er will nicht jenem Andrieu es nachmachen, der sich in Liebessehnsucht um die Königin von Frankreich verzehrte [61]. In der Schlußstrophe rückt der Dichter mit seinen Wünschen heraus. 'Wenn Gnade mich mit einem süßen Kusse beglückte, so fliegt keine Schwalbe, kein Sperber, keine Wachtel so schnell, wie mein Verlangen zu euch, schöne Dame, kommt und geht.' Wäre das Lied auf die Dame zu beziehen, die ihm in Leon (woraus wir auf einen frühern Aufenthalt schließen dürfen) das Herz geraubt, so wäre das Lied auch in Leon entstanden, denn von einer weit entfernten würde Guillem nicht so sprechen, wie die folgenden Strophen thun. Jener Annahme widerspricht aber der Gegensatz von Leon und sai (hier). Mithin beziehen sich Strophe 2—5 auf eine andere Dame, und zwar, wenn unsere Deutung richtig, auf eine in Südfrankreich lebende.

Guillem kehrte also nach Aragonien zurück, wie er vorhatte; vermuthlich 1181. In diesen Zeitpunkt möchte ich seine Gefangenschaft setzen, auf die er sich in einem Liede bezieht (12). Wir dürfen annehmen, daß seine Feinde über ihn herfielen, und ihn, der seiner Lehen beraubt war, also auch über keine Mannschaft zu gebieten hatte, in ihre Gewalt bekamen. Aus dem Gefängniß schickt er seinen Jongleur mit einem Liede an den König Alfons II und bittet, ihn aus der Haft zu befreien. 'Jongleur, verzage nicht und begib dich in Eile, ohne Scheu vor Augurien und Loosen, zum Könige von Aragon, daß er mich aus dem Gefängniß befreie, denn wenn ich einmal todt bin, dann nützt und schadet es mir nicht. Er achte nicht auf Schuld und Unrecht in diesem Augenblick. Wenn ich erst frei bin, und Gelegenheit habe, dann soll kein so guter Vasall zwischen Tortosa und den Pyrenäen (die Süd- und Nordspitze von Aragonien bezeichnend) leben, dem ich nicht sein 'Ja' in 'Nein'

Schmucke als irgend ein anderer Fürst): man kann euch den besten nennen, den es vom Peiron bis hinauf nach Deutschland gibt; denn da seid ihr tapfer, wo ein anderer König verzagt.' Im Geleite endlich wendet er sich an einen Freund, den er Tristan nennt. 'Meinem Tristan, dem es gut geht und besser gehen möge, sende ich mein Lied, und verliere ich den Lohn, so werde ich der Spur der Eidechse folgen.' Es kann mit dieser unklaren Beziehung ebenso gut eine Geliebte als ein Freund gemeint sein; so kommt der Name auch bei Bertram von Born [55] vor. Ein zweites Geleit, das bei Keller fehlt ist [56], an einen Castilianer gerichtet. 'Guter Castilianer, Gott gebe, daß ich thue, was euch gefalle, damit ihr euch erinnert der vier Söhne Herrn Alberts, daß kein Mann tapfer ist, der ohne Schwertstreich Land verliert.' Auch dies Geleit ist dunkel: die Beziehung auf die vier Haimonskinder [57] läge nahe, wenn nicht der Reim entgegenstände.

In Frankreich ist wohl um dieselbe Zeit, und vielleicht noch vor dem eben besprochenen, ein anderes Lied (13) entstanden, worin der Dichter den Entschluß ausspricht, nach Castilien zurückzukehren, vorher aber Aragonien zu besuchen. 'Dorthin, wo man gedeiht und sich erholt, wo Ruhm sich verjüngt, nach Castilien will ich zurückkehren, wo alles Gute in Fülle ist, und will zuvor Aragonien sehen, wo so vortrefflich die Herrn sind [58], daß ich bei ihnen meine in Leon zu sein, wo ich mein Herz gelassen, als ich hierher kam.' 'Wenn ich an euch denke, Dame', heißt es weiter, 'und auf dem Sattel sitze, zieht eure Liebe mir den Zügel; ich werde dorthin gehen, möge es euch behagen oder nicht, denn ich bin euer Sklave, seit ich meine Hände in eure legte und mich eurem Dienste ganz hingab. Da an mir also nichts mir gehört, so thut mit mir, wie eine edle Herrin mit ihrem Eigenthum. Ach, Herrin, die Jugend aufrecht hält, Verständigkeit beherrscht, in der sich Freude eingeschlossen und versiegelt, eure Liebe bindet mich, die mich in euer Gefängniß gelegt, am Halse mit einem Bande gefesselt [59]. Einer guten Herrin ziemt es, wenn ein Liebender sie um Liebe anspricht, d[illegible] ...t zum Bretonen mache [60],

denn durch zu langes Warten verliert fröhliche Unterhaltung ihre rechte Zeit, und zweimal unter fünf ist es mir passirt, daß ich mich aufrichtete, weil es mir lästig war, wenn ich an Andrieu dachte.' Der Dichter droht die Dame zu verlassen, wenn sie ihn nicht bald erhöre; er will nicht jenem Andrieu es nachmachen, der sich in Liebessehnsucht um die Königin von Frankreich verzehrte [61]. In der Schlußstrophe rückt der Dichter mit seinen Wünschen heraus. 'Wenn Gnade mich mit einem süßen Kusse beglückte, so fliegt keine Schwalbe, kein Sperber, keine Wachtel so schnell, wie mein Verlangen zu euch, schöne Dame, kommt und geht.' Wäre das Lied auf die Dame zu beziehen, die ihm in Leon (woraus wir auf einen frühern Aufenthalt schließen dürfen) das Herz geraubt, so wäre das Lied auch in Leon entstanden, denn von einer weit entfernten würde Guillem nicht so sprechen, wie die folgenden Strophen thun. Jener Annahme widerspricht aber der Gegensatz von Leon und sai (hier). Mithin beziehen sich Strophe 2—5 auf eine andere Dame, und zwar, wenn unsere Deutung richtig, auf eine in Südfrankreich lebende.

Guillem kehrte also nach Aragonien zurück, wie er vorhatte; vermuthlich 1181. In diesen Zeitpunkt möchte ich seine Gefangenschaft setzen, auf die er sich in einem Liede bezieht (12). Wir dürfen annehmen, daß seine Feinde über ihn herfielen, und ihn, der seiner Lehen beraubt war, also auch über keine Mannschaft zu gebieten hatte, in ihre Gewalt bekamen. Aus dem Gefängniß schickt er seinen Jongleur mit einem Liede an den König Alfons II und bittet, ihn aus der Haft zu befreien. 'Jongleur, verzage nicht und begib dich in Eile, ohne Scheu vor Augurien und Loosen, zum Könige von Aragon, daß er mich aus dem Gefängniß befreie, denn wenn ich einmal todt bin, dann nützt und schadet es mir nicht. Er achte nicht auf Schuld und Unrecht in diesem Augenblick. Wenn ich erst frei bin, und Gelegenheit habe, dann soll kein so guter Vasall zwischen Tortosa und den Pyrenäen (die Süd- und Nordspitze von Aragonien bezeichnend) leben, dem ich nicht sein 'Ja' in 'Nein'

verwandle. Ich nehme nicht aus meinen Markgrafen noch Herrn Guillem von Clarmon, noch den schlecht erzogenen Vizgrafen (nach Milá vielleicht Pons von Cabrera), noch den vierten, wenn er auch von hoher Abkunft ist, denn allen sag' ich ins Gesicht: König, nie that ich, was euch mißfiel.' Seiner Erfolge in der Liebe rühmt er sich auch hier und fährt dann fort: 'Jongleur, sage meinem Cousin, Herrn Artaut und Herrn Hugo von Aveu, und ebenso Herrn Blascol Romeu [62], daß sie den guten König bitten, mich zu befreien oder mir Erleichterung zu verschaffen.'

Nicht lange nachdem der Dichter in Freiheit gesetzt worden, finden wir ihn beim Testamente seines Vaters zugegen. Im Jahre 1182 gibt sich Guillem von Bergueban unter Beiziehung seiner Frau Berengaria und seiner Söhne Guillem, Berengar und Bernard, mit einem Theile seiner Besitzungen in den Templerorden (Milá, S. 278); er starb wohl bald darnach. Wenigstens finden wir ihn seit jener Zeit nicht mehr in Urkunden. Dies Ereigniß, welches uns zeigt, daß der Dichter sich mit dem Vater und seiner Familie vorher ausgesöhnt hatte, mochte ihn ernster stimmen. Um dieselbe Zeit, etwa 1182, wird es gewesen sein, daß der Markgraf Pons von Mataplana, den Guillem so hart angegriffen, auf einem Kriegszuge gegen die Ungläubigen fiel. Noch im Gefängnisse zeigt der Dichter die feindliche Gesinnung gegen denselben, wie in den früheren Gedichten. Das heldenmüthige Ende des Markgrafen versöhnte ihn und er widmete ihm einen schönen Nachruf. Ich glaube das Ende des Markgrafen in diese Zeit setzen zu müssen; denn er kommt nach 1179 in Urkunden nicht mehr vor; nach 1180 starb er in jedem Falle, denn das Klagelied (10, 37) nimmt Bezug auf den Tod des guten Königs von Frankreich, unter welchem kein anderer als Ludwig VII († 1180) gemeint sein kann. Aber auch nicht allzulange nach diesem Jahre, denn der Natur der Sache nach wird sich der Dichter bei dieser Erwähnung nur auf solche beziehen, die in den nächst vorhergegangenen Jahren starben. 'Sehnsüchtig sing' und klag' und wein' ich ob des Schmerzes, der mich ergriffen um

den Tod meines Markgrafen, des wackern Pons von Mataplana, der freigebig und höfisch war und alle guten Sitten besaß, der für einen der besten galt von St. Martin von Tours bis nach Cerdagne und dem flachen Lande. Lange Sehnsucht, schweren Schmerz hat er uns gelassen und unser Land ohne Trost, denn nicht mehr lebt der wackre Pons von Mataplana. Die Heiden haben ihn getödtet, aber Gott hat ihn aufgenommen und wird ihn heilen von den großen und kleinen Sünden, denn die Engel stehen ihm zur Seite, weil er den christlichen Glauben vertheidigte. Markgraf, sagte ich je von euch thörichte und unhöfliche unanständige Worte, ich habe darin gefehlt und gelogen. Denn seit Gott Mataplana erbaute, gab es keinen so würdigen Ritter, keinen so tapfern und braven, und das sage ich nicht im Scherz. Markgraf, ich wollte, hätte es Gott gefallen, eure Feindschaft und der Zwist, der zwischen uns gewaltet, wäre zum Frieden verwandelt worden, ehe ihr Mataplana verlassen. Mein Herz ist traurig und betrübt, daß ich euch nicht zu Hülfe eilte, denn keine Furcht hätte mich abgehalten', euch von dem bösen Gesindel zu befreien. Ich weiß, daß eure Seele, Markgraf von Mataplana, in der besten Stätte des Paradieses, da wo der gute König von Frankreich ist, neben Roland und meinem Jongleur von Ripolles und meinem Sabata [63], neben Olivier von Lausana, mit den edlen Frauen auf blumenbestreutem Teppich weilt.' Das Bild, welches hier der Dichter von dem Markgrafen entwirft, ist von dem früheren ganz verschieden, und man könnte geneigt sein, einen andern Pons anzunehmen, wenn nicht die Beziehung auf die Zwistigkeiten zwischen Guillem und ihm, sowie auf die Schandlieder, welche jener gegen ihn gerichtet, zweifellos machte, daß es dieselbe Person ist. Das lehrt uns die persönlichen Schmähungen in diesen und andern Rügeliedern Guillems beurtheilen: konnte hier der Dichter sich den Vorwurf machen, daß er mit Unrecht so viel Böses vom Markgrafen gesagt, so wird dasselbe auch in andern Fällen anzunehmen, immer aber ein Theil des Gesagten als übertrieben von dem wahren Sachverhalte abzuziehen sein. Ganz werden wir jedoch den Markgrafen von dem ihm vorgeworfenen Laster,

das in jener Zeit nicht so ganz selten war, nicht frei sprechen dürfen: Guillem spricht (10, 16) von großen und kleinen Sünden, die der Markgraf durch seinen Heldentod gut gemacht. Von einer größern Expedition gegen die Mauren um diese Zeit ist nichts bekannt; wir werden daher wohl an einen vom Markgrafen auf eigene Hand unternommenen Zug zu denken haben, worauf auch des Dichters Worte (10, 33—35) hinzudeuten scheinen [64].

Eine so unruhige Natur, wie Guillem war, konnte nicht lange in Frieden mit ihrer Umgebung leben. Das Verhältniß zu Alfons II von Aragonien, der ihm wegen des Mordes von Raimon Folc seine Lehen entzogen, andererseits aber wahrscheinlich auch ihm die Freiheit wieder verschaffte, mag schon nicht das beste gewesen sein, als ein Fehltritt des Königs dem Dichter erwünschte Gelegenheit gab, im Jahre 1183 ein heftiges Sirventes auf ihn zu dichten. Von demselben hat sich nur eine Strophe in der Lebensnachricht über Bertran von Born erhalten, wo auch der Anlaß dazu erzählt ist. Ein Jongleur, namens Artuset oder Artus, hatte dem Könige 200 Maravedis geliehen und war beinahe ein Jahr im Gefolge desselben gewesen, ohne sein Geld zurück zu erhalten. Eines Tages gerieth Artuset mit einem Juden in Streit; die Juden fielen über ihn her und verwundeten ihn und einen seiner Gefährten; die Christen dagegen tödteten einen Juden. Nun klagten die Juden beim Könige und flehten um Rache; sie versprachen 200 Maravedis, wenn man ihnen die beiden ausliefere. Alfons war schwach und habsüchtig genug, es zu thun: die Juden verbrannten die beiden Christen am Weihnachtstage. Darauf dichtete Guillem folgende Strophe [65]: 'Er (der König) hat einen Fehlgriff gethan, wegen dessen ihn niemand vertheidigen darf; denn am Tage der Geburt des Herrn ließ er zwei Christen verbrennen, Artus mit einem seiner Genossen. Nicht hätte er so zum Tode und zur Marter zwei Christen um einen elenden Juden verdammen sollen.' Wahrscheinlich fällt die Begebenheit auf Weihnacht 1183, denn schon 1184 bezieht sich Bertran von Born in einem Sirventes darauf. Die Verbindung zwischen beiden

Dichtern, die bei einer gewissen äußerlichen Aehnlichkeit doch sehr verschieden waren, scheint schon damals angeknüpft gewesen zu sein, wahrscheinlich während des längern Aufenthalts in Frankreich (1176—81). Sie dauerte noch in den neunziger Jahren fort. Ein Sirventes Bertrams um 1193 [66] nennt unsern Dichter 'mein Bruder von Bergueban.' Bertran schickt sein Lied an Herrn Raimon Gauceran von Pinos [67] und dankt 'seinem Bruder von Bergueban' für die reiche Freude, die er ihm gesandt; denn aus einem sehr Betrübten habe er ihn froh gemacht, als sie sich beide am Ende der Brücke getrennt. Dies scheint auf einen Aufenthalt Guillems in Frankreich und eine persönliche Begegnung mit Bertran um 1192 oder 1193 zu deuten.

Seit jenem gegen Alfons II gerichteten Sirventes scheint Guillem in freundlichen Beziehungen zu dem Könige nicht mehr gestanden zu haben, wohl aber werden wir noch Gelegenheit finden, andere Invectiven gegen denselben zu erwähnen. Aus diesem Grunde glaube ich des Dichters Haft vor 1183 setzen zu müssen. Auch andere Personen seiner Umgebung verfolgte er nach wie vor mit seinen Schmähungen und setzte seinen sittenlosen Lebenswandel fort. Schon in einem oben erwähnten, auf den Markgrafen bezüglichen Liede (3, 37) war des feindseligen Verhältnisses zu einem Manne gedacht, den Guillem mit dem Namen mos sogre bezeichnet: die Gattin desselben, mit der Guillem in unerlaubtem Verhältniß stand, nennt er demgemäß sogra. An 'Schwiegervater' und 'Schwiegermutter' zu denken verbietet schon der damit verbundene Unterschied der Jahre. Daher ist sogre und sogra wohl in allgemeinerem Sinne zu fassen. Daß es ein Verwandter war, ist aus dem an einer Stelle (18, 35) genannten Familiennamen de Berga zu schließen, denn mit diesem Geschlechte waren die Bergueban's verwandt. Der Name der Frau ist wohl Estefania de Berga gewesen (vgl. 11, 20). Eine Dame Estefania, aus Cerdagne gebürtig, wird in Peire Vidal's Leben (118) erwähnt; sie könnte die hier gemeinte sein, denn auch die Herrschaft Berga lag in Cerdagne. Die Zeit stimmt, und auch Peire Vidal hielt sich

lange und mehrmals in Spanien auf. Durch dies Verhältniß wird auch die Nachricht der Biographie bestätigt, daß Guillem die Frauen seiner Verwandten geschändet habe. Ich übersetze im Folgenden sogre und sogra durch 'Schwager' und 'Schwägerin', welche Ausdrücke im deutschen Sprachgebrauch ebenfalls weiteren Sinn erhalten haben, auch Vetter könnte man sagen; mhd. wäre es neve und niftel, was ebenfalls mehr bezeichnet als heute Neffe und Nichte.

Die Reihenfolge der gegen seinen Verwandten gerichteten Lieder läßt sich nicht bestimmen, sowenig als die Jahre sich begrenzen, da das feindselige Verhältniß in die Zeit des Zerwürfnisses mit Pons von Mataplana (in den siebziger Jahren) hineinspielt und noch in den neunziger Jahren fortdauerte. Er führte wirklichen Krieg mit ihm und nimmt darauf an mehreren Stellen Bezug. Eine Streitigkeit, bei welcher ihm, wie er meinte, sein Recht nicht wurde, war für Guillem Anlaß, ein Sirventes (5) gegen den 'Schwager' zu dichten. Den Vorwurf des Verraths hatte er ihm in dem früher erwähnten Liede (3, 37) schon gemacht: hier wiederholt er denselben. Das Lied ist im Beginn des Winters entstanden. 'Jetzt, während ich Schnee und Kälte, Frost und Sturm sehe, will ich singen von dem Verrathe meines Schwagers, des alten Grindkopfs, und da mir nicht Recht und Glaube hilft, so will ich des Schwertes Schneide um Gnade anflehen, und den braunen Eifersuchtstödter (d. h. das Schwert), und vor allem den ruhmvollen, der mein Recht und meine Gründe kennt, denn andere Freunde seh' ich nicht, außer meiner Schwägerin, die ich um Hülfe anflehe. Sie ist die beste und edelste Dame, die in unserm Lande lebt, und es lügt, wer dagegen spricht. Lasse es sich kein Ritter oder zwei oder drei einfallen, mit mir den Kampf darauf zu bestehen, daß ihr, schöne Schwägerin, nicht die beste und edelste von irgend welcher Religion seid, denn ich würde, bei meiner Ehre, zwei Catalanen oder drei Gascogner besiegen. Um euretwillen, Schwägerin, bin ich fröhlich, freimüthig, treu und demuthsvoll, und wenn ich meine Fahne in der Schlacht oder im Turnier entfalte, schlage ich muthiger drein als wenn ich ein Leopard

oder Löwe wäre; sie könnten nicht mehr Schrecken bereiten.' Wir sehen ihn hier von allen Freunden, wahrscheinlich auch Verwandten verlassen: das Lied fällt in die Zeit nach Raimon Folc's Ermordung, etwa 1175 oder 1176, ziemlich gleichzeitig mit einem gegen den Markgrafen gerichteten Sirventes (17), denn der Jongleur Arnaudon, der jenes mitnehmen sollte, wird beauftragt, auch dieses zu singen. Daher handelt es sich hier wohl um die Anklagen beim Könige nach dem Morde. 'Arnaudon', heißt es, 'auf deinem Pfade reite zu meinem Herrn, dem Könige (Alfons II): sei nicht furchtsam, Jongleur, sondern beeile dich ihm zu sagen, daß er mich um falschen Rathes willen nicht bekriege, denn ich werde seiner Gnade Recht thun und seinem Gebote willig sein. Es ist besser, daß ich mich an seinem Hofe vertheidige und daß er die Entscheidung habe; und wer mich der Treulosigkeit anklagt, mag er schwarz oder roth sein, mir ist es gleichgiltig.'

Seiner Errungenschaften bei Frau Estefania gedenkt ein anderes Lied (18), worin er den Gatten derselben förmlich zum Kampfe herausfordert. 'Es hat lange gedauert, daß ich nicht von meiner Schwägerin sang, der edelsten Dame, die je auf Erden erzogen ward. Bei der Treue, die ich meiner Herrin von Berga schulde, ich muß sagen, sie empfängt und bewirthet vortrefflich und höfisch. Glaubt nicht, daß ich das Band vergesse, das sie mir jüngst von ihrem grünen Rocke gab, weßwegen ihr Gatte und ich in Streit geriethen... Ich will nicht ruhen, bis wir uns beide mit großen Heeren in Berg oder Ebene treffen; dann wird es sich zeigen, wer der Tapferste ist und wer das beste mit seinem Schwerte thun wird. Es vergeht kein Tag, wo ich nicht um seinetwillen mein Schwert putze. Schön habe ich ihm die Hörner auf die Stirn gepflanzt; er hatte beim Scheiden zur Linken eine Krähe, ich aber kann fröhlich und gesund zu der besten und edelsten zurückkehren. Um meiner Liebe willen bitte ich sie, daß sie nicht verzage, denn ich gehe den König von Navarra in Lerga zu besuchen. Meinem Schwager werde ich mein Lied senden, der wie ein alter Jude aussieht, wenn er aus der Synagoge kommt. Trag du

es mir hin, Montanier, und sei nicht träge, denn Ritter und Knechte werden sich daran ergötzen. Euch ergebe ich mich, edle Dame von Berga; ihr seid feines Gold und euer Gatte Mist.' Die Beziehung auf den König von Navarra, dem der Dichter von Frankreich aus ein Lied gesendet, macht nicht unwahrscheinlich, daß das hier erwähnte nach Guillems Rückkehr in die Heimat entstand; also etwa 1181. Wenn Lerga=Lerida ist, dann würde der König Sancho um jene Zeit in Aragonien gewesen sein. Milá (S. 310) bezieht das auf einen Einfall Sancho's in Aragonien im Jahre 1172; doch zu einem Feinde von Alfons würde sich der Dichter damals noch nicht begeben haben, wo er mit demselben noch auf gutem Fuße stand. Daher müßte ein friedlicher Besuch Sancho's gemeint sein, nach 1174, wo beide Könige Frieden schlossen.

Während in diesem Liede der Dichter der gastlichen Aufnahme gedenkt, die er bei seiner 'Schwägerin' gefunden, vielleicht bei einem Besuche in Abwesenheit ihres Gemahls (darauf bezieht sich 18, 23, womit gesagt sein soll, sein Verreisen war von unglücklichen Vorzeichen begleitet), tadelt er bitter in einem andern Sirventes (11) seines Schwagers Ungastlichkeit. In dieser Beziehung mochte allerdings Guillem liberaler denken, wie wir noch sehen werden. 'Ich glaubte nicht zu singen, denn ich hatte keinen Anlaß; aber Arnaut von Vilar hat mich auf die Fährte gebracht, den ich gestern sich beklagen hörte über meinen Schwager mit der Glatze, daß er ihm zur Nonezeit keine Fische gab, sondern sie verstecken ließ. Ihr Herrn, und wie konnte er das thun, da er welche im Hause hatte! Hätte er sie zu kaufen bekommen, er würde ihm schwerlich gegeben haben; viele Thränen erpreßte er damit meiner schönen und guten Schwägerin. Gott bitte ich, daß er ihn vernichte oder mich ihm begegnen lasse. Er ist recht gefräßig und eifersüchtig, darum darf ihn nicht lieben meine Herrin, Frau Estefania. Man sollte ihn zur Verantwortung laden an den Hof von Barcelona, denn von St. Jacob (von Compostella) bis nach Narbonne ist kein Verräther seines Gleichen. Da es mir nichts frommt, seine Schlechtigkeit zu tadeln, so laß ich es sein, bis ich ihn

eines Tages tödte. Schwägerin, das darf euch nicht betrüben, wenn ihr ihn recht betrachtet; denn mit dem Tage, wo man ihn begräbt, gewinnt ihr um hundert Procent.' Milá (S. 310) hat auch auf die von P. Vidal besungene Frau Estefania hingewiesen und sie der gräflichen Familie von Urgel zuzuweisen versucht, in der der Vorname Estefania zu jener Zeit mehrfach begegnet. Dem scheint aber das vorher erwähnte Lied (18) zu widersprechen, dessen Geleit die Dame von Berga ausdrücklich mit der 'Schwägerin' identificirt.

Den wirklichen Ausbruch des Krieges, den bereits 18, 17 prophezeit hatte, finden wir in dem achten Liede bestätigt. Aber nicht mit dem Schwager allein, sondern auch mit andern Feinden sehen wir ihn hier in Händel verwickelt. 'Ein Lied hab' ich begonnen, das weit gesungen werden wird, in jener alten Melodie, die Herr Otto von Moncada machte, ehe noch ein Stein zum Glockenthurme von Vich gesetzt wurde. Darum hab' ich es euch angefangen, weil mir Krieg entstanden ist von meinem Schwager mit scheckiger Stirn (mit Bezug auf Guillems Verhältniß zu desselben Gattin). Weit wird man es vernehmen, denn ich fürchte keinen Spott und kein Geschrei von meinen Feinden.' Diese übermüthige Sprache, die uns schließen läßt, daß Guillem bei allen seinen Fehlern doch ein persönlich tapferer Mann war [68], die Kampflust und Unverzagtheit gegenüber einem Heere von Feinden spricht sich auch in den folgenden Strophen aus. 'So lange ich das feste Schloß von Nolha und den Palast von Ostalric habe, will ich verdammt sein, wenn ich nicht, ehe die Frösche singen, dem falschen lügenhaften Bischof die Nase abschneide. Ich müßte bei Gott ein Mädchen sein, wenn ich nicht meinem Feinde Ring und Krummstab aus seinem Miste wegnehme. Euren Glauben verwirrt dieser Bischof mit der Rabennase, mit seiner elenden Predigt; er treibt Unzucht, wie mir Giraut von Jorba [69] versichert.' Der Bischof, den Guillem hier tadelt, ist kein anderer als der von Urgel, gegen den er noch mehrere später zu erwähnende Lieder richtete. Bischof von Urgel war von 1163—98 Arnaut von Parexens. Es liegt also für dieses Lied wie für die andern ein weiter

Spielraum offen. Nach der Erwähnung Girauts von Jorba werden wir es um 1180 oder in den Anfang der achtziger Jahre setzen dürfen. Otto von Moncada, den wir im Eingange als alten Dichter erwähnt finden, soll zur Zeit Ludwig des Frommen gelebt, diesen gegen die Mauren begleitet und das Schloß Moncada erbaut haben. Daß auch Guillem ihn in ferne Zeit hinaufrückt, geht aus der Beziehung auf die Cathedrale von Vich hervor, die 1038 eingeweiht wurde. Das volksthümliche dieses Liedes, schon in der Form, ist nicht zu verkennen.

Auf andere persönliche Verhältnisse bezieht sich das siebente Lied, das aber eines der dunkelsten ist. 'Bernard von Baisselh sagt, daß er sich zum Troubadour machen will; darüber sollte sich kein Mensch in seiner Gegend wundern. Denn wohl versteht er zu dichten und Worte und Strophen zu verknüpfen. Darum scheint es mir, er wird mit Wort und Lanze an allen Rache nehmen; kein Laie und Pfaffe wird von ihm verschwiegen bleiben. Nicht beklage sich darüber Neffe noch Bruder von Salsas bis Erelh [70], denn keiner von ihnen versteht sich an Berengar von Monclar (bei Berga) zu rächen, der ihn mitten durch den Leib zu verwunden wähnte; aber nicht weiß, wer es nicht singt, daß er anfangs Abt war, bis der König ihn absetzte. Wie kann man mit Steinen und Ringen und Gold Schlösser gewinnen, ohne Schwert und Lanze? Darum scheint er mir gänzlich verloren. Ich weiß manchen, der eine gehörnte Haube trägt, aber ich will es nicht verrathen, denn ich bin ein Mann, der Uebles zu sagen sich scheut.' Die Beziehungen dieses Liedes zu errathen, scheint mir eben so unmöglich, als die Zeit seiner Abfassung festzustellen. Selbst das Verständniß des Textes ist sehr schwierig.

Guillems letztes urkundliches Vorkommen fällt in die Jahre 1186 und 1187; in jenem bestätigt er eine Schenkung an den Tempelorden; in diesem macht er, wir wissen nicht aus welchem Anlaß, sein Testament bei völliger Gesundheit, indem er an seine Brüder Raimon, Berengar und Bernard verschiedene der ihm zugehörigen Lehen und Güter vertheilt, auch dem Tempel-

orden bedeutende Schenkungen macht. Gleichwohl können wir kaum annehmen, daß er damit dem öffentlichen Leben entsagt habe. Vielmehr zeigen spätere Vorkommnisse, daß er auch im Beginn der neunziger Jahre noch dichtete und kämpfte. Ein Lied (16) bezieht sich auf die Streitigkeiten zwischen Alfons II und dem Vizgrafen Pons von Cabreira. Auf der Seite des Königs stand der Graf von Urgel, Armengol VIII, der seinem im August 1184 ermordeten Vater nachgefolgt war; auf der Seite des Vizgrafen unter andern Arnaut von Castelbon, den die Lebensnachricht des Dichters zu einem Beschützer desselben macht, nachdem ihn seine Verwandten verlassen [71], und Guillem selbst. Der Graf von Urgel, der so wie sein Vater dem Könige anfangs feindlich gegenüber stand, versöhnte sich mit ihm im August 1191; in Lerida theilten sich beide in die Güter des in Castilien gefangenen Pons, die er in Castilien, Aragonien und Ribagorza besaß; der König verpflichtete sich, dem Grafen gegen Pons von Cabreira und Arnaut von Castelbon, so wie deren Helfer Unterstützung zu leisten. Dieses ungerechte und gewaltthätige Verfahren war es, das den Unwillen des Dichters erweckte [72]. 'König, wenn ihr je ein milder Geber wart, und begehrt von den Frauen anderer Männer, jetzt habt ihr wie ein Sünder es bereut, denn jetzt seid ihr ihnen feind: das hat sich wohl dies Jahr gezeigt bei der ersten Unternehmung, die wir euch im Beginn des Frühlings ausführen sahen; darum will eine Frau, wenn sie von nun an euch geneigt ist, mit eurem Gute ihren Schatz mehren [73]. Lebte der edle Graf, euer Vater (Raimund Berengar † 1162) noch, er thäte es nicht um tausend Mark; er hätte nicht, wie ihr es thut, die Markgräfin (d. h. die Gemahlin des Vizgrafen Pons von Cabreira) mit Bogenschützen beschießen lassen (um in den Besitz ihrer Schlösser zu gelangen). Ihr liebtet sie und sie that euch liebes, und wenn Herr Raimon von Timor nicht lügt, so seid ihr härter gegen sie als der Stein des Thurmes. Ich kann euch offen meine Meinung sagen: seit zwei ganzen Jahren, König, seid ihr unhöfisch, und beweisen kann es euch die Gräfin von Beziers, der ihr, als sie euch eure Liebe gab, zwei Städte und

hundert Schlösser mit Thürmen nahmt. All' ihre Besitzungen hätte sie damals verloren, wenn nicht der von Saissac sich ins Mittel gelegt hätte.' Rogier, Graf von Beziers, der 1167 seinem Vater gefolgt war, hatte mit Alfons II bald in gutem, bald in schlechtem Verhältniß gestanden. Doch seit 1179 verband beide ein besseres Einvernehmen; 1185 bestimmte Rogier den Sohn Alfonsos zu seinem Nachfolger, weil er kinderlos war. Allein nach diesem Jahre wurde ihm ein Sohn geboren, und um diesem die Nachfolge zu sichern, ließ er seine Vasallen dem Kinde den Eid der Treue schwören. Das war gerade im Jahre 1191, und es ist zu vermuthen, daß es der Grund der vom Dichter geschilderten Gewaltthätigkeit war. Aus den Aeußerungen Guillems müssen wir schließen, daß ein vertrauliches Verhältniß des Königs zu der Gräfin bestanden hatte. Im März 1194, wenige Tage vor seinem Tode, fügte Rogier seinem Testamente ein Codicill bei, worin er Bertran von Saissac zum Vormunde seines Sohnes auf die Dauer von fünf Jahren ernannte, diesen zugleich dem Schutze Raimunds von Toulouse des jüngern anvertraute, jedoch ausdrücklich den Grafen von Toulouse von der Erbfolge ausschloß. In der folgenden Strophe wendet der Dichter sich an den König von Castilien, der wahrscheinlich damals dem von Aragonien feindlich gegenüberstand; wenigstens wird von einem Bündnisse zwischen Alfons II und den Königen von Portugal und Leon im Jahre 1191 berichtet, das allem Anschein nach gegen den König von Castilien gerichtet war. 'König von Castilien, der ihr an der Stelle eines Kaisers steht, weil ihr mächtig und edel seid, entbietet schnell in eurem ganzen Lande eure Heere und bringt uns Hülfe, damit ihr für immer Ruhm gewinnt, daß man in Lerida drinnen und draußen den Rauch des Heeres erblicke.' Von Einfällen des Königs von Castilien in Aragonien um jene Zeit, doch ohne ein Jahr anzugeben, erzählen spanische Geschichtsschreiber [74]. Das Geleit endlich ist an den Grafen von Toulouse gerichtet. 'Die Liebe scheidet sich, wenn ihr der Markgräfin nicht helft, die mehr gilt als Eleonore: jetzt wird sich's zeigen, ob ihr sie aufrichtig liebt.' Unter Eleonore haben wir

die zweite Tochter von Alfons II zu verstehen, die mit Raimund VI von Toulouse vermählt wurde, doch erst 1198 oder 1203; man sieht aber, daß schon damals (1191—93) die Rede davon war.

An den Kämpfen des Grafen von Urgel gegen Pons von Cabreira und Arnaut von Castelbon nahm auch der Bischof von Urgel, Arnaut von Parexens (1163—98) Theil. Wir dürfen schon aus diesem Grunde uns nicht wundern, Guillem unter den Gegnern des Bischofs zu erblicken. Eines gegen den Bischof gerichteten Liedes (8) haben wir bereits oben gedacht. Es zeigt uns, daß der Dichter, noch ehe der Krieg ausbrach, schlecht auf den Bischof zu sprechen war. Die Beschuldigungen, die er gegen ihn erhebt, sind persönlicher Natur und ähnlich denen, die er dem Markgrafen von Mataplana gemacht hatte. Das erste Lied scheint ein 'halbes Sirventes' (20) zu sein, welches folgendermaßen beginnt. 'Ein halbes Sirventes in seltenen Reimen will ich dichten von einem falschen Pfaffen in Urgel, den Gott verdamme.' Er rückt nun zunächst dem Bischof eine skandalöse Geschichte vor, und als Gewährsmänner werden, um die Wahrheit der Aussagen zu bekräftigen, ein Herr Arnaut von Auga, Raimon von Bocada und Arnaut von Alos genannt. 'Man sollte diesen Bischof', fährt er fort, 'ins Feuer werfen und verbrennen. Gott ist gerecht an dem Tage, wo man ihn in den Ofen steckt und ringsum mit Pfeilen aus einem hollundernen Bogen spickt.' In der letzten Strophe bittet er den Vorgesetzten des Bischofs, den Erzbischof von Tarragona, ihm den Purpur zu nehmen und ihn abzusetzen. Zur Begründung fügt er noch Schlimmeres hinzu, indem er den Bischof gleichfalls der Mannliebe beschuldigt. Schon 8, 17 hatte er gedroht, den Bischof zu entmannen und diese Drohung scheint ausgeführt worden zu sein; denn in zwei Liedern[75] frohlockt Guillem über die Niederlage des Bischofs. Der Eingang des ersten Liedes scheint sich an das vorher erwähnte Sirventes (20) anzuschließen. Der Bischof hatte geleugnet, daß er vom Erzbischof sein Siegel habe. Zugleich erfahren wir, daß der Bischof bei einer nur dunkel angedeuteten Gelegenheit drei Rosse

und einen Maulesel verlor. Vermuthlich hatte ihm Guillem mit seinen Genossen aufgelauert und ihn überfallen, und jene Verluste beziehen sich auf den dabei verübten Raub. Darauf gehen auch die folgenden Worte: 'Besser werden wir auf eine Krähe zur Linken achten als derjenige, der sie (die Rosse und den Maulesel) wie ein Pinsel verlor', d. h. wenn der Bischof auf die ungünstigen Vorzeichen gemerkt hätte, so würde er seine Reise nicht angetreten haben und vor dem Schaden bewahrt geblieben sein. 'Ich kenne keinen so falschen Pfaffen', heißt es weiter, 'weder Prior noch Abt, und wäre ich Herr im Lande, so hätte er schon seit zwei Jahren nicht mehr das Bisthum, so schlecht hat er sich aufgeführt.'

Nicht ohne Rache zu nehmen ließ der Bischof dies alles hingehen: wir erfahren aus dem zweiten Liede oder vielmehr einer einzelnen Strophe, auf welche Weise er sich rächte. 'Es ist wahr', heißt es hier, 'daß in Bergueban der einfältige Bischof einen künstlichen Weg bauen ließ, wo er mehr als hundert Menschen um's Leben gebracht hat, aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm seine Laster vorhielt.'

Unter den Gegnern des Dichters finden wir auch einen Priester Namens Rogier, dem er gleichfalls das mehr erwähnte Laster vorwirft (21). Der Inhalt dieses Sirventes ist bei weitem nicht überall verständlich: soviel aber ist klar, daß es von Obscönitäten strotzt. 'Ein verrätherischer diebischer Priester will, daß ich singe, da ich Sänger bin. Nachdenklich und sinnend werde ich sein, bis ich das Lied ans Licht gebracht. Bruder Rogier, um euretwillen werde ich ein Sonet ertönen lassen. Ich will euch gerade heraus die Wahrheit sagen: einen solchen Schurken hat es noch nicht gegeben.' 'Die Unglückliche ist zu bedauern', heißt es weiter, 'die es mit Meister Rogier zu thun hat.' Es wird an dieser Probe genügen, um den Charakter des Ganzen erkennen zu lassen. Rogier scheint ein herumstreichender, aus dem Kloster entronnener Mönch gewesen zu sein, dessen Heimat das südliche Frankreich war. Darauf deutet Belcaire (21, 7) und Viana (21, 57), wiewohl unter letzterem auch die castilische Stadt verstanden werden

könnte. Die Zeit des Liedes läßt sich durch nichts näher bestimmen.

Weiter als in die Mitte der neunziger Jahre (etwa 1194) können wir Guillems Spuren nicht verfolgen. Am castilischen Hofe mag er sich um jene Zeit aufgehalten haben, da er, wie aus dem um 1191 gedichteten Liede (16) hervorgeht, in freundschaftlicher Beziehung zu Alfons III stand. Darauf weist auch die Nachricht hin, die wir in der Biographie Aimerics von Pegulhan finden, daß er diesen Dichter dem Könige von Castilien vorgestellt habe. Die Nachricht ist für den Charakter des Dichters, der die Kargheit an andern hart tadelte, insofern bedeutsam, als sie ihn uns als freigebigen Dichterfreund zeigt. Daraus, daß nur der König von Castilien, nicht auch Alfons II von Aragonien genannt wird, geht hervor, daß das Ereigniß in die Zeit des Zerwürfnisses mit letzterem fällt, also frühestens 1183 oder 1184; wahrscheinlich aber schon in die neunziger Jahre, weil Aimerics von Pegulhan Dichterzeit wohl kaum in die achtziger Jahre zurückreicht. Denn wenn auch das um 1266 gedichtete Klagelied auf den Tod des Königs Manfred [76] mit Bestimmtheit ihm abzusprechen ist, so war er doch wohl 1245 noch am Leben: er wird also frühestens um 1170 geboren sein können. Aimeric hatte in Toulouse, seiner Vaterstadt, einen Bürger, mit dessen Frau der junge Dichter in einem zärtlichen Verhältniß stand, im Zweikampf getödtet und mußte deßhalb fliehen. Er wandte sich nach Catalonien und fand bei Guillem freundliche Aufnahme. Aimeric dichtete zum Danke ein Lied. Guillem schenkte ihm Pferde und Kleider; sodann brachte er ihn an den castilischen Hof und stellte ihn dem Könige vor, der ihn ebenfalls beschenkte. Es hat sich eine Tenzone zwischen beiden Dichtern erhalten [77], die ich in metrischer Uebertragung gebe.

Von Bergueban, aus diesen Fragen zwein
Wählt euch die bessre aus nach eurem Sinn;
Die andre nehm' ich zum vertheidigen hin,
Und doch gewinn' ich, wenn man Recht uns spricht:
Geliebt zu sein und selbst zu lieben nicht,
Und lieben wo man keine Lieb' euch zollt?
Wählt nach Gefallen, welches ihr nun wollt.

Herr Aimeric, ich müßt' ein Narr ja sein,
Erwählt' ich nicht der Liebe bessres hier:
Nicht lieben, selbst geliebt, dünkt schöner mir,
Denn Herr zu sein, wißt, war mir immer werth;
Nach langem Harren hab' ich nie begehrt,
Auch solch ein Schwachkopf bin ich nimmermehr.
Gewinn bei Spiel und Fraun ist mein Begehr.

Von Bergueban, kein Mensch, von Liebe frei,
Hat Freud' und Ehre, glaub' ich, auf der Welt;
Denn wie man Klugheit über Roheit stellt,
So ist wer liebt auch größrer Ehre werth
Als der der niemals gibt und nur begehrt[78];
Drum arm und ehrenwerth will eh ich sein
Als reich und schlecht und frei von Liebespein.

Herr Aimeric, ihr stellt euch ja hierbei
Wie Reinhart, als er Lust zur Traub' empfand,
Der sich nur deßhalb von ihr abgewandt,
Weil er sie nicht erreichen konnte so;
Er schalt die Frucht, die seiner Gier entfloh.
Ihm angeschlossen habt ihr euch vielleicht:
Ihr tadelt das, was ihr doch nie erreicht.

Von Bergueban, weil ihr ein Trüger seid.
So meint ihr, gleicher Farbe sei mein Herz;
Doch nein, ich nehme statt der Lust den Schmerz,
Indem bei Leiden Hoffnung mich durchzieht.
Mehr schätz' ich jagen was uns stets entflieht
Als das erreichen was nicht freut den Muth,
Denn tausende gilt ein ersehntes Gut.

Herr Aimeric, schon oftmals kam in Leid
Durch solchen Wahn manch höfisch wackrer Mann:
Herrn Otto mit dem Renner führ' ich an,
Der, weil er ihn nicht laufen ließ, verlor;
Er that's dem Sieger sicherlich zuvor,
Hätt' er die Zügel anfangs ihm verhängt:
Drum folgt der Lust wo sie euch wird geschenkt.

Von Bergueban, sie der ich Treue schwur,
Will ungeliebt ich lieben zehnmal eh,
Als daß mein Will' an andern Fraun ergeh.

Herr Aimeric, ich glaub', ihr scherzet nur,
Denn liebtet ihr wie ihr euch rühmet hie,
Geschieden wärt ihr von Toulouse nie.

Auch zu jener Zeit, wo der Dichter in den fünfzigern stand, hatte er das Interesse an solchen minniglichen Fragen nicht verloren, und seine nur auf möglichst raschen und vielen Genuß hinauslaufenden Grundsätze treten hier deutlich hervor.

Die provenzalische Lebensnachricht erzählt von Guillems kläglichem Ende. Ein Kriegsknecht erschlug ihn, wohl in einer der vielen Fehden, in welche er sich einließ. Wann wir sein Ende setzen dürfen, läßt sich nicht genau angeben. Ich glaube jedoch vor 1196, wo Alfons II starb und sein Sohn Peter II ihm nachfolgte, weil in Guillems Liedern auf diesen sich gar keine Beziehung findet. Ich denke daher, er wird um 1195 gestorben sein.

Seine Lieder zeigen uns einen nicht unbegabten Dichter, sie sind leicht, gewandt, oft zierlich im Ausdruck, melodisch in der Form und wohl auch in den begleitenden Weisen, die er zum Theil, wie das in Ottos von Moncada gedichtete Lied beweist, dem Volksgesange entlehnte. Mit allen ritterlichen Tugenden, und, nach dem Glücke, welches er bei den Frauen machte, zu urtheilen, auch mit äußerer Schönheit ausgestattet, war er schon durch seine Geburt zu einer angesehenen Stellung im Leben berufen. Allein es fehlte ihm an Adel der Gesinnung; rückhaltslose Leidenschaftlichkeit riß ihn zur Unsittlichkeit und zum Verbrechen hin und verschuldete sein Unglück.

Sein poetischer Nachlaß besteht in 21 Liedern und zwei einzelnen Strophen.

Was den strophischen Bau von Guillems Liedern betrifft, so ist der Einfluß catalanischer Volkspoesie schon von Milá (S. 284) hervorgehoben worden. Der größere Theil seiner Lieder zeigt jedoch den allgemeinen höfischen Charakter wie in der Ausdrucksweise so auch in der Form. Die bei Guillem vorkommenden Versmaße sind die gewöhnlichen, am meisten zehnsilbige Jamben mit männlichem und weiblichem Reime (Lied 3. 15. 16. 18. 19) und achtsilbige Jamben (Lied 5. 6. 14); der achtsilbige mit dem seltneren neunsilbigen gemischt (Lied 10 und Denkmäler, S. 126). Der sieben und sechssilbige jambische Vers begegnet in der einfachen Form des achten Liedes; der sechssilbige allein

im zwölften. Seltener sind die rein trochäischen Maße: so hat die einzelne Strophe (Keller, S. 59) siebensilbige trochäische Verse, das neunte Lied acht- und siebensilbige, ebenso das siebzehnte, jedoch mit einem fünfsilbigen verbunden. Vier- und achtsilbige Trochäen hat Lied 21. Die Mischung beider Maße ist verhältnißmäßig nicht so häufig. Die Verbindung achtsilbiger Jamben und Trochäen, doch mit Ueberwiegen der ersteren, hat Lied 13. Im siebenten haben die Stollen sechs- und siebensilbige Jamben, der Abgesang sieben- und achtsilbige Trochäen; zwischen letzteren steht ein dreisilbiger. Die Vermittelung geschieht hier durch den siebensilbigen Jambus, der sowohl mit dem siebensilbigen Trochäus wie dem sechssilbigen Jambus sich verbindet [79]. Derselbe Fall der Vermittelung begegnet im elften Liede, wo auch der siebensilbige jambische Vers den Uebergang bildet:

Eu no cuidava chantar
quar razo non avia
mas Arnautz del Viglar u. s. w.

Die Strophe besteht auch aus sechs- und siebensilbigen jambischen und sieben- und achtsilbigen trochäischen Versen. Sieben- und achtsilbige Trochäen, verbunden mit acht- und neunsilbigen Jamben zeigt die Denkmäler, S. 127, gedruckte Strophe. Zu bemerken ist noch die Versform des 20. Liedes, eine Form, die schon bei dem ältesten Troubadour, Wilhelm von Poitiers, vorkommt. Sie besteht aus zwölf Silben, mit einer Cäsur nach der siebenten, die bei Guillem von B. immer männlich ist. Der Endreim ist weiblich; bei männlichem hat der Vers nur elf Silben. Schema:

–́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑.

Nach drei solchen Versen folgt ein dreisilbiger, dann drei siebensilbige trochäische Verse. Die Seltenheit des Versmaßes bezeichnet der Dichter schon durch den Ausdruck un sirventes en rim' estranha.

Die Reime gehen gewöhnlich durch alle Strophen hindurch (10. 11. 13—19). Ein Wechsel von zwei zu zwei Strophen findet statt im dritten Liede, daher dasselbe sechs Strophen hat.

Auch im siebenten derselbe Wechsel; doch scheint dasselbe unvollständig, es hat nur drei Strophen und kein Geleit. Gleicher Wechsel in den fünfstrophigen Liedern 12 und 21. In allen Strophen wechselt der Reim im 6. und 20. Liede. Im achten bleibt ein Reim (3. und 6. Zeile) durch alle Strophen, der zweite wechselt; dasselbe ist im neunten der Fall. Ein Lied in seltenen Reimen ist das achtzehnte, wo die Reimklänge oga, erra, erga neben den gewöhnlichen on und ens vorkommen.

Den volksthümlichen Refrain hat Guillem im neunten Liede, wo die beiden letzten Verse ihn bilden. Weniger volksthümlich ist die refrainartige Wiederholung des Namens Mataplana in dem Trauerliede auf den Tod des Markgrafen an bestimmter Stelle der Strophe (10).

Die Reimkünste späterer, zum Theil auch gleichzeitiger Dichter hat Guillem nicht. Nur in einem Liede knüpft er den Anfangsreim der zweiten Strophe an den Schlußreim der ersten (5), wodurch ein Wechsel von zwei zu zwei Strophen entsteht [80]. Eine zehnzeilige Strophe, auf einen einzigen Reim ausgehend, hat das 21. Lied, und zwar sind die Reime durch je zwei Strophen gleich, also zwanzigfacher Reim.

Den einfachsten Strophenbau hat Guillem in dem Liede, das er nach seiner eigenen Aussage auf eine uralte Melodie Ottos von Moncada dichtete (8). Es ist eine sechszeilige Strophe (a a b a a b), die von selbst in zwei Theile zerfällt. Sie ist ursprünglich aus einfachen Reimpaaren hervorgegangen; nach jedem Reimpaare folgte eine refrainartige Zeile. Damit stimmt es auch vollkommen, daß die Reimpaare in jeder Strophe wechseln, jene Refrainzeile aber durch alle Strophen gleichen Reim hat. Nur hat Guillem je zwei Reimpaaren gleichen Reim gegeben, was ursprünglich gewiß nicht der Fall war. Die erste Form war also

a a b c c b   d d b e e b; daraus
a a b a a b   c c b c c b.

Eine andere einfache Form, die nur durch den Reimwechsel etwas kunstreicher wird, hat das fünfte Lied, dessen Form ist

aa bb aab;

d. h. jeder Stolle besteht aus einem Reimpaare, der Abgesang aus drei Zeilen, deren beide erste dem ersten Stollen gleichen. Einfach ist auch die achtzeilige Strophenform im 3., 16. und 19. Liede (ab ab ccdd), wo die Stollen auch zweizeilig sind (gekreuzte Reime), der Abgesang aus Reimpaaren besteht; daraus erweitert die zehnzeilige mit gleicher Anlage im sechsten Liede (ab ab cc ddee), und ganz ähnlich die elfzeilige, indem das eine Reimpaar zum dreifachen wird (ab ab ccc ddee), im siebenten. Statt der Reimpaare stehen im Abgesange gekreuzte Reime (ab ab bcbc) im fünfzehnten. Reimpaare im Abgesange, aber umgekehrte Reimfolge in den Stollen hat das vierzehnte Lied (ab ba cc dd), und ihm schließt sich das dreizehnte an, bei welchem statt des einen Reimpaares dreifacher Reim steht (ab ba ccc dd ee). Die einreimige Strophe von Lied 21 theilt sich in dreizeilige Stollen und vierzeiligen Abgesang:

aaa aaa aaaa.

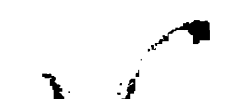
Die künstliche Form (Denkmäler, S. 125) hat vierzeilige Stollen und neunzeiligen Abgesang:

abab cdcd ededffeff.

Noch einfacher als die erwähnte achtzeilige ist die siebenzeilige des zwölften Liedes. Hier hat jeder Stolle vier Zeilen, der Abgesang gleicht den Stollen und wiederholt nur noch einmal die letzte Zeile des Stollen (ab ab bab)[81].

Neben diesen theilbaren hat der Dichter auch eine Anzahl untheilbarer Strophenformen, unter denen eine (9) durchaus volksthümlichen Charakter trägt. Folgende sind untheilbar: 9—11. 17. 18. 20 und die Denkmäler, S. 127, gedruckte. 11 wäre theilbar, wenn nicht Vs. 2 und 4 von ungleicher Länge wären; die Reimordnung (ab ab acca) würde die Theilung gestatten.

Reimzahl, Geschlecht und Ordnung der Reime ist durch alle Strophen eines Liedes gleich. Davon weicht nur das sechste Lied ab: hier hat die erste Strophe acht Zeilen, die zweite zehn, darunter aber ein weibliches Reimpaar (trochäisch), die dritte zehn mit nur männlichen Reimen; ich glaube, daß



letztere das richtige hat und daß der ersten ein Reimpaar fehlt, in der zweiten die weiblichen Reime fehlerhaft an die Stelle von männlichen getreten sind. Erwägt man, daß Matfre Ermengau im Breviari d'amor weiblich und männlich reimende Verse von acht Silben einander gleich setzt, so wäre möglich, daß der Fehler schon vom Dichter herrührte.

Die Strophenzahl betreffend, ist die ungerade Anzahl die gewöhnliche: am häufigsten sind fünfstrophige Lieder (5. 9. 10. 12. 13. 14. 17. 18. 19. 20); dreistrophig sind 6 und 7, letzteres jedoch wohl unvollständig. Siebenstrophig ist Lied 21, trotz des Wechsels der Reime von zwei zu zwei Strophen, so daß die letzte Strophe mit ihren Reimen allein steht; derselbe Fall bei dem fünfstrophigen Liede 12. Mehr als sieben kommen nicht vor. Zwei Strophen hat das in den Denkmälern, S. 126, gedruckte Sirventes, das mit dem Maße des Liedes nicht zu messen ist. Vier Strophen haben 11 und 16; sechs 8 und 15, so wie drei, bei welchem Liede die gerade Strophenzahl sich leicht erklärt, weil die Reime von zwei zu zwei Strophen wechseln.

Somit helfen die Lieder Guillems in ihrem strophischen Bau wie in der Strophenzahl überwiegend das Gesetz bestätigen, daß auch in der provenzalischen Kunstlyrik die Dreitheiligkeit waltet, wenn sie auch nicht so durchgegriffen hat, wie es bei den deutschen Liederdichtern des Mittelalters der Fall ist.

Anmerkungen.

1 Vgl. dazu meine Recension im Jahrbuch für romanische Literatur, V, 331--46.

2 Vgl. über diese und die folgenden urkundlichen Nachweise: Milá y Fontanals S. 278 f.

3 Daß der Großvater auch Guillem hieß, ergiebt sich aus der Urkunde von 1130, wo Guillem der Sohn genannt wird.

4 Eine Gräfin; oder ist für Guisla zu lesen Guill'a, Abkürzung von Guillelma?

4a Nämlich ihrer Liebschaften: rüemen, rüemaere ist auch im Mhd. der gewöhnliche Ausdruck für denjenigen, der mit seinen Liebesabenteuern prahlt.

5 e se vana de totas las domnas queill soffrian amor. Raynouard 5, 186.

6 Keller, Guillem von Bergueban S. 8 f.

7 Vgl. Milá y Fontanals S. 317.

8 Diez, 'Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie', 1. Hft., S. 40 bis 44. Berlin 1825.

9 Denn Hdschr. 2701 und la Vallière 14 sind ein und dieselbe; vgl. Keller, S. 9.

10 unverständlich. 11 melhor. 12 e em. autreiatz. 13 enuey. 14 ley. 15 premier. 16 costumier. 17 pus. 18 tals dos zu lesen? 19 pros? 20 e aic. 21 may. 22 don. 23 car de cascu raso. 24 a mi. 25 damors. 26 vostre. 27 amors. 28 res als. 29 co. 30 e a. 31 lamor. 32 pus. 33 pus-pus. 34 ofansa. 35 quilh. 36 lay.

37 Peire Vidal hat sie in den Liedern 23—27.

38 Vgl. meine deutschen Liederdichter 46, 29 und Anmerk.

39 entre molina hieße dann 'innerhalb der Mauern von Molina', was jedoch sprachlich nicht ohne Bedenken ist. Ich glaube daher eher chantar entre molina ist eine sprüchwörtliche Redensart, der sich das mhd. harpfen in der mül vergleichen ließe, wenn nicht der Sinn ein anderer schiene.

40 Vgl. über die urkundlichen Nachweise Milá y Fontanals S. 316 ff.

41 Wohl identisch mit Melguei bei Uc de S. Cir, Lex. Rom. I, 418.

42 Auch dies ist wohl eine Zweideutigkeit.

43 Milá versteht die Stelle so, daß der Markgraf selbst königlicher Hauptmann gewesen; aber dem Wortlaute nach kann car el mainader rejal despes tan lag sa feunia nur heißen: 'er verübte seine Bosheit an dem königlichen Hauptmann.'

44 Weil hier der Ausdruck chanson gebraucht ist (3, 2), scheint Milá dies Lied unmittelbar hinter die cansoneta (9) zu setzen. Doch kann der Ausdruck allgemeiner gefaßt und auch auf das Sirventes (17) bezogen werden; vgl. 3, 41.



45 Nach Milá, S. 287, Anm. 12, ein Feld in der Nähe von Vich.

46 Aus einer Stelle wie dieser mag die Aeußerung der Biographie hervorgegangen sein: se vana de totas las domnas queill sofrian amor.

47 A. 1174 Raimundus Fulconis occisus est. Milá S. 279.

48 'tanta est guerra inter homines de Cardona et traditores qui eum interfecerunt, quod nullus de Cardona potest exire nisi armata manu', heißt es in einem nach 1175 geschriebenen Briefe: Milá S. 279.

49 Unter Sanso ist wohl Sancho VI, König von Navarra (1150—94), der Weise genannt, zu verstehen.

50 Nach Milá dem von Tarragona.

51 Milá, S. 300, liest: vau m'en a Asturis e noill er mais sofert, und erklärt: 'nach Asturien'; aber die Lesart von 3207 ist fehlerhaft, wie der Vers zeigt.

52 15, 13, vgl. S. XXIV.

53 Schon dieser Uebergang zeigt, daß Sancho im Anfang ein anderer ist.

54 Keller und Milá lesen: can cho dauratz, can so dauratz; vgl. Lex. Rom. I, 146, don ieu daurava mon chan, bei Lanfranc Cigala.

55 Mahn, I, 297; Herrigs Archiv 35, 461.

56 Milá, S. 301.

57 Milá, S. 287.

58 on son tan avinen li do, 13, 6; do als 'Geschenke' paßt zu dem folgenden nicht; ich nehme daher do = don (domini).

59 Ein Band zu schenken, war eine der ersten Gunstbezeigungen der geliebten Dame.

60 Mit Bezug auf die Hoffnung der Bretonen, daß Artus einst wiederkehren werde: vgl. Peire Vidal, 7, 62. 13, 48. 15, 18. Herrigs Archiv, 32, 413. 33, 306.

61 Vgl. Fauriel, Histoire de la poésie provençale, 3, 497 f. Romania I, 105 ff.

62 Dieser und Guillem von Clarmon kommen in einer Urkunde von 1176 vor; vgl. Milá S. 279. Blascol Romeu auch Peire Vidal, 9, 7. Biogr. 104.

63 Arnaut Sabata ist der Name eines Dichters.

64 Vgl. Milá, S. 291, Anmerk. 21.

65 Mahn, Werke der Troubadours, I, 266.

66 Mahn I, 303; Diez, Leben und Werke, S. 228. Nach neueren Forschungen fällt das Gedicht ins Jahr 1186 oder zwischen 1183—86.

67 Die von Pinos erwähnt Guillem (17, 44) als von dem Markgrafen von Mataplana beschimpft; Raimon Gauceran war demnach wohl ein Freund des Dichters. Er erscheint im Gefolge von Alfons II (Peire Vidal, Biogr. 108), vgl. auch Denkmäler, 166, 16.

68 Auch die Lebensnachricht sagt: bons cavalliers e bons guerrers (fo).

69 Dieser erscheint urkundlich 1162—77. Milá, S. 293, Anm. 27.

Herr Aimeric, ich müßt' ein Narr ja sein,
Erwählt' ich nicht der Liebe bessres hier:
Nicht lieben, selbst geliebt, dünkt schöner mir,
Denn Herr zu sein, wißt, war mir immer werth;
Nach langem Harren hab' ich nie begehrt,
Auch solch ein Schwachkopf bin ich nimmermehr.
Gewinn bei Spiel und Fraun ist mein Begehr.

Von Bergueban, kein Mensch, von Liebe frei,
Hat Freud' und Ehre, glaub' ich, auf der Welt;
Denn wie man Klugheit über Roheit stellt,
So ist wer liebt auch größrer Ehre werth
Als der der niemals gibt und nur begehrt[78];
Drum arm und ehrenwerth will eh ich sein
Als reich und schlecht und frei von Liebespein.

Herr Aimeric, ihr stellt euch ja hierbei
Wie Reinhart, als er Lust zur Traub' empfand,
Der sich nur deßhalb von ihr abgewandt,
Weil er sie nicht erreichen konnte so;
Er schalt die Frucht, die seiner Gier entfloh.
Ihm angeschlossen habt ihr euch vielleicht:
Ihr tadelt das, was ihr doch nie erreicht.

Von Bergueban, weil ihr ein Trüger seid.
So meint ihr, gleicher Farbe sei mein Herz;
Doch nein, ich nehme statt der Lust den Schmerz,
Indem bei Leiden Hoffnung mich durchzieht.
Mehr schätz' ich jagen was uns stets entflieht
Als das erreichen was nicht freut den Muth,
Denn tausende gilt ein ersehntes Gut.

Herr Aimeric, schon oftmals kam in Leid
Durch solchen Wahn manch höfisch wackrer Mann:
Herrn Otto mit dem Renner führ' ich an,
Der, weil er ihn nicht laufen ließ, verlor;
Er that's dem Sieger sicherlich zuvor,
Hätt' er die Zügel anfangs ihm verhängt:
Drum folgt der Lust wo sie euch wird geschenkt.

Von Bergueban, sie der ich Treue schwur,
Will ungeliebt ich lieben zehnmal eh,
Als daß mein Will' an andern Fraun ergeh.

Herr Aimeric, ich glaub', ihr scherzet nur,
Denn liebtet ihr wie ihr euch rühmet hie,
Geschieden wärt ihr von Toulouse nie.

in den Armen seines Liebchens.' Und nun wird die Geliebte reizvoll und phantastisch geschildert. Sie hat ein Hemdchen von Leinen und einen weißen Hermelinpelz und ein seidenes Untergewand, Strümpfe von Wasserlilien und Schuhe von Maienblüthen; einen Gürtel von Blättern mit goldnen Knöpfen, das Täschchen von Liebe, die herabhängenden Schnüre von Blumen. Sie reitet auf einem Maulthier, von Silber ist der Beschlag, der Sattel vergoldet, hinten auf der Kruppe waren drei Rosenstöcke gepflanzt, um ihr Schatten zu machen. So geht sie die Wiese hinab; Ritter begegnen ihr und grüßen sie schön. 'Schöne, wo seid ihr geboren?' 'In dem weitgepriesenen Frankreich, bin von hoher Abkunft.'

Nachtigall die ist mein Vater,
Die da singet auf den Zweigen
In dem tiefsten Busche.
Die Siren' ist meine Mutter,
Die da singt im salz'gen Meere
An dem höchsten Ufer.

Schöne, ihr seid wohl geboren,
Habt ein hoch Geschlecht erkoren
Und ein stattlich Leben.
Wenn's doch Gott gefallen wollte,
Daß er zum Gemahl euch sollte
Meinem Herzen geben!

Wir stehen hier ganz auf dem Boden einer märchenhaften Poesie, die in ihrem Zaubergarten nach Wirklichkeit nicht fragt. Der springende Ton ist ganz der des echten Volksliedes.

Ein drittes, auch im deutschen Volksgesange beliebtes Motiv ist das von der Nonne, die, wider ihren Willen ins Kloster gesteckt, darin ihr ganzes Leben vertrauern soll. Ein reizendes altfranzösisches Lied der Art ist auf uns gekommen, in einem eigenthümlichen Rhythmus, der aber gerade in volksthümlichen Liedern häufig wiederkehrt: ein Vers aus zwei Hälften von je fünf Silben. Der Dichter führt in der ersten Strophe sich ein. Es ist Mai, die Blumen blühen, er geht sie zu pflücken auf die Wiese. Da hört er eine süße Stimme neben einem grünen Busche in der Nähe einer Abtei. Nach dieser kurzen Einleitung

tritt die Mutter ein, setzt sich vor sie hin und bittet sie: 'Tochter, nimm einen Gemahl, den Herzog Gerhard oder den Grafen Heinrich.' 'Mutter', versetzt die Tochter, 'ich fürchte mich, einen Mann zu nehmen; es ist ein Handel, den die meisten bereuen, denn wenn er mich nicht liebt, und ich ihn nicht, so werde ich in Schmach und Schmerz an seiner Seite leben. Einen Mann nehmen, ist etwas bleibendes, nicht ein Ding, das man läßt, wenn es einen gereut; man muß ihn behalten, mag es einem nachher lieb oder leid sein!' 'Aber der Vater will es,' sagt die Mutter. Da sinkt das Mädchen in Ohnmacht, die Mutter, von Mitleid ergriffen, küßt sie weinend und spricht ihr Trost ein: 'Tochter, sei nur wieder froh, du liebst Garin, du sollst ihn zum Gatten haben.' Und so werden die Liebenden verbunden, nachdem auch der Vater Lancelin seine Zustimmung gegeben.

In andern Romanzen ist die Liebende eine verheirathete Frau. Schön Isabelle, die Kaiserstochter, ist mit einem ihrer unwürdigen Manne vermählt und klagt darüber. Ihre Kammerfrau fragt sie: warum sie weine? und ob sie überhaupt auf Liebe verzichten wolle. 'Ja', sagt Isabelle, 'wüßte ich einen höfischen Ritter, der wegen seiner Tapferkeit gepriesen wäre, den wollt' ich wohl lieben.' 'O, Herrin, ich weiß einen solchen Ritter, er wird euch lieben, verdrieße es, wen es mag.'

Die schöne Jolante wird von ihrer Mutter gescholten. 'Mutter, warum scheltet ihr mich? Ist es um Nähen oder um Spinnen, oder ist es, weil ich zu viel schlafe?' 'Nicht um Nähen oder um Spinnen, oder weil du zu viel schläfst, aber du sprichst zu viel mit dem Ritter, dem Grafen Mahi, das verdrießt deinen Gatten. Thue es nicht mehr, ich bitte dich darum.' Und darauf erwidert die Tochter:

Und schwür' es auch der Gatte mein,
Er und all die Verwandten sein,
Und macht' es ihm Verdruß und Pein,
Das Lieben laß' ich drum nicht sein.'

Die Königstochter, die im Garten an der Quelle trauert, ruft sehnsüchtig ihrem Geliebten Gui; ihr Vater hat sie mit einem Alten verheirathet, der sie in dies Haus eingeschlossen,

aus dem sie Morgens und Abends nicht heraus darf. Der Gatte hört ihre Klage, kommt in den Garten, nimmt seinen Gürtel, schlägt sie damit und tritt sie mit Füßen. Dann aber thut es ihm leid, denn er war ihres Vaters Vasall gewesen. Als die Schöne sich erholt hat, bittet sie Gott, ihr noch vor Abend ihren Liebsten zu senden. Und Gott erhört sie, unter einem laubigen Baume tröstet sie ihr Trauter, wobei manche Liebesthräne fließt.

Tragisch verläuft die Romanze von Schön Doette, die lesend am Fenster sitzt und deren Geliebter fern in fremdem Lande turniert. Da sieht sie an der Treppe des Saales einen Knappen absitzen, sie eilt die Stufen hinab, und hofft gute Märe von ihm zu hören. 'Wo ist mein Gatte, den ich so lange nicht gesehen?' Vor Leid beginnt der Knappe zu weinen, Doette sinkt in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen, fragt sie: 'Wo ist mein Herr?' 'Frau, ich kann es euch nicht verhehlen, er ist todt, beim Turnier ward er getödtet!' 'Nun, so will ich ihm zu Liebe das Klostergewand anziehen, kein bunter Pelz wird je mehr meinen Leib bedecken. Eine solche Abtei will ich bauen, wenn Jemand dahin kommt, der die Liebestreue gebrochen, der soll keinen Eingang dort finden.' Und sie baut ein Kloster, darein sie alle Männer und Frauen ziehen will, die um der Liebe willen Leid zu erdulden wissen.

Man sieht, es ist mit Ausnahme der letzten überall ein Grundthema: der Kampf zwischen der Neigung des Herzens und einer von den Verhältnissen aufgedrungenen Pflicht und Nothwendigkeit. Wenn wir uns vergegenwärtigen, auf wie conventioneller Grundlage in den ritterlichen und fürstlichen Kreisen des Mittelalters die Ehen geschlossen wurden, so wird diese typisch hindurchgehende Auflehnung des Herzens gegen die Verhältnisse uns nicht befremden.

Von besonderem Reize sind zwei dieser Romanzen, die ich daher vollständig mitzutheilen mir erlaube. Sie weichen auch im Typus etwas von den andern ab und haben einen besonderen Grad von Alterthümlichkeit und volksmäßiger Schlichtheit. Die erste benenne ich

Schön Irmenburg.

Die Zeit ist da der langen Tag' im Mai,
Vom Königshof die Franken kehren heim,
Reinald voran ritt in der ersten Reih'.
Am Haus von Irmenburg zieht er vorbei.
Nicht hebt er auf zu ihr die Augen sein.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Schön Irmenburg hinab durch's Fenster sieht,
Ein bunter Pfellel liegt auf ihren Knie'n,
Sie sieht die Franken heim vom Hofe ziehn,
Vorn in der ersten Reih' Reinald, ihr Lieb:
Laut sprach sie da, so wie ihr Herz sie trieb.
Ach! Reinald, mein Lieb!

'Reinald, mein Lieb, erlebt hab' ich die Zeit,
Zogst du an meines Vaters Thurm vorbei,
Sprach ich zu dir nicht, war dir's herzeleid.'
'Du thatest Unrecht, kaiserliche Maid,
Liebst einen Andern, und vergaßest mein.'
Ach! Reinald, mein Lieb!

'Reinald, o Herr, freisprechen kann ich mich:
Mit hundert Jungfraun schwör' ichs sicherlich,
Mit dreißig Frauen, die begleiten mich:
Nie einen sonst als dich je liebte ich.
Nimm meine Buße und laß küssen dich!'
Ach! Reinald mein Lieb!

Graf Reinald stieg die Stufen rasch hinan,
Blond war sein Haar und kraus und wohlgethan,
Die Schultern breit, die Hüften schlank, ein Mann,
Schön wie auf Erden keiner gleich ihm kam.
Schön Irmburg sah's und hob zu weinen an.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Graf Reinald stieg zu ihrem Thurm hinauf:
Ein Ruhbett schön stand da, er saß darauf
Und neben ihm Schön Irmenburg, sein Traut.
Da war's mit Leid und allem Sehnen aus:
Von Neuem ging die Liebe ihnen auf.
Ach! Reinald, mein Lieb!

Das zweite Lied ist die Romanze von den zwei Schwestern.

Am Samstag Abend, wenn die Woche scheidet,
Gehn Hand in Hand zum Bad am Quell der Haide
Gaiett' und Oriour, die Schwestern beide.

Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ists, Lieb' um Liebe tauschen.

Vom Ritterspiel kehrt Gerhard, der Geselle,
Gaiett' hat er gesehen an der Quelle,
Und sanft umschlungen hat sein Arm sie schnelle.
Nachtwind weht und Zweige rauschen:
Süß ists Lieb' um Liebe tauschen.

'Hast Du vom Wasser, Oriour, genommen,
Kehr' heim den Weg zur Stadt, den wir gekommen!
Bei Gerhard bleib' ich, der mein Herz gewonnen.'
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ists Lieb' um Liebe tauschen.

Bleich und betrübt geht Oriour von hinnen,
Sie geht und weint und seufzt im Herzen drinnen,
Weil sie die Schwester nicht mit heim soll bringen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ists Lieb' um Liebe tauschen.

'Ach, wär' ich nie', sprach Oriour, 'geboren,
Im Thal hab' ich die Schwester mein verloren;
Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren.'
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ists Lieb' um Liebe tauschen.

Gaiett' und Gerhard kehren heim von dannen,
Bis sie in seines Landes Stadt gelangen:
Dort hat er als Gemahlin sie umfangen.
Nachtwind weht und Zweige rauschen,
Süß ists Lieb' um Liebe tauschen.

Eine formale Eigenthümlichkeit dieser Romanzen wird schon aus den beiden als Proben gegebenen erkennbar sein: es ist der durchgehende Refrain, der am Schluß jeder Strophe wiederholt wird. Derselbe steht fast immer in einer Beziehung zu dem Inhalte des Liedes. An den hier mitgetheilten brauche ich es nicht besonders hervorzuheben; der schöne Refrain namentlich der zweiten Romanze verleiht dem Ganzen etwas sehr Stimmungsvolles. Das Lied von Schön Doette, das einzige, das wirklich einen tragischen Zug hat, hat zum Refrain die Worte 'Leid trag' ich darum', wozu dann in den letzten Strophen, wo von der Klostergründung die Rede ist, eine zweite Zeile hinzukommt: 'um dich will Nonn' ich werden in Sanct

Paulus Münster.' Wie hier der Refrain der Hauptperson in den Mund gelegt, deren Empfindung ausdrückt, so in der Romanze von Schön Isabelle, wo er lautet:

Ach! Freunde mein,
Durch Neider muß ich fern der Heimat sein.

In der von Schön Jolante, worin dieselbe von ihrer Mutter getadelt wird, heißt er: 'Schöne Jolante, ich tadle dich,' und nur die Schlußstrophe ändert dies in 'Schöne Jolante, wohl fromm' es dir!' In zwei andern, in welchen die Liebende ein sehnsüchtiges Lied singt, enthält der Refrain den Grundton desselben, in dem von Schön Jolante:

Wie klingt der Name Liebe hold:
Ach! daß ihr Leid ich fühlen sollt'!

In dem von Schön Amelot:

Garin zum Mann, o Gott, mir gieb,
Mein holdes Lieb,

und nachdem sie ihn bekommen, wird der Refrain der Schlußstrophe demgemäß geändert:

Schön Amelot nun hat sie ihn,
Ihr Lieb Garin.

Die Klage der Liebenden und ihr sehnsüchtiger Ruf bildet auch den Refrain in dem Liede von der unglücklich vermählten Königstochter, dessen erste Strophe ich hier wegen der anmuthigen, darin entworfenen Schilderung vollständig mittheilen will.

In einem Garten sitzt an Baches Rand,
Deß Wasser klar und weiß der Ufersand,
Das Königskind, die Wange stützt die Hand,
Den süßen Freund hat seufzend sie genannt.

Und nun der Refrain:

Graf Gui, Geliebter du!
Ach! deine Liebe nimmt mir Freud' und Ruh'.

Das Lied von Oriolant beginnt:

In Thränen sitzt Oriolant
Und seufzt auf hohem Söllerrand,
Nach Helier sehnend hingewandt.
Ach Liebster, dich hält fern gebannt
Der Neider und Verleumder Hand.

Der Refrain lautet:

Wie langsam Freude kommt gegangen
Für den, der nach ihr trägt Verlangen.

Das Lied von Schön Aye, die einen Ritter in fremdem Lande liebt, hat einen dem entsprechenden Refrain:

Ach! Liebe du im fernen Land,
Du hältst mein Herz gefangen und gebannt.

In zwei andern werden im Refrain die Namen der Liebenden genannt. Beide sind leider nur als Fragmente überliefert, scheinen aber, nach diesen zu urtheilen, zu den anmuthigsten gehört zu haben. Das eine entwirft eine hübsche Schilderung des ritterlichen Lebens, in etwas eingehenderer Form, als sie sonst diesen Romanzen eigen ist.

Das schöne Osterfest kommt im April,
Es blüht der Wald, die Wiesen sind schon grün,
In ihren Ufern sanft die Wasser ziehn,
Die Vöglein singen früh und spät ihr Lied:
Nicht darf vergessen wer da hat ein Lieb,
Oft soll er kommen und oft gehn zu ihm.
Es lieben sich Aigline und Graf Gui.

Der Refrain dazu lautet:

Gui liebt Aigline und Aigline Gui.

Die zweite Strophe führt nun die Heldin ein.

Dort unterm Schloß — es heißt das Schloß Beaucler —
Da geht es fröhlich jetzt beim Tanzen her.
Zum Reihen kommen Mägdelein daher,
Der Knappe trägt nach Ritterspiel Begehr,
Die Ritter freu'n sich zuzuschau'n gar sehr,
Die Edelfrau'n zur Kurzweil kommen her.
Nicht säumen will auch Schön Aigline mehr:
Schmuck angethan im Zindelkleide schwer,
Das schleppt zwei Ellen durch die Wiese her.
Gui liebt Aigline und Aigline Gui.

Von dem andern, Alde und Doon, sind ebenfalls nur die zwei ersten Strophen erhalten.

Mutter und Tochter bei der Arbeit sitzt,
Sie sticken Amseln schön in Gold, das blitzt:

Die Mutter sprach, es war ihr Herz verschmitzt.
Schön Alde trägt treu' Liebe zu Doon.

Lern' nähen du und spinnen, Töchterlein,
Und Amseln sticken in das Gold hinein;
Allein die Liebe zu Doon laß sein!
Schön Alde trägt treu' Liebe zu Doon.

Ein drittes, ebenfalls nur Fragment, hat folgenden Anfang:

Schön Doe sitzt im Freien hie,
Unter dem Weißdorn harret sie
Auf ihren Freund, doch der kommt nie.

Und nun der Refrain:

Gott, giebt's noch einen auf der Welt,
Der Doon gleich als Mann und Held!
Nur Doon ists, der mir gefällt.

Hierauf redet sie den blühenden Weißdorn an:

Wie stehst du reich und blühend hier,
Mein Lieb wollt' treffen mich bei dir,
Ach! aber er kommt nicht zu mir.

Die Namen der Dichter sind uns nicht überliefert: wie beim echten Volksliede verschwindet die Persönlichkeit des Sängers vollständig. Nur ein einziger Name ist auf uns gekommen: Audefroi (der Name wäre deutsch Altfried) der Bastard. Seine Romanzen bewegen sich im wesentlichen in dem Stile der etwas älteren volksthümlichen Lieder dieser Art: auch er führt Schön Isabelle, Schön Beatrix, Schön Idoine, Schön Emmelot, einmal auch die wohlgethane (bien faite) Argentine ein; auch bei ihm sind die einleitenden Schilderungen ganz ähnlich. Schön Idoine sitzt unter dem grünenden Olivenbaum in ihres Vaters Garten und klagt und seufzt um ihre Liebe. Schön Beatrix sitzt in goldgeschmückter Kammer und spinnt weinend ihre Fäden. Schön Emmelot weint unter einem Busch auf der grünen Wiese nach Gui, sie hat einen bösen Mann, der sie schlägt und mißhandelt.

Auch hier sind die Motive die gleichen: unglücklich verheirathete Frauen oder Mädchen, die gegen den Willen der Eltern lieben. Auch hier ist durchgängig der Refrain angewendet, der wie bei den echten Volksromanzen an den Inhalt des Liedes

anknüpft. Da heißt es in dem einen, das von Gerhards und Isabellens Liebe singt: 'Und Freud' erwartet Gerhard', und am Schlusse, wo er ans Ziel seiner Wünsche gelangt ist: 'Und nun hat Gerhard Freude'. In einem zweiten lautet er:

Ach Gott! wen Liebesleid und Schmerz getroffen,
Der darf auf nahe Freude hoffen.

In einem dritten:

Mit Süßem ist gewürzt der Schmerz,
Den duldet ein treuliebend Herz.

In einem vierten:

Hat eine Frau 'nen bösen Mann,
Der steht ein traurig Herz wohl an.

Man sieht also, Audefroi hat sich an diesen Volkssängern geschult, und wir würden, wenn uns kein Dichtername überliefert wäre, vielleicht auch seine Lieder für wirkliche Volksromanzen zu halten geneigt sein. Allein bei aufmerksamer Beobachtung wird man doch gewisse Unterschiede im Stil wahrnehmen können. Zunächst, rein äußerlich betrachtet, sind seine Romanzen viel umfangreicher. Er wendet ferner den Alexandriner an, während jene älteren in der Form des zehnsilbigen Verses oder in den noch alterthümlicheren Tiraden aus achtsilbigen Versen gedichtet sind. Er läßt mitunter einen und denselben Reim durch alle Strophen hindurchgehen. Endlich ist die ganze Schilderung und Darstellungsweise schon eine kunstreichere, weniger einfache und naive; sie haben nicht das springende, abgerissene der echten Volkslieder, sondern sind fester gefügt und ausgearbeitet. Wir können sie daher nicht als wirkliche Producte volksmäßiger Poesie betrachten, immerhin aber sind sie interessant für die innige Beziehung zwischen Kunst- und Volksdichtung, für die leisen Uebergänge, die von der einen zur anderen Art stattfinden.

Volkslieder von nicht epischem Charakter sind uns aus dem 12. und 13. Jahrhundert nur wenige erhalten. Auch die mehr lyrischen lieben es, an irgend ein episches Motiv anzuknüpfen. So treffen wir in einem ein auch im deutschen Volksliede mehrfach wiederkehrendes Motiv von drei Mädchen,

die redend eingeführt werden. Hier sind es drei Schwestern. Das nur dreistrophige anmuthige Liedchen lautet:

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut:
Die Brünette sang, die nette:
Nur ein braunes Lieb sei mein,
Braun bin ich selber,
Braun soll auch mein Liebster sein!

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die jüngste drunter rufet munter
Nach Robin, daß es schallt:
Hast mich entführt aus grünem Wald,
Bring zurück mich bald!

An dem Meer drei Schwestern traut
Singen laut;
Die ältste sprach:
Wer lieben will ein Mägdelein,
Der sei ihm auch fein
Treu darnach!

Ein anderes ebenfalls beliebtes Motiv des Volksliedes aller Völker ist das Hineinziehen der Vögel, namentlich der Nachtigall. Solcher Lieder haben sich mehrere erhalten; in dem einen führt der Dichter sich selbst ein:

In dem Mai, wenn's überall
Grünt und blüht in Berg und Thal,
Hört' ich unterm Busch den Schall
Der viellieben Nachtigall.
Tralala, wie gut
Das doch thut,
Wenn im Grün man schläft und ruht.

Bei dem süßen Gesange des Vögleins schläft er ein, und als er erwacht, bittet er die Nachtigall, ihm Erhörung von Seiten seiner Geliebten zu verschaffen. Hier greift also die Nachtigall unmittelbar in das Schicksal des Liebenden ein, sie ist nicht bloß Staffage in dem kleinen Landschaftsbilde.

Das andere Nachtigallenlied beginnt: 'Wollt ihr, daß ich euch ein hübsches Liebeslied singe? Kein Bauer hat es gemacht, sondern ein Ritter unter dem Schatten des Oelbaums

in den Armen seines Liebchens.' Und nun wird die Geliebte reizvoll und phantastisch geschildert. Sie hat ein Hemdchen von Leinen und einen weißen Hermelinpelz und ein seidenes Untergewand, Strümpfe von Wasserlilien und Schuhe von Maienblüthen; einen Gürtel von Blättern mit goldnen Knöpfen, das Täschchen von Liebe, die herabhängenden Schnüre von Blumen. Sie reitet auf einem Maulthier, von Silber ist der Beschlag, der Sattel vergoldet, hinten auf der Kruppe waren drei Rosenstöcke gepflanzt, um ihr Schatten zu machen. So geht sie die Wiese hinab; Ritter begegnen ihr und grüßen sie schön. 'Schöne, wo seid ihr geboren?' 'In dem weitgepriesenen Frankreich, bin von hoher Abkunft.'

Nachtigall die ist mein Vater,
Die da singet auf den Zweigen
In dem tiefsten Busche.
Die Siren' ist meine Mutter,
Die da singt im salz'gen Meere
An dem höchsten Ufer.

Schöne, ihr seid wohl geboren,
Habt ein hoch Geschlecht erkoren
Und ein stattlich Leben.
Wenn's doch Gott gefallen wollte,
Daß er zum Gemahl euch sollte
Meinem Herzen geben!

Wir stehen hier ganz auf dem Boden einer märchenhaften Poesie, die in ihrem Zaubergarten nach Wirklichkeit nicht fragt. Der springende Ton ist ganz der des echten Volksliedes.

Ein drittes, auch im deutschen Volksgesange beliebtes Motiv ist das von der Nonne, die, wider ihren Willen ins Kloster gesteckt, darin ihr ganzes Leben vertrauern soll. Ein reizendes altfranzösisches Lied der Art ist auf uns gekommen, in einem eigenthümlichen Rhythmus, der aber gerade in volksthümlichen Liedern häufig wiederkehrt: ein Vers aus zwei Hälften von je fünf Silben. Der Dichter führt in der ersten Strophe sich ein. Es ist Mai, die Blumen blühen, er geht sie zu pflücken auf die Wiese. Da hört er eine süße Stimme neben einem grünen Busche in der Nähe einer Abtei. Nach dieser kurzen Einleitung

Paulus Münster.' Wie hier der Refrain der Hauptperson in den Mund gelegt, deren Empfindung ausdrückt, so in der Romanze von Schön Isabelle, wo er lautet:

Ach! Freunde mein,
Durch Neider muß ich fern der Heimat sein.

In der von Schön Jolante, worin dieselbe von ihrer Mutter getadelt wird, heißt er: 'Schöne Jolante, ich tadle dich,' und nur die Schlußstrophe ändert dies in 'Schöne Jolante, wohl fromm' es dir!' In zwei andern, in welchen die Liebende ein sehnsüchtiges Lied singt, enthält der Refrain den Grundton desselben, in dem von Schön Jolante:

Wie klingt der Name Liebe hold:
Ach! daß ihr Leid ich fühlen sollt'!

In dem von Schön Amelot:

Garin zum Mann, o Gott, mir gieb,
Mein holdes Lieb,

und nachdem sie ihn bekommen, wird der Refrain der Schlußstrophe demgemäß geändert:

Schön Amelot nun hat sie ihn,
Ihr Lieb Garin.

Die Klage der Liebenden und ihr sehnsüchtiger Ruf bildet auch den Refrain in dem Liede von der unglücklich vermählten Königstochter, dessen erste Strophe ich hier wegen der anmuthigen, darin entworfenen Schilderung vollständig mittheilen will.

In einem Garten sitzt an Baches Rand,
Deß Wasser klar und weiß der Ufersand,
Das Königskind, die Wange stützt die Hand,
Den süßen Freund hat seufzend sie genannt.

Und nun der Refrain:

Graf Gui, Geliebter du!
Ach! deine Liebe nimmt mir Freud' und Ruh'.

Das Lied von Oriolant beginnt:

In Thränen sitzt Oriolant
Und seufzt auf hohem Söllerrand,
Nach Helier sehnend hingewandt.
Ach Liebster, dich hält fern gebannt
Der Neider und Verleumder Hand.

Aber läßt er mich nicht ruhn,
Hemmt mein frohes Leben — nun!
Dann erst recht will ichs ihm thun
Zum Harme!
Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

Was ich thue, das weiß ich;
So räch' ich am besten mich,
Komm, mein Liebster, daß ich dich
Umarme!
Warum schlägt mich denn mein Mann?
Ich Arme!

Von einem andern derartigen Liedchen scheint nur der Anfang erhalten zu sein; es hat den Refrain:

Ja! meinem Mann zum Trotze will ichs sagen:
Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm!

Die einzige uns aufbewahrte Strophe lautet:

Ich sagt', als er die Eh' mir angetragen,
Schlüg' er mich, oder fühlt' ich Mißbehagen,
Es brächt' ihm selbst am meisten Leid und Harm.
Ja! meinem Mann zum Trotze will ichs sagen:
Mein süßes Lieb hält mich in seinem Arm.

Daß die Frau von ihrem Manne geschlagen wird, ist ein Zug, den wir schon in den epischen Volksliedern kennen gelernt haben. Und dort sind es ritterliche Verhältnisse, die geschildert werden sollen; wie viel mehr wird in den bürgerlichen Kreisen der Mann seiner Frau das 'Er soll dein Herr sein' eindringlich zu machen gewußt haben.

Heirath ungleichen Standes, ebenfalls ein altepisches Motiv, begegnet auch hier. So in folgendem, offenbar zur Verhöhnung eines bäuerlichen Ehemannes gedichteten Liede, mit dem Refrain:

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Das Lied selbst wird der Frau in den Mund gelegt und lautet:

Wenn auf den Markt der Bauer geht,
Auf Handel nicht der Sinn ihm steht;
Nur daß er seiner Frau nachspäht,
Daß sie entführe Keiner.

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Ach! Bauer, tritt du nur beiseit,
Denn schon dein Athem macht mir Leid;
Ich weiß gewiß, bald kommt die Zeit,
Wo ich und du uns scheiden.
Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Du Bauer, glaubst wohl sicherlich,
Schönheit und Reichthum sei für dich?
Der Strick für dich, mein Lieb für mich,
So laß uns Beide theilen.
Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Die uns erhaltenen volksthümlichen Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts stellen nur einen kleinen Bruchtheil des Liederschatzes dar, den das französische sang- und lebenslustige Volk jener Tage besessen hat. Eine Perspective auf die größere uns verloren gegangene Fülle eröffnen uns die zahlreichen Refrains, die wir von kunstmäßigen Dichtern in ihren Liedern verwendet finden. Schon eines der erwähnten Liedchen, das von den drei Schwestern, ist seinem Charakter nach nichts als eine Zusammenfügung von drei Liederrefrains, von denen je einer den Schwestern als Ausdruck ihrer Empfindungen in den Mund gelegt wird. Diese Refrains sind offenbar alle zu solchen volksthümlichen Liedern gehörig, deren Texte selbst uns verloren gegangen, während die Refrains durch die Verwendung bei andern Dichtern vor dem Untergange bewahrt geblieben sind.

Eine Dichtungsgattung ist es besonders, in der sie mit Vorliebe verwendet werden: die Pastourelle, die das Liebesverhältniß zwischen einem Ritter und einem Bauernmädchen oder einer Hirtin schildert. In den ritterlichen Kreisen entstanden und zur Kurzweil derselben gedichtet, haben die Pastourellen doch, eben weil der Stand, den sie schildern, in das eigentliche Volksleben hineingreift, etwas von volksthümlichem Charakter. Aber nicht in ihnen allein finden wir den Refrain des Volksliedes gebraucht, sondern auch im kunstmäßigen Liebesliede;



ferner in erzählenden und spruchartigen Gedichten. So groß war die Lust am Singen, daß man in Gedichte, die gar nicht zum Gesange bestimmt waren, doch diese muntern Liederklänge einzumischen liebte. Und daß wir es hier mit Fragmenten wirklicher Volkslieder zu thun haben, ergiebt sich aus einer bestimmten Thatsache. Derselbe Refrain wird von den verschiedensten Dichtern in ganz verschiedenen Gegenden und zu ganz verschiedenen Zeiten verwendet. Es giebt wohl 500 und mehr solcher Refrains. Da sie, wie wir an dem Beispiel der Volksromanzen gesehen haben, sehr häufig den Grundton des ganzen Liedes angeben, so sind sie für die Beurtheilung des Charakters des altfranzösischen Volksliedes, auch wo die Texte selber verloren gegangen sind, von Wichtigkeit.

Darum sei es gestattet, eine kleine charakterisirende Auswahl zu liefern, um die in ihnen enthaltenen Motive darzulegen.

Schon an das junge Mädchenherz tönt lockend der Ruf zur Liebe in dem Refrain:

Ertrag' der Liebe süßes Leid,
Schon manche jüngre hats ertragen.

Und an das gesammte weibliche Geschlecht:

Ihr Frauen, liebt, die Zeit entschwindet;
Nicht Lust kennt, wer nicht Lieb' empfindet.

Und so spricht denn das Herz gar bald sein Liebesbedürfniß aus:

Dem Herzen fühl' ichs an,
Daß es ohne Liebe
Nicht lange leben kann.

Nur Liebe verleiht dem Leben Reiz:

Ja! was auch die Leute reden,
Ohne Liebe ist kein Leben.

Den Entschluß zu lieben, kann nichts wankend machen:

Was man sagen mag, ich liebe: das steht fest.

Kein Verbot und Gerede macht darin irre:

Wenn ihr die Liebe mir verwehrt,
Beim Himmel, dennoch lieb' ich ihn.

Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Ach! Bauer, tritt du nur beiseit,
Denn schon dein Athem macht mir Leid;
Ich weiß gewiß, bald kommt die Zeit,
Wo ich und du uns scheiden.
Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Du Bauer, glaubst wohl sicherlich,
Schönheit und Reichthum sei für dich?
Der Strick für dich, mein Lieb für mich,
So laß uns Beide theilen.
Im Herzen trag' ich süßes Leid,
Wer wird mich davon heilen?

Die uns erhaltenen volksthümlichen Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts stellen nur einen kleinen Bruchtheil des Liederschatzes dar, den das französische sang- und lebenslustige Volk jener Tage besessen hat. Eine Perspective auf die größere uns verloren gegangene Fülle eröffnen uns die zahlreichen Refrains, die wir von kunstmäßigen Dichtern in ihren Liedern verwendet finden. Schon eines der erwähnten Liedchen, das von den drei Schwestern, ist seinem Charakter nach nichts als eine Zusammenfügung von drei Liederrefrains, von denen je einer den Schwestern als Ausdruck ihrer Empfindungen in den Mund gelegt wird. Diese Refrains sind offenbar alle zu solchen volksthümlichen Liedern gehörig, deren Texte selbst uns verloren gegangen, während die Refrains durch die Verwendung bei andern Dichtern vor dem Untergange bewahrt geblieben sind.

Eine Dichtungsgattung ist es besonders, in der sie mit Vorliebe verwendet werden: die Pastourelle, die das Liebesverhältniß zwischen einem Ritter und einem Bauernmädchen oder einer Hirtin schildert. In den ritterlichen Kreisen entstanden und zur Kurzweil derselben gedichtet, haben die Pastourellen doch, eben weil der Stand, den sie schildern, in das eigentliche Volksleben hineingreift, etwas von volksthümlichem Charakter. Aber nicht in ihnen allein finden wir den Refrain des Volksliedes gebraucht, sondern auch im kunstmäßigen Liebesliede;

ferner in erzählenden und spruchartigen Gedichten. So groß war die Lust am Singen, daß man in Gedichte, die gar nicht zum Gesange bestimmt waren, doch diese muntern Liederklänge einzumischen liebte. Und daß wir es hier mit Fragmenten wirklicher Volkslieder zu thun haben, ergiebt sich aus einer bestimmten Thatsache. Derselbe Refrain wird von den verschiedensten Dichtern in ganz verschiedenen Gegenden und zu ganz verschiedenen Zeiten verwendet. Es giebt wohl 500 und mehr solcher Refrains. Da sie, wie wir an dem Beispiel der Volksromanzen gesehen haben, sehr häufig den Grundton des ganzen Liedes angeben, so sind sie für die Beurtheilung des Charakters des altfranzösischen Volksliedes, auch wo die Texte selber verloren gegangen sind, von Wichtigkeit.

Darum sei es gestattet, eine kleine charakterisirende Auswahl zu liefern, um die in ihnen enthaltenen Motive darzulegen.

Schon an das junge Mädchenherz tönt lockend der Ruf zur Liebe in dem Refrain:

Ertrag' der Liebe süßes Leid,
Schon manche jüngre hats ertragen.

Und an das gesammte weibliche Geschlecht:

Ihr Frauen, liebt, die Zeit entschwindet;
Nicht Lust kennt, wer nicht Lieb' empfindet.

Und so spricht denn das Herz gar bald sein Liebesbedürfniß aus:

Dem Herzen fühl' ichs an,
Daß es ohne Liebe
Nicht lange leben kann.

Nur Liebe verleiht dem Leben Reiz:

Ja! was auch die Leute reden,
Ohne Liebe ist kein Leben.

Den Entschluß zu lieben, kann nichts wankend machen:

Was man sagen mag, ich liebe: das steht fest.

Kein Verbot und Gerede macht darin irre:

Wenn ihr die Liebe mir verwehrt,
Beim Himmel, dennoch lieb' ich ihn.

oder in folgendem:

Hier hat Liebe mich gefangen,
Süßes Lieb, und festgebannt,
Hier hat Liebe mich gefangen,
Wo ich halte meine Hand.

oder noch eines:

Bei meiner Seele,
Der Liebe Leid kenn' ich durch dich;
Nun wüßt' ich gern, ob Lieb' um mich
Auch dich wohl quäle?

endlich folgendes:

Ohn' Herz bin ich, das hat mein Liebchen,
Ohn' Herz bin ich, sie hat nun zwei.

In anderen Refrains spricht sich gleich einfach der Liebe Klage aus. Da sagt die Liebende:

Daß ich mich betrogen seh'
Von dem Liebsten, thut mir weh.

Ein anderer lantet:

Schläfst du, Liebe, denn?
Antwort doch mir gieb!
Ich bin blond und schön,
Und hab' ach! kein Lieb!

Aehnlich klagt *der* Liebende:

Blondes Liebchen, klug und fein,
Lachend rothes Mündelein,
Dein Aug' hat mich verrathen.

oder ein anderes:

Ich kann nicht leben ohne dich:
Wie kannst du leben ohne mich?

Andere reden von heimlicher Liebe:

Ihren Namen nenn' ich nimmer,
Die ich lieben muß für immer.

Andere von Scheiden und Meiden: auch Trennung und Entfernung schadet der Liebe nicht:

Ich bin, wie selten ich sie sah,
Den Augen fern, dem Herzen nah.



Aber daneben macht sich doch auch das leichte französische Blut geltend. Die Verlassene tröstet sich bald:

Hat mein Lieb mich preisgegeben,
Geht es doch nicht gleich ans Leben.

Das in den Volksromanzen so häufige Motiv unglücklicher Ehe begegnet auch hier oft genug. Das Mädchen fürchtet daher einen Mann zu nehmen:

Will lieber Mädchen bleiben dann,
Als nehmen einen bösen Mann.

oder:

Ein Blumenkranz ist lieber mir,
Als eine schlimme Ehe.

Die Verheirathete klagt, denn sie hat einen Mann, den sie nicht liebt.

Je mehr mein Mann aus Eifersucht mich schlägt,
Je mehr auf Liebe stehn mir die Gedanken.

Ein anderer:

Hat ein Weib 'nen bösen Mann,
Wer tadelt's dann,
Sucht sie zum Ersatz
Sich einen Schatz?

oder ähnlich:

Ich bin schlimm dran mit meinem Mann,
Drum schaff' ich einen Freund mir an.

Da ist es wohl begreiflich, wenn auch seinerseits der Ehemann klagt:

Wer da freit, ade! Fröhlichkeit.

oder:

Ach Gott, zu früh hab' ich gefreit,
Daß ich es that, war nicht gescheit.

Man wird unschwer die Charakterähnlichkeit dieser Refrains und der wenigen uns erhaltenen älteren Volkslieder erotischen Inhalts, und andererseits die Verschiedenheit beider von den alten Volksromanzen herausfühlen. Zwar die Motive bleiben im wesentlichen die gleichen. Allein so sehr auch in den Romanzen schrankenlose Leidenschaft maßgebend ist, so ist ihre Dar-

stellung doch durchaus rein, keusch und naiv, frei von aller Frivolität, darum ernst, oft tragisch wirkend. In diesen Refrains waltet ein anderer Geist: es ist der einer bürgerlichen Gesellschaft, die durch die Berührung mit einem verfeinerten, innerlich frivolen Ritterleben sich selbst von Frivolität nicht mehr frei gehalten hat. Dennoch ist auch hier noch etwas kindlich unbefangenes, das uns mit der etwas bedenklichen Sinnenrichtung einigermaßen versöhnt. Der Zauber der leichten graziösen Formen, in welche diese Refrains gekleidet sind, und zu denen die nicht minder anmuthigen Melodien sich oft erhalten haben, schmeichelt sich in unser Ohr ein und läßt uns den Inhalt vergessen.

Immerhin sind diese Lieder und Liederfragmente für das leichtlebige, sinnlich erregbare Frankreich des Mittelalters sehr charakteristisch. Um sich die Verschiedenheit eines deutschen und französischen Volksliedes jener Zeiten klar zu machen, brauchen wir nur dasselbe Motiv zu nehmen: das von der Nonne. Ich habe das reizende altfranzösische Lied oben seinem Inhalte nach und ein paar Strophen in Uebersetzung mitgetheilt. Ich will als Pendant die erste Strophe eines altdeutschen Nonnenliedes geben:

O weh meiner jungen Tage,
Meiner sehnsuchtsvollen Klage,
Daß man mich will in ein Kloster zwingen;
Wo ich ach! ja nimmer seh'
Blumen, Laub und grünen Klee,
Und nicht höre kleine Vöglein singen.
Das ist ein' Noth, mein Freud' ist todt,
Daß man mich will scheiden
Von den lieben Freunden mein,
So sterb' ich in dem Leide.

Auch in den folgenden Strophen gilt ihre Klage nur dem, daß sie kein Kränzlein mehr tragen und nicht mehr beim Tanze fröhlich mit springen soll. Doch will ich nicht verschweigen, daß es auch deutsche Nonnenlieder aus jüngerer Zeit gibt, die ihrem Stil nach sich mehr dem französischen nähern.

Wie in Deutschland die eigentliche Blüthezeit des Volks-

gesanges das letzte Jahrhundert des Mittelalters und das erste der Neuzeit ist, so ist es auch in Frankreich der Fall. Die Liedersammlungen des 16. und des angehenden 17. Jahrhunderts enthalten nicht wenige Lieder, die als echte Volkslieder zu bezeichnen sind: aus dem Nachlasse von M. Haupt ist eine reizende Sammlung veröffentlicht worden, die zum Theil aus solchen älteren Quellen, zum Theil aus Sammlungen noch heut gesungener Volkslieder entnommen sind. Dazu ist ganz neuerdings eine handschriftliche Quelle des 17. Jahrhunderts gekommen, welche gegen 30 ganz unbekannte Volkslieder jener Zeit enthält. Ich habe mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffes mich auf die Lieder des 12. und 13. Jahrhunderts beschränkt, und will als Probe der jüngeren Zeit nur ein reizendes Liedchen geben, welches Trennung und Wiedervereinigung zweier Liebenden schildert:

Fern aus fremdem Land kor den Liebsten ich,
Meine Liebe haben wird er sicherlich;
Wird er haben — nein! Denn er hat sie schon;
Mancher hofft darauf, dem wird nie ihr Lohn.
  Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
  Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Fortgegangen ist mein getreues Lieb,
Nahm mein Ringlein mit, als er von mir schied,
Meinen Ring und mein silbern Rüthelein,
Und all meine Liebe, die verschlossen drein.
  Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
  Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Wieder kommen ist mein getreues Lieb,
Und mein Ringelein bracht' er wieder mit,
Meinen Ring und mein silbern Rüthelein,
Und all meine Liebe, die verschlossen drein.
  Seine Zeit verliert und es übt Verrath,
  Wer sich stellt, als ob er Lieb' im Herzen hat.

Es wäre nicht schwer, allen den aus französischen Liedern entnommenen Zügen entsprechende aus deutschen Volksliedern gegenüberzustellen, wie ich es beispielsweise an dem Nonnenliede gezeigt habe. Auch im deutschen Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts finden wir dieselbe Schalkhaftigkeit, ja Ausgelassenheit wieder; dieselbe Naivetät, die sich nicht davor scheut,

die Dinge bei ihrem Namen zu nennen und die prüden Gemüthern anstößig erscheinen mag. Die ernsteren Klänge, die im französischen Volksliede in der Minderheit sind, gegenüber den heiteren, haben im deutschen Volksliede eine ungleich größere Bedeutung. Der melancholische, oft tief traurige Grundton unserer Volksballaden (ich erinnere beispielsweise an das Lied von den zwei Königskindern) klingt nur selten aus den französischen heraus. Auch das Schwermüthige, Weiche unseres lyrischen Volksliedes mit seiner innigen treuherzigen Liebesempfindung ist nicht häufig im französischen zu treffen. Im Ganzen ist unser deutsches Volkslied doch wohl gemüthreicher. Der stille Zug zur Trauer, der Texten und Melodien unserer Lieder eigen ist, spricht inniger zum Herzen. Doch hat das französische Volkslied andere Reize, vor allen den einer graziöseren Form; und die Schalkhaftigkeit, auch wo sie die bedenklichsten Dinge streift, beleidigt doch nie, während in deutschen Liedern manchmal bei ähnlichen Stoffen und Gegenständen die Darstellung plump und gemein wird. Eigentlich frivol ist auch das französische Lied nicht, und das unterscheidet es seinem Grundcharakter nach durchaus von den Producten des Café-chantant, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Der Athem gesunder Natur weht uns aus diesen lieblichen Blüthen des Volksgeistes an, die, mit reinem, unbefangenem Sinn genossen, das Herz erfrischen und erfreuen. Sie schildern das Leben nicht idealisirt, sondern wie es ist und oft in derbem Realismus, der menschlichen Schwächen nicht schonend. Aber wie sie uns ein frohes Lächeln abgewinnen durch die plastische Wahrheit ihrer Gestalten und Gebilde, so klingt das Volkslied in gleicher Weise auch die tiefsten Saiten unseres Herzens an, wenn es hineingreift in die Menschenseele, und Glück und Leid, Lust und Schmerz des liebenden Herzens singt in stimmungsvollen Tönen, die ergreifender wirken als das schönste Lied des Kunstdichters, gleich dem kunstlosen Liede der Nachtigall, das in lauer Sommernacht mit seinen einfachen Klängen tief zum Herzen dringt und lange in unserer Seele nachzittert.

XI.

Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.

Bekannt ist jene herrliche Schilderung, welche Dante seinem Ahnherrn Cacciaguida in den Mund legt, und die das alte Florenz in seiner Sittenreinheit und Sitteneinfachheit gegenüber der Entartung und Ueppigkeit der Gegenwart vorführt. (Paradies 15, 96 ff.)

Florenz in seiner alten Mauern Kreise,
Von dem man jetzt noch Terze zählt und None,
Es lebt' in friedlich mäßig keuscher Weise.

Da gab's noch keine Kettlein, keine Krone,
Sandalen nicht noch Gürtel, deren Schimmer
Mehr als die Trägrin zu betrachten lohne.

Die ungeborne Tochter machte nimmer
Dem Vater Sorge, denn man hielt in Jahren
Und Mitgift damals rechtes Maß noch immer.

Nicht Häuser gab's, drin keine Menschen waren,
Noch war gekommen kein Sardanapal,
Um möglichst Zimmerprunk zu offenbaren.

Noch überbot da nicht den Montemal
Uccellatojo; doch im Niedergehen
Wie Steigen thut ers ihm noch vor einmal.

Im Gurt von Bein und Leder ließ sich sehen
Bellincion' Berti; vor dem Spiegelglas
Sah ungeschminkt man seine Gattin stehen.

Da hielten Nerli und del Vecchio Maß,
Zufrieden mit dem ledernen Kollette,
Indeß die Frau bei Spill' und Kunkel saß.

Die Glücklichen! Und ihrer Grabesstätte
War Jegliche gewiß, und es lag keine
Um Frankreichs willen einsam noch im Bette.

Bei ihrer Wiege sorglich saß die Eine
Und lullt' in Schlummer ein in jener Sprache,
Die Eltern so beglückt, das liebe Kleine;

Die Andr', am Rocken spinnend im Gemache,
Erzählt den Ihren viel vom Lauf der Welten,
Von Rom, von Fesulae, von Troja's Sache.

Wenn schon in dieser Schilderung es an Seitenblicken auf die Zustände in der Zeit des Dichters nicht fehlt, so hat er noch directer seinen Landsmänninnen den Spiegel vorgehalten in einer Stelle des Fegefeuers (23, 98 ff.), wo namentlich die allzufreie Tracht der florentinischen Frauen eine herbe Rüge erfährt.

Schon seh' ich jene Zeit, die von dem Heut
Nicht allzufern liegt, in der Zukunft tagen,

Wo in Florenz den Frauen man verbeut
Von Kanzeln her ihr schamentblößt Gebahren,
Die Brust und Warze zeigen ungescheut.

Hat es wohl Frau'n von Türken und Barbaren
Gegeben je, die, um bedeckt zu gehen,
Von Staat und Kirche mußten Rüg' erfahren?

Gewiß trägt jene Schilderung Cacciaguida's einen idealen Charakter, denn es soll in ihr das Ideal eines 'schönen Bürgerlebens' dargestellt werden. Und wie hier nur die Lichtseiten hervorgehoben sind, so umgekehrt in den Strafreden auf die Gegenwart nur die Schattenseiten; die Wirklichkeit wird in beiden Fällen der Mitte entsprochen haben.

Ein treueres und mehr die realen Verhältnisse schilderndes Bild, das durch Eingehen auf eine Menge von Details einen besonders anschaulichen Charakter erhält, liefert uns ein Zeitgenosse Dantes, Messer Francesco Barberino in seinem Werke 'Reggimento e costumi di donna', welches, aus Versen und Prosa gemischt, die Sitten der Frauen nach der Verschiedenheit der Stände und der Lebensalter schildert, wobei zahlreiche novellenartige Geschichten zur Illustrirung eingeflochten werden.



Die Anregung zu seinem Werke hat Francesco unzweifelhaft vom Auslande empfangen; in der provenzalischen und altfranzösischen Literatur begegnen wir schon lange vorher Lehrgedichten von ganz ähnlicher Anlage und Tendenz, nämlich der: den Frauen einzuschärfen, wie sie in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens sich zu benehmen haben. Bereits um das Jahr 1170 verfaßte Garin der Braune, ein provenzalischer Troubadour, eine derartige Anweisung, und am Ende des 13. Jahrhunderts schrieb Amanieu des Escas eine ähnliche Belehrung, die für eine Kammerjungfer bestimmt war. In Nordfrankreich sehen wir Robert de Blois in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein solches Lehrgedicht für eine Dame ritterlichen Standes verfassen. Da nun Francesco in seinem Werke eine genaue Bekanntschaft, namentlich mit der Poesie der Troubadours verräth, so wird er gewiß auch die Idee zu seinem Reggimento aus älteren Vorbildern in derselben geschöpft haben. Freilich ist sein Werk von viel größerem Umfange und unterscheidet sich auch in der Einkleidung von ähnlichen Erzeugnissen der provenzalischen und französischen Literatur, wie er denn in Bezug auf dichterischen Werth sich an vielen Stellen über seine Vorbilder stellt.

Er beginnt mit demjenigen Lebensalter, in welchem ein junges Mädchen, wenn auch noch Kind, doch schon den Unterschied zwischen Böse und Gut, zwischen Recht und Unrecht kennt, und zwar führt er uns zunächst ein Kind aus den höchsten Kreisen des Lebens vor: die Tochter eines Königs oder Kaisers. Eine solche junge Dame verweilt in der Regel nur in der Umgebung ihrer Mutter und geht nicht in die Gesellschaft von Rittern und Junkern, außer wenn sie von ihren Eltern oder Brüdern ausdrücklich dazu entboten wird. Befindet sie sich nun in Gesellschaft Anderer, so wird ihr empfohlen, für gewöhnlich ihre Augen gesenkt zu halten; wenn sie reden hört, so lausche sie und präge schöne Redeweisen ihrem Gedächtniß ein. Wenn sie gefragt oder zum Reden aufgefordert wird, so antworte sie mit leiser Stimme; dabei halte sie die Hände, sowie überhaupt alle Gliedmaßen ruhig, denn viel zu gesticuliren galt nicht für

..c von der Sitte nicht ganz so eingeschränkt als die Königs-..r. Die Tochter eines Ritters, Richters, Arztes oder Edel-..ics darf schon mehr lachen und scherzen, auch beim Tanzen Singen etwas mehr Ausgelassenheit zeigen. Ihr wird ..fohlen, spinnen, nähen und kochen zu lernen, damit, wenn ..inmal verheirathet ist, sie Langeweile und Müssigkeit dadurch ..treiben könne. Auch kann sie ja, fügt unser Verfasser hinzu, ..ht wissen, ob ihr das nicht später zum Lebensunterhalt dienen ..uß. Kochen zu lernen, empfiehlt sich schon deshalb, weil das ..ssen, das die Frau in Sauberkeit selbst bereitet, dem Manne ..sser schmeckt, und manchmal tritt auch die Nothwendigkeit ein, ..aß die Frau kochen muß.

Lesen und Schreiben wird einem Mädchen dieser Stände noch mehr empfohlen als einem höhergeborenen.

Dagegen braucht die Tochter eines Kaufmanns, eines Künstlers oder Handwerkers nicht lesen und schreiben zu können; ja unser Verfasser tadelt das geradezu als etwas Unnützes. Aber die Wirthschaft und das Hauswesen muß sie gründlich verstehen. In noch höherem Grade ist dies bei der Tochter eines Landmannes der Fall. Diese darf auf ihr Aeußeres und ihre Toilette nicht viel Zeit verwenden; in Bezug auf das Benehmen in Lachen und Weinen, Singen und Scherzen wird ihr eine ungleich größere Freiheit und Ungebundenheit zugestanden.

Ist ein Mädchen aus dem Kinde zur Jungfrau geworden, so muß ihr Benehmen ein um somehr zurückhaltendes sein, je höher sie im Leben steht. Sie verweile nie am Fenster oder auf dem Balcon oder an einem öffentlichen Orte, sondern habe immer den Anschein, daß es ihr unangenehm ist, gesehen zu werden: denn das ist das Zeichen ehrbaren Wesens. Vor jedem Männerblicke zeige sie Furcht. Wenn sie einen Mann angesehen hat, so sei der Blick ernst, und die Augen dürfen nicht im Blicke weilen, denn die Blicke sind Pfeile der Liebe und ein kleiner Blick enthüllt oftmals eine große Neigung.

Kommt sie auf Wunsch ihrer Eltern unter Leute, so hebe sie die Augen nicht mehr als beim Gehen oder Sichsetzen unbedingt nothwendig ist, sie entferne sich nicht von der Seite

wohlerzogen. Beim Essen sei sie mäßig und trinke wenig und zwar nur Wein, der mit Wasser gemischt ist; denn wenn schon einem Manne die Trunkenheit übel ansteht, wie viel mehr einer Frau! Sie lege die Arme nicht auf den Tisch, denn das ist grobe Manier; ebensowenig stütze sie den Kopf mit den Händen oder liege ihrer Erzieherin am Halse. Wenn wir erwägen, daß diese Lehren für eine Königstochter bestimmt sind, so können wir uns von dem Durchschnitt guten Benehmens in damaliger Zeit eine ungefähre Vorstellung machen.

Wenn die junge Dame von Eltern oder Gefährtinnen zum Singen veranlaßt wird, so singe sie sanft und leise; dabei stehe sie ruhig, halte die Augen gesenkt und wende den Respectspersonen das Gesicht zu. Wenn sie auf eine ähnliche Aufforderung hin tanzen muß, so geschehe es ehrbar und ohne Ueppigkeit, nicht so wie die Gauklerinnen zu tanzen pflegen. Wenn sie einen Kranz auf dem Haupte trägt (einen solchen entweder aus Blumen oder künstlich gemacht zu tragen, war allgemeine Sitte junger Mädchen), so sei derselbe niedlich und klein; und je schöner sie selbst ist, um so kleiner, denn nicht der Schmuck macht das Frauenzimmer, sondern das Frauenzimmer den Schmuck. Muß sie über etwas lachen, so geschehe es nicht so, daß sie ihre Zähne dabei zeige, was nicht artig wäre; muß sie weinen, so thue sie es, ohne einen Laut von sich zu geben. Kein Fluch, kein niedriges und gemeines Wort komme aus ihrem Munde.

Geht sie mit der Mutter zur Kirche, so achte sie darauf, anständig dazustehen und zu beten und das Paternoster zu sagen, wie sie es von der Mutter und anderen Frauen sieht.

Wenn ein Ritter beauftragt wird, sie an den Platz zurück zu führen oder sie aufs Pferd zu heben, so sei sie züchtig und schamhaft an seinem Arme, in ihre Kleider geschlossen und halte die Augen demüthig gesenkt.

Sie lerne lesen und schreiben, damit, wenn sie einmal Landesherrin wird, sie besser das Regiment führen könne.

Die Tochter eines Marchese oder Herzogs, eines Grafen oder Barons hat ein ähnliches Benehmen zu beobachten, nur

ist sie von der Sitte nicht ganz so eingeschränkt als die Königstochter. Die Tochter eines Ritters, Richters, Arztes oder Edelmannes darf schon mehr lachen und scherzen, auch beim Tanzen und Singen etwas mehr Ausgelassenheit zeigen. Ihr wird empfohlen, spinnen, nähen und kochen zu lernen, damit, wenn sie einmal verheirathet ist, sie Langeweile und Müssigkeit dadurch vertreiben könne. Auch kann sie ja, fügt unser Verfasser hinzu, nicht wissen, ob ihr das nicht später zum Lebensunterhalt dienen muß. Kochen zu lernen, empfiehlt sich schon deshalb, weil das Essen, das die Frau in Sauberkeit selbst bereitet, dem Manne besser schmeckt, und manchmal tritt auch die Nothwendigkeit ein, daß die Frau kochen muß.

Lesen und Schreiben wird einem Mädchen dieser Stände noch mehr empfohlen als einem höhergeborenen.

Dagegen braucht die Tochter eines Kaufmanns, eines Künstlers oder Handwerkers nicht lesen und schreiben zu können; ja unser Verfasser tadelt das geradezu als etwas Unnützes. Aber die Wirthschaft und das Hauswesen muß sie gründlich verstehen. In noch höherem Grade ist dies bei der Tochter eines Landmannes der Fall. Diese darf auf ihr Aeußeres und ihre Toilette nicht viel Zeit verwenden; in Bezug auf das Benehmen in Lachen und Weinen, Singen und Scherzen wird ihr eine ungleich größere Freiheit und Ungebundenheit zugestanden.

Ist ein Mädchen aus dem Kinde zur Jungfrau geworden, so muß ihr Benehmen ein um somehr zurückhaltendes sein, je höher sie im Leben steht. Sie verweile nie am Fenster oder auf dem Balcon oder an einem öffentlichen Orte, sondern habe immer den Anschein, daß es ihr unangenehm ist, gesehen zu werden: denn das ist das Zeichen ehrbaren Wesens. Vor jedem Männerblicke zeige sie Furcht. Wenn sie einen Mann angesehen hat, so sei der Blick ernst, und die Augen dürfen nicht im Blicke weilen, denn die Blicke sind Pfeile der Liebe und ein kleiner Blick enthüllt oftmals eine große Neigung.

Kommt sie auf Wunsch ihrer Eltern unter Leute, so hebe sie die Augen nicht mehr als beim Gehen oder Sichsetzen unbedingt nothwendig ist, sie entferne sich nicht von der Seite

der Mutter oder der Erzieherin, spreche nur, wenn es nothwendig ist und alsdann sanft und züchtig.

Geht sie mit der Mutter aus, so schreite sie, ohne Jemand zu grüßen und ohne sich umzusehen, mit kleinen und gleichmäßigen Schritten vor der Mutter her. In die Kirche zu gehen, schickt sich nicht für sie; sie verrichte daher ihre Andacht auf ihrem Zimmer, verwende indeß auch nicht zu viel Zeit aufs Beten.

Im eigenen Hause, in Gesellschaft von Frauen, an einem von Männern entfernten Orte darf sie in Reden und Heiterkeit sich mehr gehen lassen, auch ist ihr gestattet, einmal am Tage ein Liedchen zu singen. Wenn sie im Garten Blumen pflückt, so mache sie aus den frischesten und kleinsten Blüthen ein kleines Kränzlein und lasse es sich, da sie keinen Spiegel zur Hand hat, von ihrer Erzieherin aufsetzen. Dieser gebe sie es auch zum Aufheben, damit es nicht etwa in die Hände eines Liebhabers falle. Findet sie im Garten einen Kranz, so nehme sie ihn nicht auf, außer wenn sie gesehen, daß eine ihrer Begleiterinnen ihn gemacht hat.

Ein Instrument spielen zu lernen ist ihr erlaubt, etwa die Harfe oder Geige, aber wenn möglich nehme sie den Unterricht bei einer Frau, nicht bei einem Manne.

Für die Tochter eines Marchese und weiter abwärts sind auch hier die Grenzen etwas weniger eng gezogen. Indeß auch solche haben sich zu hüten, mit einem Manne allein zu sein, Vater und Brüder ausgenommen. Sagt ihr ein Mann etwas Unehrbares, so gehe sie fort, und thue, als wenn sie es nicht verstanden. Wenn sie dennoch etwas zu ihm sagt, so erwidere sie etwa mit bestürzter Miene, er sei ein Thor und könne leicht seine Thorheit theuer büßen; dann gehe sie hin und sage es ihrer Mutter, die schon Abhilfe wissen wird. Indeß es gibt, bemerkt Francesco hierbei, manche Mädchen, die sich um so größer dünken, je mehr Anbeter sie umringen: mit dem einen scherzt sie, mit dem andern lacht sie, wieder mit anderen treibt sie andere Possen und geht so lange um's Feuer herum, bis aus dem Spaße Ernst wird.

Als nächste Lebensstufe käme nun die verheirathete Frau, vorher aber gibt der Dichter Belehrungen demjenigen Mädchen, welche das heirathsfähige Alter, das allerdings in Italien damals wie heute früher begann als bei uns, schon beträchtlich überschritten hat. Dies ist, sagt unser Verfasser, ein sehr gefährliches Alter. Denn es hat wenig eigene Macht, dagegen viele starke und in Trug gehüllte Feinde, ist bereit, in das Böse zu willigen, dem Vergnügen nachzulaufen und voll von Versuchungen im Innern. Einem solchen Mädchen nun, welches die zwölf Jahre nach der Zeit des Vermählens hinter sich hat, werden folgende Verhaltungsmaßregeln empfohlen. Sie sei nicht müßig, sondern mit einer ihrem Stande entsprechenden Arbeit beschäftigt; nicht allein, sondern in ehrbarer Gesellschaft. Sie verweile so wenig wie möglich an Fenstern und Thüren; vermeide Bücher, Novellen und Lieder zu lesen, die von Liebe handeln; sie esse nichts Warmes und trinke keinen Wein, auch trage sie wo möglich einen Topas bei sich, denn dieser hilft böse Gelüste überwinden. Sie betrachte es als eine Gnade Gottes, daß sie keinen Mann bekommen, denn es wird ihr einst ein besserer und würdigerer zu Theil werden.

Vor der Vermählten ist aber noch eine andere Kategorie eingeschoben, nämlich dasjenige Mädchen, welches die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, bereits aufgegeben hat und doch noch wider alles Erwarten heirathet. Eine solche halte sich in allem maßvoll, in Schmuck, in Kleidung und in ihrem Benehmen. Sie sage nicht in ihrem Herzen: mein Gatte wird mich nicht so lieben, wie eine Andere, denn ich bin aus dem Alter eines jungen Mädchens heraus, sondern sie denke: einem Manne ist ein gereiftes Mädchen lieber als ein halbes Kind; mit jener kann er vernünftig reden und sich berathen, die andere versteht nur zu scherzen; jene wird ihm das Haus in Ordnung halten, diese bringt alles in Verwirrung.

Nun erst folgt die Verheirathete, also diejenige, die in dem damals üblichen Alter der Eheschließung sich vermählt. Beginnen wir mit dem Moment des Ringewechsels. Die Braut strecke die Hand nicht nach ihrem Verlobten aus, sondern lasse

ihrem Gatten, sondern verspare das auf gelegene Zeit. Sieht sie ihn verstimmt, so bemühe sie sich, schweigend oder sprechend, ihn seiner Mißstimmung zu entreißen. Auch das Benehmen und Verhalten in der dann folgenden Zeit wird der jungen Frau vorgezeichnet und nicht weniger als 57 Dinge ihr eingeschärft, die sie beobachten muß. Auch hieraus nur Einiges als Probe. Sie nehme keine Dienerin oder Kammerfrau an, die schöner ist als sie selbst, trifft sie aber eine solche bereits im Hause, so suche sie sie auf gute Art zu entfernen; ebenso, wenn sie jünger, ob auch weniger schön ist als sie selbst. Sie suche zu erfahren, was man von ihr spricht, damit sie wisse, auf welche Mängel an sich sie etwa zu achten hat. Zu ihrem Beichtvater wähle sie einen Mann von gutem Rufe, lieber einen alten als einen jungen.

Wenn ihr Gatte sich plötzlich waffnen muß, so helfe sie ihm dabei, ebenso beim Entwaffnen. Wenn er sich Kleider machen läßt, so stehe sie dabei und mache den Schneider aufmerksam, damit ihm alles gut passe.

Ist er krank, so pflege sie ihn; wird sie selbst krank und ihr Gatte besucht sie, so stelle sie ihm ihren Zustand besser dar, nur dem Arzt und ihren nächsten Verwandten sage sie den wahren Sachverhalt.

Findet sie schon Kinder im Hause vor, so halte sie sie wie ihre eigenen, sorge für sie aufs beste und entschuldige ihre Fehler, außer wo eine Strafe noth thut, um sie zu bessern.

Ist von der verstorbenen Frau die Rede, so spreche sie von ihr wie von einer Schwester.

Das nächste Lebensstadium ist das der Wittwe. Ist sie jung und ohne Kinder, so bringe sie das Trauerjahr im Hause ihres Gatten oder in dem ihrer Familie zu; wollen dann ihre Verwandten sie wieder vermählen, so thut sie gut, darein zu willigen. Ist sie alt, so halte sie ihr Wittwenthum in Ehrbarkeit im Hause ihres verstorbenen Mannes oder in ihrem eigenen. Hat sie aber Kinder, so bleibe sie mit denselben zusammen, gebe ihrer Tochter eine gute Erzieherin, den Söhnen wähle sie verständige und gereifte Ritter aus; für ihr Haus suche sie

einen Principale (Hausverwalter), der von allen ihren Untergebenen gefürchtet ist. Wachsen die Söhne heran, so lasse sie sie in Waffen und Wissenschaften unterrichten, die Töchter erziehe sie nach den früher angegebenen Grundsätzen.

Ist sie Herrin ihres Vermögens, so sei sie dafür dankbar, hat sie Söhne, so erhalte sie es diesen; hat sie keine, ihren Verwandten. Sie bereichere nicht ihre eigene Familie auf Kosten derjenigen ihres Mannes, insbesondere wenn aus erster Ehe Kinder da sind.

Eine Wittwe aus den mittleren oder unteren Lebenskreisen nehme in ihre Dienste keine Männer oder jungen Leute, und wenn sie solche zur Erziehung ihrer Söhne braucht, so sei ihre Wohnung von der Wohnung der Söhne abgesondert. Geistliche lasse sie nicht zu oft in ihr Haus kommen. In Bezug auf Kleidung halte sie Maß und mache sich nicht zu hübsch; sie meide Tänze und andere Eitelkeiten, spreche gern von ihrem verstorbenen Gatten und suche, selbst wenn er Fehler hatte, dieselben zu verhüllen. Die Thüren ihres Hauses lasse sie zeitig schließen und spät öffnen.

Wie wenig das Bild der Wirklichkeit den hier gestellten Forderungen entsprach, deutet uns Dante an, der seinen Freund Foresi im Fegefeuer trifft und seine Verwunderung ausspricht, ihn schon im Kreise der sich läuternden Seelen zu finden. (Fegef. 23, 85 ff.).

Drauf er: So schnell gefördert ward mein Sehnen
Nach dieses bittersüßen Trankes Leid
Durch meiner Nella maßlos heiße Thränen.

Andächt'gem Flehn und Seufzern nur geweiht,
Hat sie dem Strand mich, wo man harrt, entzogen
Und von den andern Kreisen mich befreit.

Und um so mehr ist Gott hold und gewogen
Der Wittwe, die so lieb mir war und werth,
Je seltner guten Wandels wird gepflogen.

Das letzte Lebensstadium ist das der Wiederverheiratheten. Bekommt die Wittwe einen bessern Mann, so danke sie Gott und mache es nicht wie viele, die immer zeigen wollen, daß der

ihrem Gatten, sondern verspare das auf gelegene Zeit. Sieht sie ihn verstimmt, so bemühe sie sich, schweigend oder sprechend, ihn seiner Mißstimmung zu entreißen. Auch das Benehmen und Verhalten in der dann folgenden Zeit wird der jungen Frau vorgezeichnet und nicht weniger als 57 Dinge ihr eingeschärft, die sie beobachten muß. Auch hieraus nur Einiges als Probe. Sie nehme keine Dienerin oder Kammerfrau an, die schöner ist als sie selbst, trifft sie aber eine solche bereits im Hause, so suche sie sie auf gute Art zu entfernen; ebenso, wenn sie jünger, ob auch weniger schön ist als sie selbst. Sie suche zu erfahren, was man von ihr spricht, damit sie wisse, auf welche Mängel an sich sie etwa zu achten hat. Zu ihrem Beichtvater wähle sie einen Mann von gutem Rufe, lieber einen alten als einen jungen.

Wenn ihr Gatte sich plötzlich waffnen muß, so helfe sie ihm dabei, ebenso beim Entwaffnen. Wenn er sich Kleider machen läßt, so stehe sie dabei und mache den Schneider aufmerksam, damit ihm alles gut passe.

Ist er krank, so pflege sie ihn; wird sie selbst krank und ihr Gatte besucht sie, so stelle sie ihm ihren Zustand besser dar, nur dem Arzt und ihren nächsten Verwandten sage sie den wahren Sachverhalt.

Findet sie schon Kinder im Hause vor, so halte sie sie wie ihre eigenen, sorge für sie aufs beste und entschuldige ihre Fehler, außer wo eine Strafe noth thut, um sie zu bessern.

Ist von der verstorbenen Frau die Rede, so spreche sie von ihr wie von einer Schwester.

Das nächste Lebensstadium ist das der Wittwe. Ist sie jung und ohne Kinder, so bringe sie das Trauerjahr im Hause ihres Gatten oder in dem ihrer Familie zu; wollen dann ihre Verwandten sie wieder vermählen, so thut sie gut, darein zu willigen. Ist sie alt, so halte sie ihr Wittwenthum in Ehrbarkeit im Hause ihres verstorbenen Mannes oder in ihrem eigenen. Hat sie aber Kinder, so bleibe sie mit denselben zusammen, gebe ihrer Tochter eine gute Erzieherin, den Söhnen wähle sie verständige und gereifte Ritter aus; für ihr Haus suche sie

einen Principale (Hausverwalter), der von allen ihren Untergebenen gefürchtet ist. Wachsen die Söhne heran, so lasse sie sie in Waffen und Wissenschaften unterrichten, die Töchter erziehe sie nach den früher angegebenen Grundsätzen.

Ist sie Herrin ihres Vermögens, so sei sie dafür dankbar, hat sie Söhne, so erhalte sie es diesen; hat sie keine, ihren Verwandten. Sie bereichere nicht ihre eigene Familie auf Kosten derjenigen ihres Mannes, insbesondere wenn aus erster Ehe Kinder da sind.

Eine Wittwe aus den mittleren oder unteren Lebenskreisen nehme in ihre Dienste keine Männer oder jungen Leute, und wenn sie solche zur Erziehung ihrer Söhne braucht, so sei ihre Wohnung von der Wohnung der Söhne abgesondert. Geistliche lasse sie nicht zu oft in ihr Haus kommen. In Bezug auf Kleidung halte sie Maß und mache sich nicht zu hübsch; sie meide Tänze und andere Eitelkeiten, spreche gern von ihrem verstorbenen Gatten und suche, selbst wenn er Fehler hatte, dieselben zu verhüllen. Die Thüren ihres Hauses lasse sie zeitig schließen und spät öffnen.

Wie wenig das Bild der Wirklichkeit den hier gestellten Forderungen entsprach, deutet uns Dante an, der seinen Freund Foresi im Fegefeuer trifft und seine Verwunderung ausspricht, ihn schon im Kreise der sich läuternden Seelen zu finden. (Fegef. 23, 85 ff.).

Drauf er: So schnell gefördert ward mein Sehnen
Nach dieses bittersüßen Trankes Leid
Durch meiner Nella maßlos heiße Thränen.

Andächt'gem Flehn und Seufzern nur geweiht,
Hat sie dem Strand mich, wo man harrt, entzogen
Und von den andern Kreisen mich befreit.

Und um so mehr ist Gott hold und gewogen
Der Wittwe, die so lieb mir war und werth,
Je seltner guten Wandels wird gepflogen.

Das letzte Lebensstadium ist das der Wiederverheiratheten. Bekommt die Wittwe einen bessern Mann, so danke sie Gott und mache es nicht wie viele, die immer zeigen wollen, daß der

erste besser war und bei jeder Gelegenheit sagen: So machte es mein Seliger. Und selbst wenn der zweite Gatte schlechter ist, so thue sie, als sei er so, wie sie ihn verlangt. Den ersten halte sie im Herzen und bete zu Gott für ihn, spreche aber wenig von ihm in Gegenwart des zweiten, und wenn es ja geschieht, so sei es so, daß der zweite nicht vermuthe, sie denke an den Verstorbenen lieber. Kleider und Schmuck, die sie vom ersten erhalten, wolle sie nicht in Gegenwart des zweiten anthun. Die Sitten des Hauses in ihrer ersten Ehe trachte sie nicht in die zweite einzuführen, damit es nicht scheine, als verachte sie das Neue.

Wir übergehen die Belehrungen, welche der Dichter einem Frauenzimmer geistlichen Standes ertheilt und wollen nur noch kurz das erwähnen, was er als beachtenswerth für ein Mädchen oder eine Frau in dienender Stellung bezeichnet. Eine Cameriera hat den Schmuck und die Geräthe ihrer Herrin rein und sauber zu halten; wenn sie sie bedient, müssen ihre Hände wie ihre Kleider sauber sein. Wenn sie bemerkt, daß ihre Herrin oder deren Gemahl etwas Unrechtes thut, so berichte sie dem einen wie dem andern nichts davon, es müßte denn eine schwere Schuld sein; in diesem Falle ermahne sie die Frau an ihre Pflicht, und wenn alles nicht hilft, sage sie es dem Manne.

Ein junges Mädchen trete nicht bei einem unverheiratheten Herrn in Dienst. Im Kochen und in allen andern Dingen sei sie reinlich; vor jungen Männern nehme sie sich in Acht, sie vermeide es, sich zu sehr zu putzen; wenn sie einen Liebhaber oder Verwandte hat, so trage sie ihnen nicht die Kleider aus dem Hause ihrer Herrschaft zu. Endlich sei sie bestrebt, etwas für ihre alten Tage zurückzulegen.

Ein umfänglicher Abschnitt ist den Kinderfrauen zugewiesen, in welchem die Behandlung kleiner Kinder bis in die größten Einzelheiten dargelegt wird. Da es nicht bloß für Mütter, sondern auch für Aerzte von Interesse ist, zu erfahren, wie man damals dieses wichtige Capitel des menschlichen Lebens ansah, so werde ich mir gestatten, auch hieraus dasjenige her-

vorzuheben, was von allgemeinerer Bedeutung ist. Zunächst wird es uns auffallen, den Gegenstand da abgehandelt zu sehen, wo von Dienerinnen die Rede ist, während wir eher erwarten sollten, daß unter den Pflichten der verheiratheten Frau auch ihre Pflichten als Mutter eingehende Erwähnung fänden. Allein wir haben nicht zu vergessen, daß in erster Linie diese Lebensregeln für Frauen der höheren Stände, ja der höchsten Kreise geschrieben sind, und in diesen war allerdings in den ersten Jahren die Pflege der Kinder ausschließlich den Ammen und Wärterinnen zugewiesen. Zur Abhärtung der Haut der Neugeborenen wird der Gebrauch des Salzes und ähnlicher Substanzen empfohlen, nur Nase und Mund dürfe man nicht einsalzen. Beim Wickeln des Kindes hat die Kinderfrau dasselbe sanft zu berühren, sie wickle es nicht zu fest, damit es nicht Schmerz empfinde und schreie, aber auch nicht zu lose, damit es nicht die Händchen herausziehen und sich in die Augen kratzen könne. Besonders Bedacht zu nehmen ist auf die Formung der Gliedmaßen des Kindes, und wo die Natur einen Mangel oder einen Fehler zeigt, ist ihr auf künstlichem Wege nachzuhelfen. Ist die Nase zu flach, so muß man sie zu erhöhen, ist sie zu hoch, sie zu senken suchen; die niedrigen Augenbrauen sind zu erheben, das zu breite Gesicht zurecht zu rücken, das zu kurze zu verlängern, das lange zu verkürzen, die kurzen Lippen müssen gezogen werden. Man sieht, das Kind wird wie eine Kautschukfigur behandelt, der man jede beliebige Form geben kann.

Wenn ein Kind auf beiden Augen schielend geboren ist, so lasse man es an einem Orte schlafen, an welchem das Licht von einer Seite kommt, die derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher das Kind schielt; indem dasselbe dann beim Einschlafen nach der Lichtseite sich wendet, wird es allmählich geradesehend. Schielt es nur auf einem Auge, so umwickle man ihm das geradesehende und lasse ihm das andere frei, indem man bezüglich der Beleuchtung des Schlafzimmers dieselbe Methode wie in dem früheren Falle beobachtet.

Die Schultern des Kindes mache man glatt, die Hände

wohlerzogen. Beim Essen sei sie mäßig und trinke wenig und zwar nur Wein, der mit Wasser gemischt ist; denn wenn schon einem Manne die Trunkenheit übel ansteht, wie viel mehr einer Frau! Sie lege die Arme nicht auf den Tisch, denn das ist grobe Manier; ebensowenig stütze sie den Kopf mit den Händen oder liege ihrer Erzieherin am Halse. Wenn wir erwägen, daß diese Lehren für eine Königstochter bestimmt sind, so können wir uns von dem Durchschnitt guten Benehmens in damaliger Zeit eine ungefähre Vorstellung machen.

Wenn die junge Dame von Eltern oder Gefährtinnen zum Singen veranlaßt wird, so singe sie sanft und leise; dabei stehe sie ruhig, halte die Augen gesenkt und wende den Respectspersonen das Gesicht zu. Wenn sie auf eine ähnliche Aufforderung hin tanzen muß, so geschehe es ehrbar und ohne Ueppigkeit, nicht so wie die Gauklerinnen zu tanzen pflegen. Wenn sie einen Kranz auf dem Haupte trägt (einen solchen entweder aus Blumen oder künstlich gemacht zu tragen, war allgemeine Sitte junger Mädchen), so sei derselbe niedlich und klein; und je schöner sie selbst ist, um so kleiner, denn nicht der Schmuck macht das Frauenzimmer, sondern das Frauenzimmer den Schmuck. Muß sie über etwas lachen, so geschehe es nicht so, daß sie ihre Zähne dabei zeige, was nicht artig wäre; muß sie weinen, so thue sie es, ohne einen Laut von sich zu geben. Kein Fluch, kein niedriges und gemeines Wort komme aus ihrem Munde.

Geht sie mit der Mutter zur Kirche, so achte sie darauf, anständig dazustehen und zu beten und das Paternoster zu sagen, wie sie es von der Mutter und anderen Frauen sieht.

Wenn ein Ritter beauftragt wird, sie an den Platz zurück zu führen oder sie aufs Pferd zu heben, so sei sie züchtig und schamhaft an seinem Arme, in ihre Kleider geschlossen und halte die Augen demüthig gesenkt.

Sie lerne lesen und schreiben, damit, wenn sie einmal Landesherrin wird, sie besser das Regiment führen könne.

Die Tochter eines Marchese oder Herzogs, eines Grafen oder Barons hat ein ähnliches Benehmen zu beobachten, nur

Beim Entwöhnen des Kindes werden bittere Sache angewendet, nur müssen dieselben unschädlich sein. Als erstes Nahrungsmittel nach der Milch wird empfohlen Brod, das in Honigwasser oder in Milch oder in Wasser, mit etwas Wein gemischt, eingetaucht ist. Dann gehe man zu festen Dingen über und gebe ihm Nüsse, die man aus Brod und Zucker geformt hat.

Fängt das Kind an zu laufen, so hüte man es vor großen Schritten und vor harten Wegen; auch beim Sitzen wähle man einen weichen Platz. Man gehe nicht mit ihm an hochgelegene Orte, denn es könnte einen fliegenden Vogel haschen wollen und fallen, auch nicht an Quellen und Brunnen, denn wenn es sein Bild im Wasser sieht, läuft es hinein. Auch lasse man es nicht hingehen, wo Leute schwimmen, denn in seinem Nachahmungstriebe möchte es ebenso thun wollen. Man flöße ihm Furcht vor allem Dunkeln ein, ebenso vor dem Feuer, vor Pferden, Hunden und anderen Thieren, damit es sich nicht an dieselben heranwage. Auch lasse man es keinem Hunde oder keiner Katze Brod geben, denn die Thiere schnappen manchmal nach der Hand des Kindes. Man lasse ihm kein Eisen oder Messer, Glas oder Stock in den Händen, insbesondere wenn es Zähne bekommt. Die Zähne muß man mit den Händen sanft in die richtige Lage und Stellung bringen.

Wenn das Kind anfängt zu sprechen, so nimmt man einen großen Spiegel und läßt hinter denselben ein Kind treten, das bereits sprechen kann und läßt dieses Worte vorsprechen; wenn dann das kleinere Kind sich im Spiegel sieht und sprechen hört, wird es glauben, es spreche ein Kind, das wie es selber sei, und wird sich bemühen, es ihm nachzuahmen.

Ist die Wärterin mit dem Kinde im Freien, so nehme sie es vor Bettlern und Landstreichern in Acht, die oftmals Kinder stehlen, ihnen die Glieder brechen und dann mit ihnen bettelnd umherziehen. Ist es das Kind eines vornehmen Mannes, der Feinde hat, so hüte man es, daß es nicht entführt werde.

Man halte es fern von Orten, wo schädliche Pflanzen und giftige Früchte sind und schlage es, wenn es diese oder Steine, Asche oder Kohlen in den Mund steckt. In der Nähe von

Feuer lasse man es nicht allein. Da Kinder leicht fallen, so machen ihnen manche eine Kapuze, die vorn und hinter der Stirn mit gutem festem Leder besetzt ist, damit es beim Fallen sich nicht Schaden thue.

Die Wärterin hüte sich, wenn das Kind bei ihr im Bett liegt, es so zu halten, daß sie das Kind etwa im Schlafe erdrücken könne. Man gewöhne das Kind mit geschlossenen Augen zu schlafen, namentlich im Freien, denn manchmal hacken die Raben den schlafenden Kleinen die Augen aus; auch mit geschlossenem Munde zu schlafen, muß es sich gewöhnen, damit nicht eine Spinne oder Grille ihm in den Mund hineinkrieche.

Für die Frauen aus den untersten Ständen werden ebenfalls manche Verhaltungsmaßregeln gegeben, die uns einen hübschen Einblick in das Leben und Treiben der Zeit gewähren. Einer Barbiererin wird eingeschärft, auf das Bad und das Scheermesser zu achten, und wenn sie an der Kehle rasirt, nicht an eitle Dinge zu denken. Die Hökersfrau soll nicht grüne Blätter zu alten Früchten legen, damit sie wie frisch erscheinen; nicht die besten Früchte obenauf legen, nicht die Feigen salben, um sie reifer zu machen und sie nicht ins Wasser halten, endlich nichts von den Mägden kaufen, die es ihrer Herrschaft gestohlen haben. Die Müllersfrau halte das Mehl nicht an feuchtem Orte, um das Gewicht zu vermehren. Die Hühner- und Wildprethändlerin wasche nicht Eier und Wildpret, damit es frischer erscheine, und drücke nicht die Kapaunen oder Rebhühner, um die Adern dicker zu machen, fülle auch nicht den Kropf, um dem Geflügel eine größere Schwere zu geben.

Ein weiterer Abschnitt gibt allgemeine Belehrungen für Frauen aller Stände. In ihnen ist viel Wahres und Richtiges ausgesprochen; ich will auch hier nur einige wenige Proben geben. Viel Frauen gehen auf der Straße, das Paternoster in der Hand, und eitle Gedanken im Herzen. Viele Frauen gehen nur in die Predigt, um sich zu zeigen und bewundern zu lassen. Einer Frau niedrigen Standes ziemt nicht, ebensolche Kleider zu tragen wie eine Vornehme. Jede kluge Frau ist schön, aber nicht jede schöne auch klug. Hüte dich vor dem

Ärzte, der weniger auf deine Krankheit, als auf deine schönen Züge achtet.

Auch auf die Schönheitsmittel hat unser Verfasser sein Augenmerk gerichtet. Nach ihm ist die Anwendung von substanziellen und groben Salben zu meiden, denn sie machen die Zähne schwarz, die Lippen grün und die Haut alt; wenigstens soll man sich hüten, sie bei kalter Witterung zu brauchen. Mäßiges Essen und Trinken verbunden mit Fröhlichkeit erhält frisch; Schmerz und Trauer machen alt. Zur Pflege der Haut werden Bäder von süßem lauem Wasser empfohlen, die im Zimmer, aber nicht zu häufig, genommen werden müssen; Bäder, in denen warme Kräuter gekocht sind, machen die Haut roth und dann schwarz. Zu viel Wachen und zu viel Schlafen macht die Haut alt und gelb, sie bedeckt halten, erhält sie dagegen zart und weiß.

Wie man einen Liebestrank in Speise und Getränk einzugeben habe, wird gleichfalls gelehrt, nur müsse man sich hüten, daß davon Leute bekommen, unter denen Liebe nicht gestattet ist. Mehr werth aber als der Liebestrank, der zur Liebe *zwingt*, ist die *freie* Macht des menschlichen Gemüthes, und hier findet sich eine sehr richtige Bemerkung, mit welcher ich diese Mittheilungen schließen will.

Manche Mütter rathen ihren Töchtern, wenn sie sich verheirathen, es so zu machen, daß sie das erste Mal bei einer Meinungsverschiedenheit ihren Willen durchsetzen, dann würden sie es immer und überall. Diese wissen nicht, sagt Francesco, daß es besser ist, mit Demuth zu siegen, die stärker ist als jede andere Macht.

Ueberblicken wir, am Schlusse angelangt, noch einmal die hier gegebenen Lehren, so kann uns nicht entgehen, daß der individuellen Freiheit des Weibes außerordentlich wenig Spielraum gelassen ist. Für die geringsten Dinge besteht eine Vorschrift, jeder Schritt und Tritt wird durch eine Anweisung geregelt. Und alle diese Regeln sind im wesentlichen berechnet auf den Schein. Wiederholt wird geradezu ausgesprochen, das Mädchen, die Frau solle sich bemühen, so und so zu scheinen,

und dies sogar in Situationen, die von entscheidender Bedeutung für das ganze Leben sind. Am Tage der Vermählung soll sie sich den Anschein geben, als empfinde sie Furcht vor der bevorstehenden Ehe, als sei sie traurig und betrübt; beim ersten Betreten des Hauses ihres Gatten soll sie thun, als wenn sie denselben gar nicht sähe. Ist damit nicht eine bedenkliche Anleitung zur Verstellung, zur Heuchelei gegeben? Wir sind weit davon entfernt, gegen den guten Francesco Barberino einen Vorwurf zu erheben, daß er etwa die Frauen seiner Zeit habe zu Heuchlerinnen machen wollen. Nicht er hat ja diese Regeln erfunden, nicht seine persönlichen Ansichten spricht er aus, er zeichnet nur auf, was der allgemeine Gebrauch war und fügt höchstens zuweilen eine ethische Motivirung hinzu. Diese Motivirungen enthalten zum Theil viel wahre und treffende Bemerkungen; die Regeln selbst aber sind durchaus auf eine äußerliche Uniformirung des Benehmens wie des Denkens berechnet.

Und vielleicht eben deswegen ist das praktische Resultat, das mit ihnen erreicht wurde, ein wenig erfreuliches gewesen. Schon aus den Andeutungen Dantes ersehen wir, wie wenig die Wirklichkeit dem hier Geforderten entsprach; viel tiefer aber in die Wirklichkeit blicken wir durch die reich entfaltete italienische Novellenliteratur, die vor allem für das bürgerliche Leben eine Fundgrube kulturgeschichtlicher Erkenntniß ist. Ich erinnere nur an die bekannteste und berühmteste Sammlung, an Boccaccios Decamerone. Wie steht es da mit den Frauen! Der Kreis, in welchem jene Novellen erzählt werden, gehört den besten Ständen an; mit welcher Ungenirtheit oder verständlich genug andeutender Lüsternheit werden hier in gemischter Gesellschaft, und zum Theil von Frauen selbst, Geschichten vorgetragen, die eine höchst bedenkliche Freiheit der Sitten bekunden.

Im Fortschritt der Jahrhunderte lag es, daß die Schranken, die die freie Bewegung des Weibes einengten, weiter gezogen wurden und wahrlich nicht zum Nachtheil der Sittlichkeit.

Zwar das Ceremoniell ist niemals ganz aus dem Leben geschwunden. Namentlich in den höchsten Ständen, in den

höfischen Kreisen hat es immer bestanden und besteht noch, ja es darf wohl behauptet werden, daß jene Kreise ohne ein gewisses Ceremoniell überhaupt nicht bestehen können. Indeß auch in ihnen hat, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, die Steifheit und Aeußerlichkeit sehr wesentlich abgenommen. Ein Empfang bei Hofe mit seinen vorgeschriebenen Verbeugungen und Reverenzen ist heutzutage nicht entfernt mehr so complicirt, wie noch im vorigen Jahrhundert. Leutselige Fürsten unserer Zeit trachten vielmehr geflissentlich danach, das sie umgebende Hofceremoniell möglichst einzuschränken und freiere, natürlichere Formen des Verkehrs auch bei Hofe einzuführen. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz des deutschen Reiches dürfen in dieser Beziehung wohl als leuchtende Vorbilder echt menschlicher Gesinnung hingestellt werden, während das zweimal aus der Revolution hervorgegangene französische Empire sich gerade in der Wiederbelebung eines höfischen Ceremoniells gefiel und großen Werth auf die Beobachtung der höfischen Formen legte.

In den bürgerlichen Kreisen hat sich eine zwanglosere Form des geselligen Lebens mehr und mehr Bahn gebrochen. Im Bauernstande dagegen wurzelt ein festes Ceremoniell viel tiefer, und wenn es auch im gewöhnlichen Leben wenig oder gar nicht hervortritt, so dafür um so stärker und bestimmter bei allen feierlichen Ereignissen. Diese bewegen sich durchaus in einer festen Form, in festen Gebräuchen; und mancher derselben reicht seinem Ursprunge nach in schon frühe Jahrhunderte zurück. Wer wird das tadeln wollen? In der Feststimmung nimmt jeder Mensch unwillkürlich feierlichere Formen an, und es ist daher vollkommen begreiflich und berechtigt, daß bei solchen Anlässen sich ein bestimmter Ritus festsetzt und erhält.

Im ruhigen Gleichmaß der Tage aber strebt der Mensch heutzutage nach möglichster Freiheit und Ungebundenheit der geselligen Formen. Bücher wie Knigges Umgang mit Menschen werden heut kaum mehr geschrieben, kaum mehr in anderem als rein literarischen Interesse gelesen. Doch soll, wie mir berichtet wird, die Nachfrage nach Albertis Complimentirbuch und ähnlichen Werken in gewissen Kreisen des Lebens noch immer

ihrem Gatten, sondern verspare das auf gelegene Zeit. Sieht sie ihn verstimmt, so bemühe sie sich, schweigend oder sprechend, ihn seiner Mißstimmung zu entreißen. Auch das Benehmen und Verhalten in der dann folgenden Zeit wird der jungen Frau vorgezeichnet und nicht weniger als 57 Dinge ihr eingeschärft, die sie beobachten muß. Auch hieraus nur Einiges als Probe. Sie nehme keine Dienerin oder Kammerfrau an, die schöner ist als sie selbst, trifft sie aber eine solche bereits im Hause, so suche sie sie auf gute Art zu entfernen; ebenso, wenn sie jünger, ob auch weniger schön ist als sie selbst. Sie suche zu erfahren, was man von ihr spricht, damit sie wisse, auf welche Mängel an sich sie etwa zu achten hat. Zu ihrem Beichtvater wähle sie einen Mann von gutem Rufe, lieber einen alten als einen jungen.

Wenn ihr Gatte sich plötzlich waffnen muß, so helfe sie ihm dabei, ebenso beim Entwaffnen. Wenn er sich Kleider machen läßt, so stehe sie dabei und mache den Schneider aufmerksam, damit ihm alles gut passe.

Ist er krank, so pflege sie ihn; wird sie selbst krank und ihr Gatte besucht sie, so stelle sie ihm ihren Zustand besser dar, nur dem Arzt und ihren nächsten Verwandten sage sie den wahren Sachverhalt.

Findet sie schon Kinder im Hause vor, so halte sie sie wie ihre eigenen, sorge für sie aufs beste und entschuldige ihre Fehler, außer wo eine Strafe noth thut, um sie zu bessern.

Ist von der verstorbenen Frau die Rede, so spreche sie von ihr wie von einer Schwester.

Das nächste Lebensstadium ist das der Wittwe. Ist sie jung und ohne Kinder, so bringe sie das Trauerjahr im Hause ihres Gatten oder in dem ihrer Familie zu; wollen dann ihre Verwandten sie wieder vermählen, so thut sie gut, darein zu willigen. Ist sie alt, so halte sie ihr Wittwenthum in Ehrbarkeit im Hause ihres verstorbenen Mannes oder in ihrem eigenen. Hat sie aber Kinder, so bleibe sie mit denselben zusammen, gebe ihrer Tochter eine gute Erzieherin, den Söhnen wähle sie verständige und gereifte Ritter aus; für ihr Haus suche sie

einen Principale (Hausverwalter), der von allen ihren Untergebenen gefürchtet ist. Wachsen die Söhne heran, so lasse sie sie in Waffen und Wissenschaften unterrichten, die Töchter erziehe sie nach den früher angegebenen Grundsätzen.

Ist sie Herrin ihres Vermögens, so sei sie dafür dankbar, hat sie Söhne, so erhalte sie es diesen; hat sie keine, ihren Verwandten. Sie bereichere nicht ihre eigene Familie auf Kosten derjenigen ihres Mannes, insbesondere wenn aus erster Ehe Kinder da sind.

Eine Wittwe aus den mittleren oder unteren Lebenskreisen nehme in ihre Dienste keine Männer oder jungen Leute, und wenn sie solche zur Erziehung ihrer Söhne braucht, so sei ihre Wohnung von der Wohnung der Söhne abgesondert. Geistliche lasse sie nicht zu oft in ihr Haus kommen. In Bezug auf Kleidung halte sie Maß und mache sich nicht zu hübsch; sie meide Tänze und andere Eitelkeiten, spreche gern von ihrem verstorbenen Gatten und suche, selbst wenn er Fehler hatte, dieselben zu verhüllen. Die Thüren ihres Hauses lasse sie zeitig schließen und spät öffnen.

Wie wenig das Bild der Wirklichkeit den hier gestellten Forderungen entsprach, deutet uns Dante an, der seinen Freund Foresi im Fegefeuer trifft und seine Verwunderung ausspricht, ihn schon im Kreise der sich läuternden Seelen zu finden. (Fegef. 23, 85 ff.).

Drauf er: So schnell gefördert ward mein Sehnen
Nach dieses bittersüßen Trankes Leid
Durch meiner Nella maßlos heiße Thränen.

Andächt'gem Flehn und Seufzern nur geweiht,
Hat sie dem Strand mich, wo man harrt, entzogen
Und von den andern Kreisen mich befreit.

Und um so mehr ist Gott hold und gewogen
Der Wittwe, die so lieb mir war und werth,
Je seltner guten Wandels wird gepflogen.

Das letzte Lebensstadium ist das der Wiederverheiratheten. Bekommt die Wittwe einen bessern Mann, so danke sie Gott und mache es nicht wie viele, die immer zeigen wollen, daß der

erste besser war und bei jeder Gelegenheit sagen: So machte es mein Seliger. Und selbst wenn der zweite Gatte schlechter ist, so thue sie, als sei er so, wie sie ihn verlangt. Den ersten halte sie im Herzen und bete zu Gott für ihn, spreche aber wenig von ihm in Gegenwart des zweiten, und wenn es ja geschieht, so sei es so, daß der zweite nicht vermuthe, sie denke an den Verstorbenen lieber. Kleider und Schmuck, die sie vom ersten erhalten, wolle sie nicht in Gegenwart des zweiten anthun. Die Sitten des Hauses in ihrer ersten Ehe trachte sie nicht in die zweite einzuführen, damit es nicht scheine, als verachte sie das Neue.

Wir übergehen die Belehrungen, welche der Dichter einem Frauenzimmer geistlichen Standes ertheilt und wollen nur noch kurz das erwähnen, was er als beachtenswerth für ein Mädchen oder eine Frau in dienender Stellung bezeichnet. Eine Cameriera hat den Schmuck und die Geräthe ihrer Herrin rein und sauber zu halten; wenn sie sie bedient, müssen ihre Hände wie ihre Kleider sauber sein. Wenn sie bemerkt, daß ihre Herrin oder deren Gemahl etwas Unrechtes thut, so berichte sie dem einen wie dem andern nichts davon, es müßte denn eine schwere Schuld sein; in diesem Falle ermahne sie die Frau an ihre Pflicht, und wenn alles nicht hilft, sage sie es dem Manne.

Ein junges Mädchen trete nicht bei einem unverheiratheten Herrn in Dienst. Im Kochen und in allen andern Dingen sei sie reinlich; vor jungen Männern nehme sie sich in Acht, sie vermeide es, sich zu sehr zu putzen; wenn sie einen Liebhaber oder Verwandte hat, so trage sie ihnen nicht die Kleider aus dem Hause ihrer Herrschaft zu. Endlich sei sie bestrebt, etwas für ihre alten Tage zurückzulegen.

Ein umfänglicher Abschnitt ist den Kinderfrauen zugewiesen, in welchem die Behandlung kleiner Kinder bis in die größten Einzelheiten dargelegt wird. Da es nicht bloß für Mütter, sondern auch für Aerzte von Interesse ist, zu erfahren, wie man damals dieses wichtige Capitel des menschlichen Lebens ansah, so werde ich mir gestatten, auch hieraus dasjenige her-

vorzuheben, was von allgemeinerer Bedeutung ist. Zunächst wird es uns auffallen, den Gegenstand da abgehandelt zu sehen, wo von Dienerinnen die Rede ist, während wir eher erwarten sollten, daß unter den Pflichten der verheiratheten Frau auch ihre Pflichten als Mutter eingehende Erwähnung fänden. Allein wir haben nicht zu vergessen, daß in erster Linie diese Lebensregeln für Frauen der höheren Stände, ja der höchsten Kreise geschrieben sind, und in diesen war allerdings in den ersten Jahren die Pflege der Kinder ausschließlich den Ammen und Wärterinnen zugewiesen. Zur Abhärtung der Haut der Neugeborenen wird der Gebrauch des Salzes und ähnlicher Substanzen empfohlen, nur Nase und Mund dürfe man nicht einsalzen. Beim Wickeln des Kindes hat die Kinderfrau dasselbe sanft zu berühren, sie wickle es nicht zu fest, damit es nicht Schmerz empfinde und schreie, aber auch nicht zu lose, damit es nicht die Händchen herausziehen und sich in die Augen kratzen könne. Besonders Bedacht zu nehmen ist auf die Formung der Gliedmaßen des Kindes, und wo die Natur einen Mangel oder einen Fehler zeigt, ist ihr auf künstlichem Wege nachzuhelfen. Ist die Nase zu flach, so muß man sie zu erhöhen, ist sie zu hoch, sie zu senken suchen; die niedrigen Augenbrauen sind zu erheben, das zu breite Gesicht zurecht zu rücken, das zu kurze zu verlängern, das lange zu verkürzen, die kurzen Lippen müssen gezogen werden. Man sieht, das Kind wird wie eine Kautschukfigur behandelt, der man jede beliebige Form geben kann.

Wenn ein Kind auf beiden Augen schielend geboren ist, so lasse man es an einem Orte schlafen, an welchem das Licht von einer Seite kommt, die derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher das Kind schielt; indem dasselbe dann beim Einschlafen nach der Lichtseite sich wendet, wird es allmählich geradesehend. Schielt es nur auf einem Auge, so umwickle man ihm das geradesehende und lasse ihm das andere frei, indem man bezüglich der Beleuchtung des Schlafzimmers dieselbe Methode wie in dem früheren Falle beobachtet.

Die Schultern des Kindes mache man glatt, die Hände

lang und schön, die Fingernägel entblöße man von der Haut und erhöhe sie von der Seite, daß sie eine Rundung bekommen; die Füße drücke man in rechte Form, namentlich die zu großen Fersen, der Rücken des Fußes ist möglichst zu erhöhen. Es galt im ganzen Mittelalter, auch bei Deutschen und Franzosen für schön, einen geschweiften Fuß zu haben, während der Plattfuß mit Recht als unschön betrachtet wurde. Hätte man damals schon die hohen Absätze der Damenstiefeln gekannt, so würde man sich die Mühe, der Natur durch Drücken nachzuhelfen, erspart haben. So, fügt Francesco naiv hinzu, kannst du das Kind wie Wachs bilden, aber vermeide es, Gewalt dabei anzuwenden.

Im Hause darf man das Kind nicht zu warm halten, auch darf es nicht zu hell im Zimmer sein, eher etwas dunkel. Beim Schlafen muß es mit dem Kopfe höher liegen, der Hals oder irgend ein anderer Körpertheil darf beim Liegen nicht gekrümmt sein. Nach dem Hauptschlafe wird das Kind gewaschen, bald mit kaltem, bald mit warmem, bald mit lauem Wasser, aber niemals mit kochendem, zuweilen zweimal, sogar dreimal am Tage. Man nehme sich aber in Acht, daß beim Waschen ihm das Wasser nicht in die Ohren hineindringe. Wenn es im Bade mit den Beinchen zappelt, so lasse man es ruhig gewähren, denn das stärkt. Zur Winterszeit wasche man es am Fuße des Herdes.

Nach dem Bade werden die Gelenke mit Oel gesalbt, dann wird es mit weichen Tüchern abgetrocknet, die man bei kalter Witterung vorher gewärmt hat.

Man trage ein Kind nicht zu Kranken oder zu Leuten mit krankem Gesicht, damit es nicht in böse Augen sehe. Auch hüte man es vor den Frauen, die es gern aus Liebe zu kleinen Kindern sehen möchten, denn manche unter ihnen kann den bösen Blick haben und dem Kinde dadurch schaden. Auch entziehe man es den Frauen, die es gern küssen wollen.

Die Wärterin oder Amme singe dem Kindlein Lieder vor, das Singen dient dazu, die Seele des Kindes zu erfreuen und es einzuschläfern.

Beim Entwöhnen des Kindes werden bittere Sache angewendet, nur müssen dieselben unschädlich sein. Als erstes Nahrungsmittel nach der Milch wird empfohlen Brod, das in Honigwasser oder in Milch oder in Wasser, mit etwas Wein gemischt, eingetaucht ist. Dann gehe man zu festen Dingen über und gebe ihm Nüsse, die man aus Brod und Zucker geformt hat.

Fängt das Kind an zu laufen, so hüte man es vor großen Schritten und vor harten Wegen; auch beim Sitzen wähle man einen weichen Platz. Man gehe nicht mit ihm an hochgelegene Orte, denn es könnte einen fliegenden Vogel haschen wollen und fallen, auch nicht an Quellen und Brunnen, denn wenn es sein Bild im Wasser sieht, läuft es hinein. Auch lasse man es nicht hingehen, wo Leute schwimmen, denn in seinem Nachahmungstriebe möchte es ebenso thun wollen. Man flöße ihm Furcht vor allem Dunkeln ein, ebenso vor dem Feuer, vor Pferden, Hunden und anderen Thieren, damit es sich nicht an dieselben heranwage. Auch lasse man es keinem Hunde oder keiner Katze Brod geben, denn die Thiere schnappen manchmal nach der Hand des Kindes. Man lasse ihm kein Eisen oder Messer, Glas oder Stock in den Händen, insbesondere wenn es Zähne bekommt. Die Zähne muß man mit den Händen sanft in die richtige Lage und Stellung bringen.

Wenn das Kind anfängt zu sprechen, so nimmt man einen großen Spiegel und läßt hinter denselben ein Kind treten, das bereits sprechen kann und läßt dieses Worte vorsprechen; wenn dann das kleinere Kind sich im Spiegel sieht und sprechen hört, wird es glauben, es spreche ein Kind, das wie es selber sei, und wird sich bemühen, es ihm nachzuahmen.

Ist die Wärterin mit dem Kinde im Freien, so nehme sie es vor Bettlern und Landstreichern in Acht, die oftmals Kinder stehlen, ihnen die Glieder brechen und dann mit ihnen bettelnd umherziehen. Ist es das Kind eines vornehmen Mannes, der Feinde hat, so hüte man es, daß es nicht entführt werde.

Man halte es fern von Orten, wo schädliche Pflanzen und giftige Früchte sind und schlage es, wenn es diese oder Steine, Asche oder Kohlen in den Mund steckt. In der Nähe von

leicht fallen, so
und hinter der
es beim Fallen

ihr im Bett
Schlafe er=
Augen
backen die
auch mit ge=
damit
einkrieche.
werden eben=
uns einen
gewähren.
und das
nicht
grüne
;
salben,
end=
ge=
Hühner=
damit es
oder Rebhühner.
nicht den Kropf, um
zu geben.

allgemeine Belehrungen für
ist viel Wahres und Richtiges
hier nur einige wenige Proben
auf der Straße, das Paternoster
Gedanken im Herzen. Viele Frauen
um sich zu zeigen und bewundern
niedrigen Standes ziemt nicht, eben=
wie eine Vornehme. Jede kluge Frau
schöne auch klug. Hüte dich vor dem

Ärzte, der weniger auf deine Krankheit, als auf deine schönen Züge achtet.

Auch auf die Schönheitsmittel hat unser Verfasser sein Augenmerk gerichtet. Nach ihm ist die Anwendung von substanziellen und groben Salben zu meiden, denn sie machen die Zähne schwarz, die Lippen grün und die Haut alt; wenigstens soll man sich hüten, sie bei kalter Witterung zu brauchen. Mäßiges Essen und Trinken verbunden mit Fröhlichkeit erhält frisch; Schmerz und Trauer machen alt. Zur Pflege der Haut werden Bäder von süßem lauem Wasser empfohlen, die im Zimmer, aber nicht zu häufig, genommen werden müssen; Bäder, in denen warme Kräuter gekocht sind, machen die Haut roth und dann schwarz. Zu viel Wachen und zu viel Schlafen macht die Haut alt und gelb, sie bedeckt halten, erhält sie dagegen zart und weiß.

Wie man einen Liebestrank in Speise und Getränk einzugeben habe, wird gleichfalls gelehrt, nur müsse man sich hüten, daß davon Leute bekommen, unter denen Liebe nicht gestattet ist. Mehr werth aber als der Liebestrank, der zur Liebe *zwingt*, ist die *freie* Macht des menschlichen Gemüthes, und hier findet sich eine sehr richtige Bemerkung, mit welcher ich diese Mittheilungen schließen will.

Manche Mütter rathen ihren Töchtern, wenn sie sich verheirathen, es so zu machen, daß sie das erste Mal bei einer Meinungsverschiedenheit ihren Willen durchsetzen, dann würden sie es immer und überall. Diese wissen nicht, sagt Francesco, daß es besser ist, mit Demuth zu siegen, die stärker ist als jede andere Macht.

Ueberblicken wir, am Schlusse angelangt, noch einmal die hier gegebenen Lehren, so kann uns nicht entgehen, daß der individuellen Freiheit des Weibes außerordentlich wenig Spielraum gelassen ist. Für die geringsten Dinge besteht eine Vorschrift, jeder Schritt und Tritt wird durch eine Anweisung geregelt. Und alle diese Regeln sind im wesentlichen berechnet auf den Schein. Wiederholt wird geradezu ausgesprochen, das Mädchen, die Frau solle sich bemühen, so und so zu scheinen,

[illegible]

[illegible] Erkenntniß ist. [illegible]
[illegible] Sammlung, [illegible]
[illegible] mit den Frauen. [illegible]
[illegible] werden, gehört den [illegible]
[illegible] verständlich [illegible]
[illegible] Persönlichkeit, [illegible]

höfischen Kreisen hat es immer bestanden und besteht noch, ja es darf wohl behauptet werden, daß jene Kreise ohne ein gewisses Ceremoniell überhaupt nicht bestehen können. Indeß auch in ihnen hat, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, die Steifheit und Aeußerlichkeit sehr wesentlich abgenommen. Ein Empfang bei Hofe mit seinen vorgeschriebenen Verbeugungen und Reverenzen ist heutzutage nicht entfernt mehr so complicirt, wie noch im vorigen Jahrhundert. Leutselige Fürsten unserer Zeit trachten vielmehr geflissentlich danach, das sie umgebende Hofceremoniell möglichst einzuschränken und freiere, natürlichere Formen des Verkehrs auch bei Hofe einzuführen. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz des deutschen Reiches dürfen in dieser Beziehung wohl als leuchtende Vorbilder echt menschlicher Gesinnung hingestellt werden, während das zweimal aus der Revolution hervorgegangene französische Empire sich gerade in der Wiederbelebung eines höfischen Ceremoniells gefiel und großen Werth auf die Beobachtung der höfischen Formen legte.

In den bürgerlichen Kreisen hat sich eine zwanglosere Form des geselligen Lebens mehr und mehr Bahn gebrochen. Im Bauernstande dagegen wurzelt ein festes Ceremoniell viel tiefer, und wenn es auch im gewöhnlichen Leben wenig oder gar nicht hervortritt, so dafür um so stärker und bestimmter bei allen feierlichen Ereignissen. Diese bewegen sich durchaus in einer festen Form, in festen Gebräuchen; und mancher derselben reicht seinem Ursprunge nach in schon frühe Jahrhunderte zurück. Wer wird das tadeln wollen? In der Feststimmung nimmt jeder Mensch unwillkürlich feierlichere Formen an, und es ist daher vollkommen begreiflich und berechtigt, daß bei solchen Anlässen sich ein bestimmter Ritus festsetzt und erhält.

Im ruhigen Gleichmaß der Tage aber strebt der Mensch heutzutage nach möglichster Freiheit und Ungebundenheit der geselligen Formen. Bücher wie Knigges Umgang mit Menschen werden heut kaum mehr geschrieben, kaum mehr in anderem als rein literarischen Interesse gelesen. Doch soll, wie mir berichtet wird, die Nachfrage nach Albertis Complimentirbuch und ähnlichen Werken in gewissen Kreisen des Lebens noch immer